(Serie 10.)

Wochenbände

für das

geistige und materielle Wohl

des

deutschen Volkes.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.

Mit einer Menge von Abbildungen.

Nr. 271—278.

enthält:

Die Menagerie IV.

Neue, durchaus verbesserte Auflage.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.

China und die Chinesen IV. — Darstellung des Magnetismus.

Die Menagerie IV. — China und die Chinesen II. — China und die Chinesen III.

Die
Menagerie,

oder

Beschreibung und Abbildung

der

vierfüßigen Thiere nach lebendigen Exemplaren.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt

von

Wm. Drugulin.

✱

Vierter Band.

Naturgeschichte der Affen, Meerkatzen und Paviane.

Neue verbesserte Auflage.

Mit vielen Abbildungen.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.

Druck der Rieger'schen Officin in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Körperbau, Gewohnheiten und Klassifikation der Cheiropoden.

Von allen wissenschaftlichen Beschäftigungen, denen sich der menschliche Geist hingeben kann, ist die Geschichte der Gewohnheiten und Lebensweise der niederen Thierklassen wohl die interessanteste und populärste. Von früher Jugend bis zum spätesten Alter behält sie ihren Reiz; sie erregt das Staunen und befriedigt die Wißbegier des Landmannes, während sie zu gleicher Zeit dem Moralisten und Philosophen Stoff für das höchste Interesse und die tiefsinnigsten Untersuchungen bieten. Zwar ist die Naturgeschichte bis jetzt noch nicht zu derjenigen Genauigkeit und Bestimmtheit gelangt, welche die mathematischen und physikalischen Wissenschaften charakterisiren; doch stellen sich ihre Grundsätze mit jedem Tage fester, und ein Heer von eifrigen Beobachtern, in allen Theilen der Welt, ist damit beschäftigt, werthvolle Thatsachen in Menge aufzuspeichern, welche mit der Zeit die ganze Gestalt der Wissenschaft ändern, und sie auf gleiche Höhe mit den am weitesten vorgeschrittenen und wichtigsten Wissenszweigen bringen werden. Innerhalb der letzten 20 Jahre allein sind die reißenden Fortschritte, welche die Zoologie gemacht hat, fast ohne Beispiel in der Geschichte der Wisschaften; während die Anwendung ihrer Grundsätze auf das Studium der fossilen Reste ein neues, unbegrenztes Feld für die Forschung erschlossen, und die Geschichte unsres Planeten auf vielleicht Millionen von Jahren vor Erschaffung des Menschen ausgedehnt hat. Als Dr. Young und Champollion den Schlüssel zu den Hieroglyphen der Monumente und Gräber der alten Aegypter entdeckt hatten, begrüßten Alterthums- und Geschichtsforscher deren Untersuchungen als die Morgenröthe eines neuen Tages, welcher die Dunkelheit erhellen sollte, in der eines der wichtigsten und anziehendsten Kapitel der Geschichte des Fortschreitens menschlicher Civilisation seit Jahrhunderten verhüllt gelegen hatte. Doch, was

sind die Ergebnisse dieser Entdeckung, deren Größe und Wichtigkeit wir keineswegs bezweifeln wollen, im Vergleich zu den großartigen Consequenzen, die aus Cuvier's herrlicher Anwendung der Prinzipien der Zoologie und vergleichenden Anatomie auf das Studium der fossilen Knochen und Muscheln hervorgehen, die wir täglich in Felsen und anderen Schichten der festen Erdrinde auffinden! — Wir sind dadurch mit der Gestalt und den Eigenthümlichkeiten Hunderter von Thieren bekannt geworden (worunter sich Geschöpfe von der anomalsten Bildung und riesenhafter Größe befinden), welche unsere Erde viele tausend Jahre vor unsrer jetzigen Schöpfung bewohnten; — der Zustand unsres Planeten, die Natur der Gewächse und Bäume, welche seine Oberfläche bedeckten, und die einander folgenden Veränderungen und Katastrophen, welche er zu erleiden hatte, sind uns auf gleiche Weise offenbart, und das große Buch der Schöpfung selbst vor unserm forschenden Auge aufgeschlagen worden. Young's und Champollions Hieroglyphen haben den Vorhang gelüftet, welcher einen kleinen Theil der Weltbühne den Augen des Zuschauers verbarg, und dies auch nur während einer einzigen Scene; aber die Entdeckungen Cuviers haben das ganze Antlitz der Natur enthüllt, und uns nicht bloß die Geschichte eines unbedeutenden Stammes oder eines einzelnen Volkes gezeigt, sondern das große Theater des Lebens selbst, und die Akte im Drama der Schöpfung, wie sie der Reihe nach darauf gespielt worden sind.

Das Licht, welches diese großartigen Entdeckungen auf die Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion geworfen haben, darf in einem Werke wie das vorliegende nicht übersehen werden. Unwissende und vorurtheilsvolle Menschen, die entweder zu ungebildet sind, um die Wahrheit schätzen zu können, oder zu träg, sich die Mühe ihrer Erforschung zu geben, mögen — wie sie unabläßig in allen Ländern und Zeiten gethan haben, gegen die Neuerungen in der Wissenschaft auftreten; sie mögen jetzt, dem Volke gegenüber, die großen Wahrheiten der Zoologie und Geologie als ketzerisch und antireligiös verschreien, wie sie einst die unschätzbaren Entdeckungen Galilei's, Locke's und Newtons in den Koth zu ziehen strebten, und wenn sie ihren Gründen nicht mehr mittelst des Gefängnisses, der Folter und des Scheiterhaufes Nachdruck geben können, so geschieht dies nicht, weil etwa ihr Fanatismus sich zu christlichem Eifer abgekühlt hätte, sondern weil der Zeitgeist, solchen Mitteln, Meinungen Geltung zu verschaffen, entgegen ist. Man sollte übrigens bedenken, daß die Wahrheit, während

sie die Theorien und falschen Hypothesen der Menschen zerstört, niemals den Offenbarungen der göttlichen Weisheit entgegen sein kann, sondern sie nothwendigerweise unterstützen und bekräftigen muß. — Als die vereinten Lehren der Zoologie und Geologie bewiesen, daß die gegenwärtige Schöpfung nur die letzte einer Reihe von ähnlichen Epochen sei, welche unser Planet bereits durchgangen hat, so schrieen vorurtheilsvolle und anmaßende Männer augenblicklich über Irreligiosität und Unglauben, weil die neue Lehre ihrer eigenen Auslegung der mosaischen Kosmogenie zu widersprechen schien; sie übersahen aber die wichtige Thatsache, daß die nämlichen Lehren, indem sie die neuere Entstehung des Menschengeschlechtes und andere wichtige Gegenstände der göttlichen Offenbarung nachwiesen, die Religion auf einer Grundlage feststellten, der sie bis dahin ermangelt hatte, indem sie die Wahrheit der Offenbarung durch das Zeugniß unserer eigenen Sinne, statt auf die zweifelhafte Autorität menschlicher Ueberlieferung hin, bestätigten. Da es jedoch nicht unsere Absicht ist, weiter auf diesen Gegenstand einzugehen, so verweisen wir diejenigen unserer Leser, welche weitere Belehrung darüber wünschen, auf Dr. Buckland's Bridgewater-Buch, worin derselbe ausführlich abgehandelt ist.

Unser Gegenstand hat ein beschränkteres und weniger hochstrebendes, obgleich vielleicht nicht weniger belehrendes und unterhaltendes Feld. Wir beabsichtigen, den Bau, die Geschichte und die Haushaltung derjenigen Thiere zu untersuchen, welche der Mensch allgemein als die nächste Stufe nach sich selbst in der belebten Natur einnehmend, und eine Art von Verbindungsglied zwischen sich und den niederen Thierklassen bildend, anerkannt hat. Wir meinen natürlich die verschiedenen Klassen der Affen in Asien, Afrika und Amerika. Es gibt indeß noch andere Gruppen, wie z. B. die Makis der alten und die Opossums der neuen Welt, die sich den Affen ihrer respektiven Continente hinsichtlich ihrer Gestalt und Gewohnheiten genau anschließen und die nächsten Glieder der Kette bilden, welche die organischen Verwandtschaften des Thierreichs zusammenhält. Wir werden diese später ausführlich behandeln, jetzt aber nach einer vorläufigen Erklärung einiger weniger nothwendigen Ausdrücke, die auf den folgenden Seiten häufig vorkommen werden, zur Beschreibung der Hauptzüge ihres Baues und ihrer Haushaltung übergehen.

Was zuerst das Wort Mammalia (Säugethiere) anbelangt, so stammt dasselbe aus dem lateinischen Mamma,

Brust oder Euter; es wird gebraucht, um diejenigen Thiere zu bezeichnen, welche mit Saugwarzen zur Ernährung ihrer Jungen versehen sind, und die man im gewöhnlichen Leben vierfüßige Thiere zu nennen pflegt. Dieser letztere Ausdruck ist indeß ganz unpassend, da er der Bestimmtheit ermangelt, welche für wissenschaftliche Zwecke erforderlich ist. Er schließt einestheils den Menschen, die Affen, die Fledermäuse und die Wale von aller Verbindung mit ihren Verwandten aus; auf der andern Seite umfaßt er aber auch die Schildkröten, Krokodile und Eidechsen, womit jene gar keine eigentliche Verwandtschaft besitzen. Aus diesem Grunde schöpfte der unsterbliche Linné das Wort Mammalia, welches den Vortheil hat, diejenige Klasse von Wesen, zu deren Bezeichnung es bestimmt ist, genau zu begrenzen und logisch zu bestimmen. Spätere französische Naturforscher haben zwar Linné's klassischen und eleganten Ausdruck verworfen und, wie es uns scheint, aus bloßer Neuerungssucht dafür das Wort Mammisères substituirt, wir werden jedoch bei der einfachen, ursprünglichen Bezeichnung Mammalia bleiben.

Zweitens müssen wir den Ursprung und die Bedeutung des Wortes Cheiropoden, welches sich im Titel des gegenwärtigen Kapitels befindet und häufig auf den folgenden Blättern vorkommen wird, erklären. Es ist aus den zwei griechischen Wörtern χειρ (cheir) Hand, und πους (pus) Fuß, abgeleitet, und bedeutet, daß die Füße derjenigen Thiere, auf welche es Anwendung findet, wie Hände gebildet sind, oder lange, biegsame, greiffähige Finger und entgegenstehende Daumen besitzen, die nicht nur zur bloßen Fortbewegung von einem Orte zum andern eingerichtet, sondern auch anderer Operationen, wie Festhalten von Gegenständen rc., fähig sind. In einigen Fällen befinden sich diese abstehenden Daumen nur an den vordern Extremitäten, wie bei dem Menschen, und dann werden die Thiere Bimana oder Zweihänder genannt; in andern Fällen findet man sie sowohl an den vordern als hintern Extremitäten, wie bei den gemeinen asiatischen und afrikanischen Affen und den Makis, welche daher collektiv Quadrumana oder Vierhänder heißen; endlich haben die amerikanischen Affen und die Opossums dieses und des australischen Continents nur an den hintern Extremitäten freie, auswärtsstehende Daumen, und erhalten von diesem Umstande den Namen Pedimana oder Fußhänder; und diese drei Familien schließen natürlich alle Varietäten ein, die möglicherweise in der Zahl und Stellung jener bemerkenswerthen und wichtigen Organe vorkommen können. Die Wörter Simiae, Simiadae, Lemu-

ridae und Didelphidae werden gelegentlich in unsern Untersuchungen vorkommen und erfordern deßhalb eine Erklärung. Simiae wird unabänderlich in der alten klassischen Bedeutung des Ausdrucks gebraucht und auf diejenigen menschenähnlichen Thiere der alten Welt angewandt worden, die wir gemeiniglich Affen, Meerkatzen und Paviane nennen; Simiadae wird nur die analogen Arten des neuen Continents einschließen, welche sonst amerikanische und ringelschwänzige Affen genannt werden, und welche, obgleich sie von den verwandten Gruppen Asiens und Amerika's in einigen ihrer wichtigsten Kennzeichen abweichen, doch denselben in ihrem allgemeinen Bau näher stehen als alle andern Thiere, was auch der Name andeuten soll. Die Bezeichnungen Lemuridae und Didelphidae bieten keine Schwierigkeit dar; die erstere bezieht sich auf diejenigen Thiere, welche Linné ursprünglich unter seinem Genus Lemur begriff, und die letztere auf diejenigen, welche die englischen Einwohner von Amerika und Australien in die allgemeine Benennung Opossums einzuschließen gewöhnt sind. — In diesem Bande werden wir uns, wie schon bemerkt, auf die Naturgeschichte der Simiae beschränken und die übrigen Klassen später folgen lassen.

Daß die so durch den gemeinsamen Besitz organischer Modifikationen — die vollkommene Absonderung, Länge und Greiffähigkeit der Finger und der entgegenstehenden Daumen, die ebenso markirt als einflußreich auf die Gewohnheiten und den innern Haushalt der Thiere (das einzige philosophische Prinzip der zoologischen Klassifikation) sind, — charakterisirte Gruppe, zahlreiche wichtige Coincidenzpunkte, nicht nur in andern Theilen des physischen Baues, sondern auch in den Verstandeskräften, Gewohnheiten und dem, was nicht unangemessen der moralische Charakter der Thiere, aus welchen dieselbe besteht, genannt werden mag, darbieten sollte, werden diejenigen, welche gewohnt sind, die stets zwischen der Bildung und den Lebensgewohnheiten bestehende Verwandtschaft zu untersuchen, natürlicherweise erwarten. Auch werden diese Erwartungen im vorliegenden Falle sich bestätigt finden. Das große unveränderliche Gesetz der Philosophie, daß gleiche Ursachen stets gleiche Wirkungen hervorbringen, muß uns schon a priori zu dem Schlusse leiten, daß die hier erwähnte Gleichheit der Körperbildung nothwendigerweise eine Gleichartigkeit der Lebensweise und des Charakters bei den dieselbe besitzenden Thieren erzeugen muß, — die, wie sich leicht denken läßt, bei den verschiedenen Geschlechtern und Arten, durch die Modifikationen ihrer organischen Gestaltung und stets im genauen Verhält-

nisse zu denselben, abgeändert wird, — und dieses Faktum wird durch das vergleichende Studium der Thiere selbst in vollem Maße bestätigt. Wie sehr auch immer die Affen, die Makis und die Opossums in der Anordnung der Zähne und andern sekundären Kennzeichen der Organisation von einander abweichen mögen, so zeigen doch alle in ihren Lebensgewöhnheiten und ihrer Ernährungsweise eine Uebereinstimmung und eine Mannigfaltigkeit und Superiorität der Verstandes- und Körperfähigkeiten, welche sie bedeutend mit einander assimiliren und sie offenbar über andere Mammalien in der Stufenleiter der Schöpfung erheben müssen. Diese Verwandtschaft wird sich noch weiter entwickeln, sobald wir auf die besondern Abtheilungen, aus denen die zwei Hauptgruppen der Quadrumanen und Pedimanen bestehen, kommen werden; für jetzt bemerken wir nur, daß die Nahrung aller dieser Thiere hauptsächlich aus wilden Früchten, Wurzeln und Körnern besteht, worunter sich mehr oder weniger animalische Stoffe, wie Insekten, Eier, Vögel und kleine Amphibien mischen — zuweilen bei den Simien und Simiadeen, und gewöhnlich bei den Lemuriden und Didelphiden, daß sie stets in Wäldern oder auf Bäumen wohnen, weil die Bildung ihrer Extremitäten sie zum Klettern und Festhalten an Zweigen geschickter macht als zum Gehen auf der ebenen Erde; daß ihre Extremitäten, statt bloße Lokomotionsorgane zu sein, auch die viel wichtigern Funktionen des Ergreifens und der Manipulation ausüben und mit einer Zartheit des Gefühls begabt sind, welche die jeder andern Thierart, mit Ausnahme des Menschen, in hohem Grade übertrifft, und endlich, daß ihre Verstandeskräfte, wie sich aus der Vielartigkeit ihrer Handlungen und Hülfsmittel ergibt, viel höher stehen als die aller anderen niederen Thierklassen.

Diese Gründe werden die Vereinigung von Affen, Lemuren oder Makis und Opossums in eine Gruppe bei Allen rechtfertigen, welche die fraglichen Thiere sorgfältig studirt haben, und deren Geist nicht zu eng in den Netzen des Systems befangen ist, als daß sie die Wahrheit und Wichtigkeit der Verwandtschaften, die wir hier entwickelt haben, bemerken und schätzen könnten. Ueber diesen Punkt, wie in fast allen Departements der Zoologie, sind die Meinungen der systematischen Schriftsteller sehr getheilt, was allein daher rührt, daß sie vernachlässigen, den vergleichungsweisen Werth der Klassifikationsprinzipien, welche sie anwenden, zu studiren und zu erklären; denn wo auf diese Art es jedem Forscher belassen bleibt, dem Lichte seiner eigenen

Erfahrung zu folgen, darf man sich nicht wundern, wenn wir fast eben so viel Systeme als Schriftsteller haben. Ein Jeder, der nur die gewöhnlichsten Kenntnisse von diesem Gegenstande besitzt, kann die hervorstechenden Fehler eines jeden vorgeschlagenen Arrangements wahrnehmen; aber es erfordert ein specielles Studium und eine genaue Bekanntschaft mit allen seinen Theilen und Beziehungen, um seine Vortheile schätzen oder seinen wahren Werth erkennen zu lernen. Es ist eins, einen Mangel zu bemerken, aber ein anderes, dagegen Mittel anzuwenden; ein Jeder kann sehen, wenn ein Bein gebrochen ist, aber es erfordert einen geschickten Arzt und vollständige Bekanntschaft mit der Anatomie des Gliedes und der Art, in welcher seine verschiedenen Theile und Organe harmoniren und auf einander einwirken, um es wieder einzurichten; und derjenige, welcher ohne diese nothwendigen Kenntnisse unternimmt, es zu heilen, wird eher das Uebel verschlimmern, als heilen. Dasselbe findet bei der zoologischen Klassifikation statt; kein System ist nothwendigerweise falsch, bloß weil es vielleicht dem Geschmack irgend eines Individuums nicht zusagt, das eine beschränkte Kenntniß von dem Gegenstand besitzt; ebensowenig ist irgend Jemand berechtigt, Aenderungen vorzuschlagen, wenn er nicht mit allen Theilen, welche die Gruppe zusammensetzen, vertraut ist, und die Grundsätze, worauf seine Aenderungsvorschläge basirt sind, offen und ausführlich auseinandersetzen will. Diese Auseinandersetzung mag zwar der schwierigste Theil des ganzen Geschäfts sein, da sie nothwendigerweise eine genaue, ins Einzelne gehende Kenntniß des Gegenstandes in allen Zweigen und Beziehungen verlangt; sie wird aber dadurch nicht weniger nützlich, und wenn eine solche in allen Fällen vorläufig gegeben würde, müßte die Wissenschaft dadurch wesentlich gewinnen und ihre Grundsätze am Ende fest bestimmt und allgemein verstanden werden.

Von diesen Gründen bewogen, werden wir auf den folgenden Seiten stets die Geschichte jeder besondern Gruppe durch eine allgemeine Besprechung und Entwickelung des vergleichsweisen Werths und der Wichtigkeit der Eigenthümlichkeiten, wodurch ihre Unterabtheilungen entweder mit einander verwandt oder von andern Gruppen verschieden sind, einleiten, und so versuchen, die Prinzipien unseres Arrangements auf einer rationellen und philosophischen Basis festzustellen. Die Betrachtungen, welche wir bereits über diesen Gegenstand angestellt haben, beziehen sich auf die Gruppe der Cheiropoden im Allgemeinen, und noch andere werden

in der Folge dieses Kapitels vorkommen; sie sind bestimmt, die Vereinigung aller Säugethiere mit abstehenden Daumen, entweder an einem oder beiden Paaren der Extremitäten, in eine große Gruppe zu rechtfertigen, und die Verwandtschaften, sowie die Subordination ihrer Unterabtheilungen, zu erklären. Diese Verwandtschaften wurden ursprünglich von dem berühmten Buffon bemerkt — dem glücklichsten aller Naturforscher des vorigen Jahrhunderts in der Erforschung der Gewohnheiten und Haushaltung des animalischen Lebens, und der, wenn er nicht unglücklicherweise gegen alle Systeme eingenommen gewesen wäre, uns wahrscheinlich eine richtigere Anordnung der Mammalien, als irgend eine bis jetzt erschienene gegeben haben würde. Das Wenige, was er uns darüber gegeben hat, ist fast vollkommen in seiner Art, und man ist seither noch nicht davon abgewichen. Er war der erste, der Ordnung und generische Uebersicht unter die Simien und Simiadeen gebracht hat, und der besonders diese zwei Gruppen von einander unterschied und ihre charakteristischen Verschiedenheiten nachwies; er war der einzige Zoolog seiner Zeit, der der Geschichte und den Verwandtschaften dieser Thiere ein besonderes Studium widmete; und es wirft nicht geringes Licht auf seinen Verstand, daß er mit den unvollkommenen Materialien, welche er besaß, doch zur Kenntniß von Verwandtschaften gelangte, die erst in den letzten Jahrzehnten vollständiger entwickelt worden sind. „Während," sagt er, „die Affen und Paviane nur in der alten Welt gefunden werden, müssen wir die Sapajous und Sagoins (d. i. die Simiadeen) als ihre Repräsentanten in der neuen betrachten; denn diese Thiere haben beinahe gleiche äußere und innere Bildung, sowie sie viele gemeinsame Züge in ihren natürlichen Gewohnheiten besitzen. Das Gleiche läßt sich von den Makis (Lemuren) sagen, von denen keine Species Amerika bewohnt, welche jedoch dort von den Philandern oder Opossums und andern Quadrumanen mit verlängerter Schnauze, die häufig auf dem neuen Continent, aber in keinem Theile des alten gefunden werden, ersetzt oder repräsentirt zu werden scheinen." Hieraus geht deutlich hervor, daß Buffon nicht nur die gegenseitigen Verwandtschaften, welche zwischen den Simien und Simiadeen, den Lemuriden und Didelphiden bestehen, wahrnahm, sondern daß er selbst alle diese Gruppen als nothwendige Glieder einer großen Familie betrachtete; er nennt sie alle Quadrumanen, und obgleich dieser Ausdruck in Bezug auf wenigstens die Hälfte jener Thiere nicht ganz richtig ist, so darf man sich doch über diesen Irrthum nicht

wundern, wenn man bedenkt, daß erst in den letzten Jahren bewiesen wurde, daß die Simiadeen keine entgegenstehenden Daumen an den Vorderfüßen haben, und daß Buffons Irrthum sowohl in Cuviers „Règne Animal," als in allen andern seither erschienenen zoologischen Werken wiederholt worden ist.

Der nächste Zoolog, der diese Ansichten in Bezug auf die Verhältnisse der Cheiropoden annahm und entwickelte, war Storr, der erste glückliche Reformator des Linné'schen Systems, so weit die Mammalien in Betracht kommen, und der wahre Schöpfer des Systems, welches, mit wenigen unbedeutenden Modifikationen, die nicht einmal alle Verbesserungen waren, später von Cuvier und Geoffroy St. Hilaire vorgeschlagen wurde und seitdem bei den Naturforschern des Continents wie Englands sich in fast allgemeiner Achtung behauptet hat. Storr faßt alle Mammalien mit entgegenstellbaren Daumen in eine große Gruppe zusammen, welche er in die folgenden drei Sektionen theilt:

Erste Sektion . . .	Homo.
Zweite Sektion . . .	Simia. Prosimia. Procebus. Tarsius. Lemur.
Dritte Sektion . . .	Didelphis. Phalanger.

Wenn man damit die am Ende dieses Kapitels gegebene Tabelle vergleicht, so wird man finden, daß das dort gegebene Arrangement von dem Storr'schen sich nur durch die Entfernung der Simiadeen oder Prosimiae, wie er sie nennt, aus der zweiten in die dritte Sektion unterscheidet, was in Beobachtungen, die seit jener Zeit gemacht worden sind, seinen Grund hat, und diese Uebereinstimmung ist um so bemerkenswerther, als Storrs Eintheilung, sowie die oben angezogene Stelle von Buffon, dem Verfasser dieses Systems, bis spät nach der Veröffentlichung seiner eigenen Ansichten, unbekannt waren. Spätere Entdeckungen, welche unsere Kenntnisse auf die Beutelthiere Australiens ausdehnten und die Kängurus und Phaskolomen den amerikanischen Opossums zufügten, hoben den naturwissenschaftlichen Charakter des

Linné'schen Genus Didelphis und damit auch Storrs dritte Sektion auf, und dies scheint der Grund gewesen zu sein, welcher Cuvier und Geoffroy St. Hilaire veranlaßte, bei der Annahme von Storrs System dessen dritte Sektion von den Quadrumanen unter die Carnivoren zu versetzen. Es war die Absicht dieser Zoologen, alle Marsupiale in eine Gruppe zu vereinigen, und man muß bekennen, daß die Anomalien ihrer Erzeugung, welche so gleichmäßig und auffallend durch alle dieser Familie angehörenden Thiere gehen, auf den ersten Blick eine solche Maßregel zu rechtfertigen schienen; auf der andern Seite muß aber auch bedacht werden, daß diese Thiere in den wichtigsten und einflußreichsten Theilen ihrer Gewohnheiten und Bildung weit von einander abweichen, und daß sie nicht auf diese Art zusammengehalten werden können, ohne sowohl die Logik als die Philosophie der systematischen Anordnung zu verletzen. Dies wurde von Illiger, dem klassischsten und scharfsinnigsten der modernen Systematiker im vollen Umfange erkannt, und dieser hat in seinem berühmten Prodromus Systematis Mammalium et Avium nicht nur den Didelphiden ihre ursprüngliche Stellung in Storrs System wieder angewiesen, sondern auch die einzige gültige Einwendung gegen diese Anordnung dadurch entfernt, daß er die pedimanen von den nichtpedimanen Marsupien trennte und die letztere in eine besondere Gruppe stellte. Es ist in der That klar, daß die Zeugungsart dieser Thiere als Hauptklassifikationsgrund entweder ganz unberücksichtigt bleiben, oder auf der andern Seite als eine der gewöhnlichen Zeugungsart der Säugethiere coordinirte betrachtet werden muß, so daß dadurch alle Säugethiere in zwei Hauptabtheilungen, Monodelphische und Didelphische, zerfielen; eine solche Trennungsweise indessen, so bequem sie dem Embryologen oder dem vergleichenden Anatomiker wäre, ist bei der Anwendung auf die Zoologie eben so nutzlos als die Gruppe Marsupialia, als solche, selbst in der ihr von Cuvier angewiesenen untergeordeten Stellung. So vorwaltend ist seit Kurzem diese Ansicht geworden, daß die neuesten Systematiker, wie sehr sie auch in andern Punkten von einander abweichen mögen, doch darin übereinstimmen, die Gruppe Marsupialia aufzulösen und die sie zusammensetzenden Glieder unter andere Gruppen zu vertheilen, und in der That wird diese Dismembration in Bezug auf die logische Einfachheit ebensowohl wie auf zoologische Nützlichkeit gerechtfertigt. Die Eintheilung Illigers, wie philosophisch sie auch alle Cheiropoden zusammenbringen mag, ist doch in mancher Hinsicht nicht ohne Mängel. Die fünf Familien, in welche er seine

Hauptgruppe Pollicata theilt (und welche die Quadrumanen und Pedimanen mit einschließen), sind weder einander coordinirt, noch bestimmt charakterisirt, und sein Ausschließen der Bimanen, die er unter der Benennung Erecta in eine besondere Abtheilung bringt, stützt sich mehr auf metaphysische als physiologische Rücksichten, und vernichtet sowohl die Harmonie als die Einfachheit seines Arrangements. Der Stolz auf intellektuelle Superiorität und moralische Gaben hat in der That die Naturforscher häufig verleitet, den Menschen als eine getrennte und besondere Ordnung für sich allein hinzustellen und zu glauben, daß es eine Herabwürdigung des Herrn der Schöpfung sei, wenn man ihn mit den Affen in eine Gruppe stellen wollte; diese wissenschaftliche Schwäche kann jedoch die zahlreichen Aehnlichkeiten, welche zwischen dem Körperbau jener Thiere und unserm eigenen bestehen, weder vernichten, noch den vorurtheilsfreien Beobachter gegen die klar am Tage liegende Verwandtschaft der Bimanen mit den Quadrumanen verblenden. Metaphysiker und Theologen mögen ohne Ungehörigkeit den Menschen von dem Thierreiche abgesondert betrachten und nur seine intellektuelle und moralische Natur berücksichtigen; der Naturhistoriker muß ihn jedoch von einem andern Standpunkte ansehen; anatomischer Bau und organische Bildung sind die einzigen Prinzipien, die der Zoolog der Naturwissenschaft zu Grunde legen kann, und in dieser Hinsicht steht der Mensch in zu enger Verbindung mit den Affen und andern Simien, als daß man zugeben könnte, daß er so weit entfernt von ihnen gestellt werde, wie in einigen neueren Klassifikationen der Säugethiere geschieht. Mit dem Menschen haben wir indeß für den Augenblick nichts zu thun, mindestens nicht mehr, als seine allgemeinen Verhältnisse als Mitglied der gleichen Gruppe von Cheiropoden betrifft; unser eigentlicher Gegenstand sind die Simien, Simiadeen, Lemuriden und Didelphiden, oder, wie sie im gemeinen Leben genannt werden, die Affen, Makis und Opossums, welche die zwei großen Familien der Quadrumanen und Pedimanen bilden, und auf diese werden wir von jetzt an unsere Bemerkungen beschränken.

Diese vier natürlichen Gruppen also, die Simien, die Simiadeen, die Lemuriden und die Didelphiden, oder, wie sie ziemlich willkürlich im gewöhnlichen Leben benannt werden, die Affen, Makis und Opossums, werden den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung bilden, und wir wollen nun diejenigen Einzelheiten ihrer allgemeinen Bildung, Gewohnheiten und Oekonomie auseinandersetzen, welche besondere Berücksichtigung zu verdienen scheinen.

Allgemeine Bildung der quadrumanen und pedimanen Mammalien.

Ungeachtet der verschiedenartigen Abweichungen, welche in dem Reiche der Quadrumanen und Pedimanen vorkommen, und dadurch den mannigfachen Arten, deren Geschichte und Eigenthümlichkeiten wir später ausführlicher beschreiben werden, Ursprung geben, wird uns doch eine aufmerksame Untersuchung ihrer allgemeinen organischen Bildung und der Anwendung auf die großen Lebenszwecke, deren sie fähig ist, überzeugen, daß alle diese Thiere nach dem nämlichen Modell gebildet und bestimmt sind, den gleichen Zweck in der unerforschlich weisen Schöpfung zu erfüllen. Mittelglieder zwischen dem Menschen und den gemeinen Säugethieren, zwischen dem stolzen Erben der Unsterblichkeit und den Thieren, welche der Vernichtung anheimfallen, bieten sie jeden Grad der Abstufung in Gestalt und Eigenthümlichkeiten dar, vom halbmenschlichen Schimpanse, bis zum viverraähnlichen Dasyurus, und es gibt keine zweite Gruppe der Mammalien, in der diese schöne Abstufung der Klassen so klar, so vollständig und ununterbrochen wäre. Gleich dem Menschen besitzen sie alle das vollständige und kräftige Schlüsselbein, welches dazu dient, die vordern Extremitäten von einander getrennt zu erhalten, sie in eine gewisse Entfernung vom Rumpfe zu bringen, und indem es so einen freien Spielraum und eine feste Drehungsachse darbietet, diese Thiere zu befähigen, die mannigfaltigsten, zartesten und complizirtesten Bewegungen vorzunehmen, welche ohne einen solchen Mechanismus ganz unmöglich sein würden. Die Knochen des Vorderarmes gestatten ebenfalls wie bei dem Menschen eine vollständige Rotation; die Kniee, Ellbogen, Hand- und Fußgelenke sind mit besonderer Rücksicht auf verschiedenartige, leichte Beweglichkeit zusammengesetzt, und die Finger sind stets lang, biegsam und zum Greifen eingerichtet. Daher kommt es, daß die Cheiropoden keineswegs auf die bloße Funktion des Fortschreitens beschränkt sind; ihre Extremitäten scheinen in der That eher für andere Zwecke als Lokomotion gebildet zu sein, wie z. B. zum Greifen, zur Manipulation * oder Handhabung von Gegenständen, zum Tasten und hundert anderen ähnlichen Funktionen, die besonders anzuführen unnöthig sein würde.

* Wir werden diesen passenden Ausdruck der von den Chemikern in einem von dem unsrigen nicht sehr verschiedenen Sinne gebraucht wird, beibehalten, um die Handlungen der Handhabung von Gegenständen, der Zuführung von Nahrung zum Munde, und andere ähnliche Funktionen zu bezeichnen, die gelegentlich von den Extremitäten der Thiere ausgeführt werden.

In einer Eigenthümlichkeit unterscheiden sich jedoch die Quadrumanen und Pedimanen von den Bimanen, und diese ist zu wichtig, als daß sie ohne eine ausführlichere Notiz übergangen werden könnte. Bei dem Menschen zeigt sich die Vollkommenheit seines Mechanismus ebensowohl in der Zartheit seines organischen Baues und der Verschiedenartigkeit und Complikation der Bewegungen und Funktionen, die durch die einfachsten Mittel bewirkt werden, als auch durch die Thatsache, daß jedes Paar seiner Extremitäten zu verschiedenen Zwecken bestimmt ist. Die der Brust angefügten Glieder z. B. werden nie zum Gehen gebraucht, sondern sind ausschließlich für die feineren Funktionen, die aus unserer intellektuellen Natur hervorgehen, reservirt — zum Tasten, Greifen und zur Manipulation. Dadurch werden diese Organe in einem Zustande fortdauernder Zartheit erhalten und ihre Schärfe vermindert sich nie durch die Berührung der rauhen Erdoberfläche beim Gehen; die Abdominalglieder dagegen sind nur zum Fortschreiten und zur Lokomotion bestimmt und müssen demnach von dem vordern Paar verschieden gebildet sein. Die ungemeine Beweglichkeit, welche die Bildung der letztern charakterisirt, würde ein ernstes Hinderniß für die gehörige Ausführung der eigenthümlichen, den ersteren angewiesenen Funktionen sein, und daher finden wir, daß, während die Schulter, der Unterarm und das Handgelenk mit Rücksicht auf verschiedenartige, complizirte Beweglichkeit in jeder Richtung gebildet sind, bei der Construktion der Hüfte, des Beines und des Fußgelenkes ein soliderer und strengerer Plan vorwaltete, so daß hier freie und leichte Bewegungen nur in der Richtung der Mittelebene des Körpers möglich sind. Während die Armspindel und das Ellbogenbein, die zwei Knochen des Unterarms, vollständige Rotation um einander zulassen, so haben die entsprechenden Knochen des Beines, das Schienbein und Wadenbein, gar keine Rotation. Dies jedoch ist bei den andern zwei Familien der Cheiropoden nicht der Fall. Bei den Quadrumanen und Pedimanen sind nicht, wie bei Menschen, die Funktionen der respektiven Extremitäten getrennt und verschiedenen Paaren angewiesen, sondern alle ihre Extremitäten, die vordern wie die hintern, sind ohne Unterschied der Ausführung der mancherlei Handlungen des Schreitens, Greifens, der Manipulation, des Berührens u. s. w. gewidmet, und es existirt demnach bei ihnen nicht die gleiche Differenz der Bildung zwischen ihren Pektoral- und Abdominalgliedern, welche wir eben als eine so starke Eigenthümlichkeit des Menschen erkannt haben. Ebensowenig besitzen sie eine gleiche Feinheit der Verrichtung; sie

packen und halten mit den Hinterfüßen ebensogut wie mit den vordern, und einige von ihnen scheinen selbst besser darauf eingerichtet zu sein, diese Funktionen mit den hintern als mit den vordern Extremitäten zu verrichten, da, wie wir schon gesehen haben, eine ganze Familie von ihnen nur an den hintern und nicht an den vordern Extremitäten entgegenstellbare Daumen besitzt.

Die Bildung der Extremitäten, welche wir soeben auseinandergesetzt haben, ist das große Werkzeug, wodurch die Gewohnheiten und die Lebensweise der Cheiropoden regiert und geleitet werden. Die Beweglichkeit der verschiedenen Theile der Glieder, die Länge und Schwäche der Finger und die Gegenstellung der Daumen vereinigen sich, diese Thiere zum Fortschreiten auf einer ebenen Fläche, wie die Oberfläche der Erde ist, unfähig zu machen; die gleichen Eigenschaften jedoch, welche sie von dieser Art der Lokomotion zurückweisen, sind bewundernswürdig geeignet, ihre Bewegung in den Wäldern zu erleichtern, wo sie die Aeste mit Sicherheit ergreifen und sich mit erstaunlicher Präzision und Leichtigkeit von Baum zu Baum schwingen. Die Urwälder und Forste der Tropenländer sind demnach die eigentlichen Wohnorte der Cheiropoden. Diese sind eine eigenthümliche und ausschließliche Race von Waldbewohnern; sie finden ihre Nahrung auf Bäumen, wohnen, bewegen sich, ruhen und gebären ihre Jungen auf den Aesten und besitzen in jenen dichten, undurchdringlichen Wäldern die einzige Gelegenheit, ihre eigenthümliche organische Bildung vortheilhaft zu verwenden.

Im Bau des Kopfes und Rumpfes bieten die Quadrumanen und Pedimanen die nämliche allgemeine Aehnlichkeit mit dem Menschen, wie in dem der Extremitäten, obgleich sich derselbe in den verschiedenen Geschlechtern je nach der Stelle, welche sie auf der Leiter organischer Vollkommenheit einnehmen, bedeutend modifizirt, und durch eine ununterbrochene Folge von Gradationen von dem Menschen selbst bis zu den eigentlichen Vierfüßlern hinabführt. Bei den Simien und Prosimien z. B. hat der Kopf dieselbe allgemeine Form wie bei dem Menschen; der Schädel ist rund und groß, das Gesicht kurz und im Vergleich zum Schädel von verhältnißmäßig kleinen Dimensionen, und die Zähne, trotzdem daß sie mitunter der Zahl nach abweichen, sind genau von derselben Gestalt und relativen Größe; die Ohren gleichen den menschlichen ebenfalls; die Nase ist abgekürzt und erstreckt sich nicht bis zur Oberlippe; die Augen stehen nahe beisammen und nach vorn, und der Mund ist vergleichsweise klein und einer großen Ausdehnung unfähig. Bei den Le-

muriden und Didelphiden dagegen sind alle diese Kennzeichen so abgeändert und modifizirt, daß sie den gewöhnlichen Vierfüßlern viel näher zu stehen kommen. Die verhältnißmäßige Capacität des Schädels verringert sich; das Gesicht ist verlängert und zu einer spitzen Schnauze verdrückt; die Nase über die Extremität der Oberlippe ausgedehnt und rüsselförmig endend; die Nasenlöcher öffnen sich nach unten, wie bei dem Hunde und andern Carnivoren; der Rictus oder die Mundöffnung erstreckt sich nach hinten beinahe bis an die Ohren; die Zähne sind von denen des Menschen der Form wie der Zahl nach verschieden, selbst bei den verschiedenen Geschlechtern der gleichen Familie; die Augen sind meist nach der Seite gerichtet und die Ohren wie bei den gewöhnlichen Vierfüßlern verlängert.

Diese Verschiedenheiten in der Kopfform, wie der vergleichsweisen Länge und Entwickelung des Craniums und Gesichtes, sind von einigen Naturforschern begierig aufgegriffen und zur Basis generischer Unterscheidungen zwischen den Simien und Simiadeen gemacht worden. Durch die Anwendung des Gesichtswinkelprinzips, welches der berühmte Camper zur Unterscheidung der verschiedenen Menschenracen gebraucht hatte, glaubte man einen unfehlbaren Maßstab, nicht nur für die generischen Differenzen, sondern selbst für die Verstandesfähigkeiten der Cheiropoden erlangen zu können; aber die Trüglichkeit des Prinzips, als zoologisches Kennzeichen, ergibt sich zur Genüge aus dem Umstande, daß es auf Modifikationen gegründet ist, die bekanntlich nicht der Species, sondern nur dem Grade nach von einander abweichen; und selbst sein praktischer Nutzen wird durch die Thatsache ernstlich beeinträchtigt, daß die Gestalt und relativen Verhältnisse des Schädels und Gesichts bei diesen Mammalien in ihrem Fortschreiten von der Jugend bis zur Reife, so vielen und außerordentlichen Aenderungen unterliegen, daß der Gesichtswinkel des jungen Individuums mitunter die doppelte Dimension von demjenigen hat, welcher das erwachsene Thier derselben Gattung bezeichnet. Daher kam es, daß Cuvier und Geoffroy, durch die Anwendung ihrer eigenen Grundsätze getäuscht, lange den jungen und alten Orang in zwei verschiedenen Genera stellten, erstern dem Menschen am nächsten und letzteren selbst nach den Pavianen, so daß die ganze Reihe der Simien zwischen beiden stand, und würde man diesen Klassifikationsgrundsätzen noch immer anhängen, so müßten die Orangs ohne Widerrede den niedrigsten statt des höchsten Platzes unter den Quadrumanen einnehmen. Die Grundsätze aber, welche zu so falschen Re-

sultaten führten, können nicht natürlich sein, und wir müssen demnach in andern und einflußreicheren Modifikationen die wahren Kennzeichen der generischen Eintheilung suchen.

Wir haben gesagt, daß die Zähne der Simien und Simiadeen denen des Menschen ihrer allgemeinen Form und Eigenthümlichkeit nach ähneln. Zwar hat die letztere Familie mit der Ausnahme eines einzigen Geschlechts auf jeder Seite des Ober- oder Unterkiefers einen Backzahn mehr, und der größte Theil der Paviane und Affen hat ein fünftes Höckerchen auf dem letzten untern Backzahn; diese aber sind die einzigen materiellen Abweichungen von unserer eigenen Zahnbildung, die bei diesen Thieren entdeckt werden können. Sie besitzen unabänderlich vier Schneidezähne, zwei Hunds-, und von zehn bis zwölf Backzähnen in jeder Kinnlade, von der gleichen allgemeinen Gestaltung und mit denselben stumpfen, höckerigen Kronen, mindestens was die Schneidezähne anlangt, als bei dem Menschen; ebensowenig entdeckt man andere markirte Abweichungen, außer in der großen Entwickelung der Hundszähne, besonders der alten Männchen — ein Umstand, der durch ihre Lage als ein Vertheidigungsmittel nöthig zu sein scheint. Bei den Lemuriden und Didelphiden erleidet dagegen das Zahnsystem eine merkliche Aenderung, und verläßt die anthropoide Form, welche es die ganze Reihe der Simien und Simiadeen hindurch beibehalten hatte, gänzlich, um einen ganz anomalen und abnormen Charakter anzunehmen. Die Zahl der Schneidezähne wechselt von zwei bis zehn, denn es gibt hier keine bestimmte Regel, wie in den ersteren beiden Gruppen; ja, es ist ein seltener Fall, wenn sie in gleicher Zahl in beiden Kinnladen angetroffen werden, und die Backzähne sind eben so veränderlich. Diese jedoch sind wie in dem ersteren Falle wesentlich höckerig, mit dem einzigen Unterschied, daß die Erhabenheiten mehr entwickelt sind, als bei den Simien und Simiadeen, und daß demnach ihre Natur sich mehr den Fleischfressern nähert.

Wie nahe sie aber dem carnivoren Typus treten mögen, so lebt doch kein Cheiropod ausschließlich von animalischer Nahrung, ja es zieht keines Fleisch vor, wenn Früchte oder Pflanzenstoffe mit gleicher Leichtigkeit zu erhalten sind. Sie alle sind in der That ihrer Natur nach Omnivoren und gedeihen im Naturzustande, wie in der Gefangenschaft, am besten bei gemischter Nahrung. Die Affen und Paviane suchen in ihren Wälder fleißig nach Vogeleiern, Heuschrecken und selbst kleinen Eidechsen, die sie mit großem Appetite verzehren, und genießen, wenn sie in Menagerien

eingesperrt sind, ihr Hammelfleisch oder Hühnerbein mit sichtlichem Wohlbehagen. Dies ist ebensowohl bei den Opossums der Fall; diese werden oft durch die Unwissenheit ihrer Wärter ausschließlich mit animalischen Substanzen gefüttert, aber sie verlieren stets unter solcher Behandlung ihre Gesundheit, und die Freude, womit sie selbst trockene Brodrinden annehmen und verzehren, ist ein offenbarer Beweis für die eigentliche Natur ihres Appetites. Alle Einzelheiten ihres Organismus bestätigen diese Beobachtungen; die Natur ihrer Zähne, der Bau ihres Magens und Darmkanals und die allgemeine Bildung ihrer Verdauungsorgane beweisen, daß die Natur sie nie ausschließlich auf die eine Art von Nahrungsmitteln, sondern vielmehr auf ein gemischtes und verschiedenartiges Futter angewiesen hat, und zeigen die Absurdität jener spekulativen Theorien, die den Menschen auf vegetabilische Nahrung beschränken wollen, unter dem eiteln Vorwande, daß dies die eigentliche Diät eines imaginären Naturzustandes sei. Was auch der Urzustand des Menschen vor der Entwickelung seiner politischen und geselligen Zustände gewesen sein mag, wenn man selbst annehmen könnte, daß er ohne wenigstens die Keime solcher nothwendigen und wohlthätigen Institutionen existirt haben könnte, so ist doch gewiß, daß er zu allen Zeiten und unter allen Umständen dieselbe gemischte Nahrungsweise befolgt haben muß, welche ihn gegenwärtig erhält, wenn man nicht denken will, daß seine physische Bildung dieselben Veränderungen, wie seine moralische Constitution, erlitten hat. Die Frage der natürlichen oder angemessenen Nahrung hängt nicht von dem geistigen Zustande, sondern rein von der Bildung der Körperorgane ab, welche dieselbe ernähren und unterhalten soll; und diejenigen, die ihre Gründe aus entgegengesetzten Prinzipien schöpfen, zeigen nur ihre Unwissenheit von der eigentlichen Bedeutung derselben.

Das einzige andere Organ, welches wir, in Beziehung auf den allgemeinen Charakter dieser Thiere, erwähnen müssen, ist der Schweif. Dieser ist in der Oekonomie der Cheiropoden ein sehr wesentliches und wichtiges Organ. Der Mensch und die Affen, welche entweder aufrecht, oder in halb aufrechter Stellung gehen, haben keinen Schweif, weil ein solches Instrument ihre Bewegungen nur hindern würde, ohne sie beim Fortschreiten zu unterstützen; einige Arten der Paviane sind ebenfalls schweiflos, oder haben an deren Statt bloße Schwielen; da der Schweif bei diesen Thieren keine wesentliche oder wichtige Funktion zu verrichten hat, und weder zu den Grundbedingungen ihrer Bewegung gehört,

noch zur Lokomotion beihilft; in allen andern Fällen aber sind die Schweife lang und kraftvoll, und dienen wesentlich dazu, den Körper im Gleichgewicht zu erhalten oder seine Richtung bei den verschiedenartigen schnellen Bewegungen, die die Quadrumanen und Pedimanen gewöhnlich in ihren heimischen Forsten ausführen, zu leiten. Bei vielen Geschlechtern der letztern Familie ist jedoch diesem Organe noch ein viel höheres und wichtigeres Amt angewiesen. Der Mehrzahl der Simiadeen und Didelphiden nämlich dient es als ein kräftiges Instrument zum Festhalten, und sichert, wenn es fest um die Zweige gewickelt wird, die Lage des Thiers im Gleichgewichte, während die Hände anderwärts beschäftigt sind. Diese eigenthümliche, mit Ausnahme von zwei oder drei andern kleinen, auf Bäumen lebenden Thierarten Südamerika's, ausschließlich auf die Pedimanen beschränkte Organisation, scheint diesen Geschöpfen als eine Art von Ersatz für die Unvollkommenheit ihrer übrigen Greiforgane verliehen zu sein. Wir haben bereits gesehen, daß die Pedimanen, mit Einschluß der Simiadeen oder amerikanischen Affen und der Didelphiden oder Opossums, an den vordern Extremitäten keine entgegenstehenden Daumen besitzen, ihre Fähigkeit zum Greifen und Halten mit diesen Gliedern muß demnach nothwendigerweise geringer sein, und die Greiffähigkeit des Schwanzes, die besonders bei diesen Stämmen vorkommt, scheint hauptsächlich zur Abhülfe dieses Mangels bestimmt zu sein. Wir werden in Zukunft näher auf diese Betrachtungen eingehen, inzwischen jedoch wollen wir eine Frage berühren, die früher bei spekulativen Philosophen vielen Anklang fand, und noch immer gelegentliche Aufmerksamkeit anzieht.

Es ist den meisten unserer Leser bekannt, daß der verstorbene Lord Monboddo sowohl, als der berühmte Jean Jacques Rousseau ernsthaft behaupteten, daß die Menschen nur Affen und Orangs seien, denen es durch zufällige Umstände gelungen wäre, sich aus der ursprünglichen Erniedrigung ihrer Natur zu befreien, und durch graduelle Entwickelung ihrer Verstandeskräfte und ihres physischen Baues endlich den hohen Grad von Vollkommenheit, deren sie sich gegenwärtig erfreuen, zu erlangen. Seltsam, wie diese weder durch Thatsachen, noch durch die Wahrscheinlichkeit unterstützte, und der Offenbarung direkt widersprechende Theorie erscheinen mag, hat sie dessenungeachtet ihre Bewunderer gefunden, und noch jetzt glauben Viele, daß das Lebensprinzip in sich selbst eine angeborene Modifikationsfähigkeit besitzt, die alle Verschiedenheiten der Form und Art bei Thieren und Pflanzen erklären würde. Die einzige Thatsache,

welche die Urheber dieser visionären Hypothese zu ihrer Unterstützung anführen konnten, ist erstlich die ununterbrochene Abstufung der Verstandes- und Körperfähigkeiten im Thierreich, und zweitens das tägliche Vorkommen unter unsern Augen von Modifikationen der Körperbildung und Intelligenz, welche durch die Kreuzung bei unsern Hausthieren entstehen. Diese beiden Propositionen sind vollkommen wahr; aber es läßt sich schwer denken, welchen Bezug die erste auf die vorliegende Frage haben, oder beweisen soll, daß jedes Glied in der Abstufungskette nothwendig aus dem vorhergehenden entsprang, statt einen besondern und unabhängigen Ursprung zu haben, und gleichmäßig aus verschiedenen Akten der Schöpfungskraft hervorgegangen zu sein. Die zweite Frage macht eine etwas ausgedehntere Betrachtung nöthig. Es ist nicht zu bezweifeln, daß täglich durch Einwirkung äußerer Umstände Varietäten bei Thieren jeder Art hervorgebracht werden; eben so wahr ist es aber auch, daß diese Varietäten durch bestimmte und unabänderliche Organisationsgesetze auf feste vorgeschriebene Grenzen beschränkt bleiben, die sie unmöglich überschreiten können, oder, wenn sie dieselben überschreiten, so ist die Folge nicht eine neue Species, sondern vielmehr eine individuelle Mißbildung, die, da sie keine nothwendige Bedingung der Existenz ist, in der nächsten oder einer spätern Generation verschwindet. Wie viele Varietäten z. B. besitzen wir vom Hunde, vom Pferde oder dem Rinde, die sich alle in Gestalt und Gelehrigkeit oder Klugheit von einander unterscheiden, oft ganz verschiedenen Zwecken entsprechen, und doch alle unbezweifelt denselben Ursprung haben; dagegen aber sind alle diese Varietäten, wie zahlreich oder wie verschiedenartig begabt sie sein mögen, doch immer nur Hunde, Pferde oder Rinder, und würden nie etwas anderes werden, wenn man sie auch bis zur Ewigkeit fortsetzen wollte. Wer hat jemals einen Hund aus einem Pferde oder einen Affen aus einem Hunde entstehen sehen? Und doch ist dies gerade so wahrscheinlich, als daß der Mensch ursprünglich ein Orangutan, oder dieser ein niederer Affe gewesen sein sollte.

Wir wollen die Frage jedoch noch ein wenig genauer untersuchen. Wenn der Mensch ursprünglich von dem Affen abstammte, muß er nothwendigerweise einen Schwanz besessen haben und auf allen Vieren gegangen sein; und Lord Monboddo und andere Vertheidiger dieser Lehre treten jener Schwierigkeit kühn entgegen, und geben dies zu, indem sie versuchen, den Verlust dieser wichtigen Attribute zu erklären. Bory de St. Vincent, obgleich er in einem neuern, über die

Naturgeschichte des Menschen besonders geschriebenen Werke verneint, daß unsere Ureltern Schweife hatten oder auf den Händen gingen, ist dessenungeachtet eben so gewiß, daß bei ihnen die große Zehe den übrigen entgegengesetzt war, wie bei den gemeinen Quadrumanen. Er versichert uns, daß die Landenbewohner im südlichen Frankreich, die gewöhnt sind, in den ausgedehnten Wäldern dieses Landstriches Fichtenharz zu sammeln, noch immer dieses Kennzeichen des ursprünglichen Menschengeschlechts beibehalten haben, und behauptet, daß seine Pariser Landsleute den Verlust dieser Vollkommenheit ihrer Naturbildung nur der ausgearteten Gewohnheit, Schuhe zu tragen, und dem Mangel an Bäumen zum Klettern verdanken. „Kann man läugnen," sagt Herr von St. Vincent, „daß vier Hände als Elemente der Vollkommenheit besser sind als zwei?" und folglich, daß ein im Besitz von vier Händen befindliches Thier aus demselben Grunde ein höheres Wesen ist, als der ausgeartete zweihändige Mensch unserer Tage? Diese Extravaganzen zeigen nur, wie weit man in der Vertheidigung seines Steckenpferdes gehen kann. Es mag ganz wahr sein, daß die französischen Landenbewohner mit größerer Leichtigkeit Bäume ersteigen oder ihre Zehen gebrauchen, als ihre übrigen Landsleute, gerade wie ohne Arme geborene oder sonst verstümmelte Personen eine solche Greiffähigkeit erlangen, daß sie selbst geschickt zum Schreiben mit den Füßen werden; aber dies ist noch weit entfernt davon, zu beweisen, daß ihre großen Zehen entgegenstellbar sind, viel weniger, daß die ganze Bildung der Beine so verändert werden kann, daß sie den Armen und Händen ähnlich würden. Denn was würde daraus hervorgehen? nicht nur daß die Zehen verlängert sein sollten, wie die Finger, und gleichmäßig fähig gemacht werden müßten, fest an die Fußsohle angeschlossen zu werden, nicht nur daß die jetzt um so viel längere und in eine Linie mit den andern gestellte große Zehe verkürzt, und seitwärts und zurück gesetzt werden sollte, um eine freiere und ausgedehntere Bewegung, wie beim Daumen, zu erlangen, sondern auch daß der ganze Bau des Beines ebenso modifizirt werden sollte, daß die Ferse ganz wegfallen, die Beinknochen die gleiche Fähigkeit der Rotation, wie die des Armes, erhalten und das ganze Glied fähig zur freien Bewegung werden müßte, statt seine gegenwärtige Stärke und Festigkeit zu besitzen. Alle diese verschiedenen Modifikationen würden nothwendigerweise durch das erste Gesetz der Harmonie, oder wie Cuvier es nennt, jene Bedingung der Existenz erfordert werden, welche anordnet, daß die verschie-

denen Theile und Organe des animalischen Körpers mit einander übereinstimmen müssen, und daß keines fortdauernde Aenderung erfahren kann, ohne zugleich alle andern mit zu berühren. Denjenigen, welche die Möglichkeit aller der hier aufgezählten Veränderungen zugeben können, mag Herrn von St. Vincent's Lehre gesunde Philosophie erscheinen; es ist aber doch sonderbar, daß seine vierhändigen Franzosen der Aufmerksamkeit aller andern Beobachter entgangen sein sollten, und nicht wenig unglücklich für seine Ansichten, daß unsere nüchternen Landsleute niemals entgegenstellbare große Zehen an den Füßen der australischen und anderen Wilden entdeckt haben, die eben so sehr an das Bäumeklettern gewöhnt, und mindestens eben so wenig von dem „Naturzustande" entfernt sind, als die Harzsammler der Landen. Unsere anglo-australischen Brüder waren indessen keine Philosophen, und sahen, da sie keine Lieblingstheorie zu unterstützen hatten, die Natur mit ihren eigenen Augen an; hätten sie den Vortheil genossen, Herrn von St. Vincent's Brillen zu besitzen, so würden wir ohne Zweifel andere Berichte erhalten haben. *

Was die Schwänze betrifft, womit Lord Monboddo und Andere unsere Ureltern beschenkt haben, so ist schwer zu denken, welchen Gebrauch sie von solchen Anhängseln gemacht haben sollten, oder auf welche Umstände sich eine so seltsame Meinung stützt, wenn sie sich nicht auf einen freiwilligen Akt von Großmuth gründet, um den Menschen nicht hinter seines Gleichen, dem Affen, zurückbleiben zu lassen. Die Kakerlacken der alten holländischen Seefahrer, und andere homines caudati, die gewisse Reisende des siebenzehnten Jahrhunderts auf den Inseln des großen indischen Archipels gesehen oder doch von ihnen gehört haben wollen, können schwerlich genügen, unsern Anspruch auf diesen additionellen Schmuck zu beweisen. Die niedern Klassen in China sind der festen Meinung, daß alle Europäer geschwänzt seien, und daß die weiten Hosen der englischen Matrosen nur dazu dienen, um jene Schwänze bequemer aufzubewahren; und während des Successionskrieges, und wahrscheinlich noch bis zu einem spätern Zeitraume, unterhielten die unwissenden Spanier die gleiche Meinung in Bezug auf die englischen Ketzer. Die Berichte der ältern Seefahrer gründeten sich ohne Zweifel auf diese absurden chinesischen Glaubensartikel; und wenn

*) Der Verfasser scheint hier die barfußgehenden Neger zu vergessen, die mit den Füßen allerdings greifen können, und bei denen die große Zehe so weit absteht, daß sie keine Schuhe anziehen können. Uebers.

sie selbst für einen Augenblick den scharfsinnigen und logischen Geist des großen Linné täuschten, so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß sich spekulative Theoretiker, wie Monboddo und Rousseau, ihrer bedienten.

Der einzige Theil der Hypothese, der noch besondere Berücksichtigung erfordert, ist die Annahme, daß der Mensch im Naturzustande ursprünglich auf allen Vieren ging, und daß seine jetzige aufrechte Stellung und sein Gang auf zwei Beinen die Wirkung der Erziehung und verdorbenen Gewohnheiten sei. Diese Meinung soll durch das Beispiel einiger armen Idioten unterstützt werden, die sich zuweilen in ausgedehnten Wäldern verirrt haben, und, nachdem sie Jahre lang in der Einsamkeit umhergeirrt waren, während deren sie sich von Wurzeln und wilden Pflanzen ernährt hatten, endlich wieder erschienen, um die Welt in Erstaunen zu setzen, und die Philosophen mit dem Schauspiele eines „Menschen im Naturzustande" zu entzücken. Die letzte und am besten verbürgte dieser metaphysischen Gottesgaben, „Peter, der wilde Knabe," ist von Swift in seinem humoristischen Stücke: „Sobald es regnet, schüttet es auch," unsterblich gemacht worden, und Lord Monboddo versichert uns ernsthaft, daß seine Erscheinung wichtiger für das Menschengeschlecht gewesen sei, als die Entdeckung des Uranus. Peter war vollkommen verstandlos und stumm, anscheinend von einem Fehler der Stimmorgane; er war in Hannover entdeckt, und von der Königin Karoline, Gemahlin Georgs I., nach England gebracht worden; aber er kann kaum für ein echtes Exemplar vom Menschen „im Naturzustande" angesehen werden, mindestens so lange die Stellung und der Gang auf allen Vieren dazu nöthig sind, denn er ging stets aufrecht, und versuchte nie auf Vieren zu gehen. Viele andere Beispiele werden jedoch angeführt, wo der vierfüßige Gang die natürliche Bewegung gewesen sein soll; und Linné hat sich sogar herabgelassen, sie in dem Systema naturae unter der Bezeichnung Homo ferus, tetrapus, mutus, hirsutus, zu sammeln. Was beweist aber die Geschichte dieser unglücklichen Wesen, dieser zufälligen Auswürflinge der Gesellschaft, um die ihnen bewiesene Aufmerksamkeit zu rechtfertigen? Sie sind der That nach nur vergilbte Blätter, die ein rauher Wirbelwind von dem Baum der Civilisation fortgerissen hat, und Diejenigen, welche sie für die Wurzel der Pflanze selbst hielten, haben die Ordnung der Natur umgekehrt, und die Träume der Phantasie dem Zeugniß ihrer eigenen Sinne vorgezogen.

Die rohesten und niedrigsten Wilden, welche je entdeckt

worden sind, gehen aufrecht, und es ist kein einziges Beispiel vom Gegentheile bekannt. Diese Thatsache möchte schon mehr als genügend sein, jedem vernünftigen Geiste Ueberzeugung von dem natürlichen Gange und der Stellung des Menschen zu verschaffen; es kann jedoch leicht aus seiner organischen Bildung bewiesen werden, daß er unmöglich auf allen Vieren gehen kann, und man könnte am Ende ebenso vernünftig beweisen, daß die natürliche Stellung einer Kuh oder eines Pferdes die aufrechte sei.

Wenn die Vertheidiger dieser phantastischen Theorie nur einmal an sich selbst einen Versuch mit dem vierfüßigen Gange anstellen wollten, sei es auch nur auf wenige Sekunden, so müßten sie bald die Trüglichkeit ihrer Lieblingshypothese in dem gänzlichen Mangel an Fähigkeit, die angenommene Lage beizubehalten, erkennen, der sich in ihrer organischen Bildung fühlbar machen würde. Sie würden entdecken, daß ihre Beine zu lang, ihre Arme ohne genügende Stärke wären, und ihr Kopf so mit dem Körper verbunden ist, daß sie unmöglich vorwärts oder zur Seite sehen könnten; selbst angenommen, was unmöglich ist, daß sie gehen könnten, so könnten sie doch ihre Sinnesorgane nicht gebrauchen; und kurz gesagt, um die vierfüßige Bewegung möglich zu machen, müßte die ganze Bildung des Kopfes, Rumpfes und der Extremitäten eine vollkommene Aenderung erfahren. Die vordern Extremitäten müßten fester, die hintern kürzer, der Kopf mit hervorstehendem Schopf am Hinterhaupte versehen, die Lage des Foramen magnum geändert, und selbst die dornigen Verlängerungen der Rückgratswirbel vergrößert werden. Diejenigen, welche glauben, daß solche Aenderungen das Resultat der Civilisation sein können, mögen recht gute Metaphysiker sein, sind aber schlechte Anatomiker. Wir haben jedoch schon mehr Zeit auf diesen Gegenstand verwendet, als er seiner Natur nach verdient, oder erhalten haben würde, wenn er nicht noch einige Anhänger besäße, und der Sache nach mit dem Gegenstande dieses Werkes verbunden wäre. Wir werden nun die geographische Verbreitung der Quadrumanen und Pedimanen untersuchen.

Die Lehre von der geographischen Verbreitung der vorhandenen Thiere auf der Erdoberfläche hat in den letzteren Jahren wegen ihres Zusammenhanges mit der fossilen Zoologie und des Lichtes, welches sie auf den Zustand der Erde vor der großen Katastrophe wirft, wodurch die frühere Welt vernichtet und die Thiere der damaligen Schöpfung in einem allgemeinen Untergange begraben wurden, eine additionelle Wichtigkeit erhalten. Doch sind ihre Gesetze und Prinzipien

noch immer nur unvollständig erkannt worden; und bloß in wenigen Fällen ist es bis jetzt den Naturforschern gelungen, die wirklichen Verhältnisse der natürlichen Thiergruppen zu besondern Landstrichen oder Klimaten auseinander zu setzen. Das merkwürdigste Beispiel davon, welches wir besitzen, betrifft vielleicht die geographische Vertheilung der Cheiropoden. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß weder Pedimanen in der alten, noch Quadrumanen in der neuen Welt existiren, so daß diese zwei großen Familien sich ebenso durch ihren organischen Bau, als durch ihre geographische Vertheilung auszeichnen; und es ist ein interessantes Problem, festzustellen, in wie fern sie in der fossilen Zoologie repräsentirt sind, und ob ihre Analogien in der Urwelt denselben Vertheilungsgesetzen unterlagen, welche die bestehenden Racen beherrschen. Unsere gegenwärtigen Kenntnisse von diesem Theile der fossilen Zoologie sind unglücklicherweise zu beschränkt, um eine genügende Lösung dieser Fragen zu gestatten; von den Pedimanen kennen wir nur eine einzige fossile Art, ein kleines Opossum, das in den Gipsbrüchen des Montmatre entdeckt, und von Cuvier in seinen Ossemens fossiles beschrieben worden ist; während man bis vor Kurzem noch glaubte, daß die Quadrumanen, wie der Mensch selbst, in der vorsündflutlichen Schöpfung noch nicht existirten. In den letzten zwei Jahren sind jedoch unbezweifelte fossile Reste von Affen in Frankreich und Indien entdeckt worden, in beiden Fällen unter Knochen von Elephanten, Rhinoceros und andern Bewohnern der Tropenklimate, woraus sich noch deutlicher die Veränderung ergibt, die in der Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche seit ihrer Existenz stattgefunden haben muß.

Die zweite Thatsache, welche wir in Hinsicht auf die geographische Verbreitung der Cheiropoden mitzutheilen haben, ist ebenso merkwürdig als die ersterwähnte. Wir haben gesehen, daß die beiden Hauptgruppen der Quadrumanen und Pedimanen ausschließlich auf die östliche und westliche Hemisphäre, respektive, beschränkt sind; dies ist aber noch nicht Alles. Die subordinirten Gruppen, woraus diese Hauptabtheilungen bestehen, haben jede ihre besonderen Lokalitäten, und besitzen, wenn auch nicht so ausschließlich wie die Hauptfamilien, ihre großen Centralwohnsitze oder Hauptquartiere, von denen sie wohl gelegentlich nach den benachbarten Continenten oder Inseln abschweifen mögen, worin aber die große Mehrzahl ihrer Geschlechter und Arten unabänderlich conzentrirt sind. Die Simien z. B. gehören Asien und Afrika an; aber wie wir später finden werden, so ist diese

Gruppe wieder theilbar in die drei untergeordneten Abtheilungen, der ungeschwänzten, geschwänzten Affen und Paviane, von welchen die erstere, mit einer Ausnahme, auf Asien angewiesen ist, während die anderen auf beiden Continenten ihre Repräsentanten haben. Die Lemuriden dagegen gehören hauptsächlich Madagaskar an, wo sie, soviel wir bis jetzt wissen, die Stelle der Simien einnehmen, die auf dieser Insel nicht zu existiren scheinen; die Simiadeen sind ausschließlich auf Südamerika beschränkt; und mit der einzigen Ausnahme des ebenfalls das tropische Amerika bewohnenden Genus Didelphis, finden sich die Didelphiden nur in Australien und den benachbarten Inseln. Diese geographischen Thatsachen sind merkwürdig genug in der Geschichte der Cheiropoden, und nur der ähnliche Fall des fast ausschließlich marsupialen Charakters der australischen Säugethiere, ist von gleicher Wichtigkeit.

Es bleibt uns nur noch übrig, eine andere Erscheinung, betreffs der geographischen Vertheilung der Cheiropoden anzuführen. Wie bereits bemerkt wurde, ist die Fähigkeit, sich am Schweife festzuhalten, eine den Pedimanen fast allein angehörende Eigenthümlichkeit; daraus folgt also, nach dem was wir oben über die Wohnsitze der Familie gesagt haben, daß Thiere mit greiffähigen Schwänzen auf die neue Welt, Neuholland und den Continent von Südamerika beschränkt sind, und so wahr ist diese Bemerkung, daß von den einzigen Thieren, die außer den Pedimanen dergleichen Schwänze haben, nämlich den kleinen Geschlechtern der Myrmecophaga, Synaetheres und Cercoleptes, alle Arten ausschließlich in Südamerika leben.

Die folgende Tabelle zeigt diese Verhältnisse, und die verschiedenen Genera, aus denen die respektiven Gruppen und Familien zusammengesetzt sind, in einer regelmäßigen und zusammenhängenden Reihenfolge:

Cheiropoden. (Säugethiere mit gegenstellbaren Daumen.)

- I. ***Bimana*** (nur Vorderhände.) . . . . Homo.
- II. *Quadrumana* . . . (mit Vorder- u. Hinderhänden.)
  - *Simiae* . . . . (und anthropoide Zähne.)
    - Troglodytes.
    - Satyrus.
    - Hylobates.
    - Semnopithecus.
    - Colobus.
    - Cercopithecus.
    - Papio.
    - Cynocephalus.
  - *Lemuridae* . . (und abnorme Zähne.)
    - Lichanotus.
    - Propithecus.
    - Lemur.
    - Otolicnus.
    - Cheirogaleus.
    - Stenops.
    - Tarsius.
    - Cheiromys.
    - Galeopithecus.
- III. ***Pedimana*** (nur Hinterhände)
  - *Simiadae* . . . (und anthropoide Zähne.)
    - Cebus.
    - Ateles.
    - Mycetes.
    - Lagothrix.
    - Callithrix.
    - Aotus.
    - Pithecia.
    - Hapale.
  - ***Didelphidae*** . (und abnorme Zähne.)
    - Phascolarctos.
    - Phalangista.
    - Petaurus.
    - Didelphys.
    - Cheironectes.
    - Dasyurus.
    - Phascogale.

Zweites Kapitel.

Die Simien. — Affen im Allgemeinen.

Nachdem wir in dem vorhergehenden Kapitel die organische Bildung und Verstandesfähigkeiten der Cheiropoden im Allgemeinen, so wie ihre auffälligsten Gewohnheiten und geographische Vertheilung erklärt haben, werden wir nun unsern Gegenstand in einen engern Kreis einschließen, und uns insbesondere auf die Betrachtung der Bildung und Oekonomie der Simien, der ersten und wichtigsten Familie der ganzen Gruppe, beschränken, die alle diejenigen Species enthält, welche durch ihre Organisation und Intelligenz dem Menschen am nächsten stehen. Es ist bereits bemerkt worden, daß wir den Namen Simien, im Allgemeinen, der neuerlich so viel gemißbraucht worden ist, nur denjenigen Thieren beilegen, die von den Alten so benannt worden sind, nämlich den ungeschwänzten Affen, Pavianen und geschwänzten Affen der alten Welt; denn die Griechen und Römer waren, aus einleuchtenden Gründen, mit den analogen Formen der westlichen Hemisphäre sowohl, als mit den Didelphiden, gänzlich unbekannt, was, so weit sie uns Berichte hinterlassen haben, auch selbst mit den Lemuriden der entlegenern Theile von Asien und Afrika der Fall gewesen zu sein scheint. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Name von simus (flachnäsig) abgeleitet ist, obgleich es vielleicht noch in Frage steht, ob er nicht eher von simia herkommen mag, besonders da eine Menge von lateinischen Derivativen derselben Wurzel, wie simius, Nachahmer, simulo, sich verstellen, verfälschen; simulator, Heuchler ꝛc., sich alle auf die Wurzelbedeutung von simia, und niemals auf die von simus beziehen.

Die Familie besteht aus drei kleinern Gruppen, die sich bestimmt durch eigenthümliche Züge ihrer organischen Entwickelung charakterisiren, und in unserer Sprache durch die Benennungen: Affen, Meerkatzen und Paviane, unterschieden werden. Die Affen haben weder Schwänze noch Backentaschen, und die Schenkelschwielen fehlen ihnen entweder ganz, oder sind nur in einer rudimentären Form entwickelt; obgleich sie in Wäldern wohnen, ist doch ihr Gang fast aufrecht, und sie gehen selbst auf den Bäumen nur auf zwei Beinen, wo ihre außerordentlich langen Arme den Mangel

des Schweifes bei der Befestigung und Leitung ihrer Bewegungen ersetzen. Die Meerkatzen haben Backentaschen, Schwielen und sehr lange, muskulöse Schwänze; sie sind ebenfalls eine besonders in Wäldern wohnende Race, gehen auf allen Vieren und bedienen sich ihrer langen Schweife als kräftige und geeignete Hülfsmittel zur Leitung ihrer Bewegungen und Sicherung ihres Gleichgewichts während der schnellen und vielfältigen Evolutionen, die sie, trotz der unsichern Natur ihres Fußbodens, gewöhnlich ausführen. Die Paviane haben Backentaschen und Schwielen, aber beulenähnliche oder kurze Schwänze, die niemals über den Kniebug herabreichen, aller Muskelkraft ermangeln und unfähig sind, als brauchbare Instrumente zur Fortbewegung zu dienen; sie gehen auf allen Vieren, leben auf Felsen oder Bergen, und werden selten oder nie in den Wäldern angetroffen. Obgleich nun diese drei Hauptgruppen von Simien sich so bestimmt und wesentlich durch die natürlichen Modifikationen ihres Körperbaus, die einen mächtigen und leicht erkennbaren Einfluß auf ihre respektiven Gewohnheiten und Oekonomie ausüben, von einander unterscheiden, so ist doch dieser Unterschied von den Zoologen nicht immer mit derselben Klarheit, wie von der Welt im Allgemeinen, erkannt worden. Die Meinungsverschiedenheit betrifft besonders die Paviane; wissenschaftliche Schriftsteller, die sekundären Eigenthümlichkeiten eine übermäßige Wichtigkeit beilegten und darüber diejenigen vernachlässigen, welche der That nach die Gewohnheiten und Sitten dieser Thiere bestimmen, sind seit einiger Zeit gewohnt gewesen, diesen Ausdruck auf die Cynocephalen zu beschränken, obgleich die eigentlichen wesentlichen Kennzeichen dieses Genus ebensogut der großen Mehrzahl derjenigen Thiere angehören, die sie Macacs benannt, und geradezu mit Verletzung der hervorstechensten Charakterzüge und Bildungseigenthümlichkeiten, bisher den geschwänzten Affen zugezählt haben. Zwar hat eine geringe Zahl, etwa drei oder vier Species dieser sogenannten Macacs, die langen, muskulösen und nützlichen Schweife der geschwänzten Affen, und stimmt in allen gewöhnlichen Kennzeichen mit den gemeinen Cerkopitheken überein; aber in dieser Beziehung weichen sie gänzlich von ihren übrigen Verwandten ab, und können ihnen in keinem Systeme zugesellt werden, das sich auf richtige, wissenschaftliche Prinzipien stützen will. Sie gehören in Wahrheit zum Geschlechte Cercopithecus, und werden in diesen Ausdruck eingeschlossen werden, wo er in dem vorliegenden Werke gebraucht wird; da aber der Name Macac, oder, wie ihn die Franzosen schreiben, Macaque, eigent-

lich einer Species angehört, die hierdurch von dem Genus Macacus ausgeschlossen wird, so wird es am besten sein, um die Verwirrung zu vermeiden, die im andern Falle erfolgen könnte, die letztere Benennung ganz zu unterdrücken, und dafür zur Bezeichnung der kurzschwänzigen Macacs der modernen Schriftsteller den Namen Papio zu substituiren, der früher auf einige dieser Thiere angewandt wurde und wohl geeignet ist, die Verwandtschaft, die sie mit den Cynocephalen und andern Pavianen haben, zu bezeichnen.

Jede von diesen Unterfamilien, der Affen, Meerkatzen und Paviane, umfaßt zwei oder mehre besondere Familien; und alle sind, in Bezug auf ihre Wohnplätze, auf die wärmern Gegenden Asiens und Afrikas, ausschließlich beschränkt. Die Affen, mit einer Ausnahme, kommen nur auf den großen Inseln des indischen Archipels und der malayischen Halbinsel vor; die Meerkatzen sind über die Tropenländer beider Continente verbreitet, doch mit Unterschied, da die asiatischen und afrikanischen Species stets verschiedenen Geschlechtern angehören, während von den zwei natürlichen Geschlechtern der Paviane jedem dieser Continente eins eigenthümlich ist. Bei der Beschreibung dieser verschiedenen Gruppen werden wir der Ordnung ihrer geographischen Vertheilung folgen, weil sie nicht nur den Vortheil hat, diese Thiere fast genau nach ihrer natürlichen Reihenfolge zu arrangiren, sondern auch den, die Bewohner der gleichen Gegenden zusammen zu halten, und auf diese Weise, so weit es möglich ist, eine ununterbrochene Fauna jedes Continents zu bilden — ein Gegenstand von nicht geringer Wichtigkeit für den praktischen Beobachter.

Allgemeine Kennzeichen der Affen.

Das Wort Affe, welches mit geringer Aenderung in allen modernen europäischen Sprachen vorkommt, die dem Altdeutschen entstammen, wie Aap im Holländischen, Ape im Englischen, Apor im Schwedischen u. s. w., soll aus dem deutschen äffen, nachahmen, stammen, und wird auf alle ungeschwänzten Simien ohne Unterschied angewendet, die aus diesem Grunde gewöhnlich als der menschlichen Gestalt am nächsten stehend betrachtet werden.

Von allen niedern Thierklassen nähern sich die Affen, sowohl nach ihrer Organisation, als nach ihren Gewohnheiten und Verstandesfähigkeiten, dem Menschen am meisten. In zoologischer Hinsicht unterscheiden sie sich von den andern Quadrumanen durch die gänzliche Abwesenheit des Schwan-

zes und der Backentaschen, wovon wir bereits den Nutzen und die Funktionen einigermaßen beschrieben haben, und die, wie wir später finden werden, einen gewissen Grad von Einfluß auf die andern Simien ausüben, der sich mehr oder weniger in den Manieren und der Oekonomie der verschiedenen Genera zeigt. Das Mangeln des Schwanzes ist, genau genommen, den Affen nicht ausschließend eigen; gewisse andere vierhändige Säugethiere, die sogar der Bildung und Intelligenz nach bedeutend tiefer stehen, wie der Magot (Papio inuus), der aus diesem Grunde der Affe der Berberei genannt wird, und der Papio niger, oder der schwarze Affe der Philippinen, ermangeln dieses Organes gleicherweise, selbst gewisse hundsköpfige Paviane, wie z. B. der Drill (Cynocephalus leucophaeus) und Mandrill (Cynocephalus mormon), haben einen so kurzen Schwanz, daß er fast einer Beule gleicht; das Gleiche ist bei den Indris und Nycticebi unter den Lemuriden der Fall, diese Beispiele können indeß nur im Lichte zufälliger Ausnahmen von der allgemeinen Regel betrachtet werden, welche in ihren respektiven Geschlechtern herrscht, während auf der andern Seite die Schwanzlosigkeit ein allgemeines und bezeichnendes Kennzeichen der wahren Affen bildet; und so eigenthümlich ist dieser Charakterzug den eigentlichen Affen, daß die Welt im Allgemeinen ihn stets als das besondere, wenn nicht einzige Merkzeichen für diese Thiere betrachtet hat.

Die in der wissenschaftlichen Sprache so nöthige Bestimmtheit fordert uns jedoch auf, das Wort in einem strenger begrenzten Sinne zu gebrauchen; denn außerdem, daß, wie wir bereits gesehen haben, die Abwesenheit des Schwanzes diese Thiere nicht allein charakterisirt, macht sie auch nicht einmal ihr markirtestes und einflußreichstes Kennzeichen aus. Dieses findet sich ohne Zweifel in ihrem Mangel an Backentaschen, Organe, die sich allgemein bei den übrigen Simien vorfinden, mit einziger Ausnahme der Semnopitheken, die eine Art von natürlichem Sack haben, worin diese Thiere bedeutende Quantitäten von Früchten, Getreide und andere Lebensmittel, entweder auf der Rückkehr von ihren Raubzügen nach den Gärten und angebauten Feldern, aufbewahren können, sobald sie sich nach entferntern Theilen des Waldes begeben, oder schließlich diese nach Befriedigung ihrer unmittelbaren Bedürfnisse für zukünftige Gelegenheiten aufsparen. Da diese Organe demnach sowohl einflußreiche, als eigenthümliche Merkmale sind, so wird ihre Gegenwart oder Abwesenheit zu einem werthvollen Kennzeichen für die generische Vertheilung der Quadrumanen, und ganz beson-

ders für die Erkennung der natürlichen Simiengruppen, im Gegensatz zu den Simiadeen und Lemuriden wichtig. Es ist in der That noch kein Fall bemerkt worden, wo irgend eine Art, die zu den beiden andern Familien gehört, dieselben besäße; auch hat kein anderes Thier dergleichen, außer dem Schnabelthier (Ornithorhynchus) und einigen wenigen Geschlechtern von Nagethieren, wie das Erdeichhorn (Tamia), der Hamster (Cricetus), der Spermophilus u. s. w.; mit Ausnahme aber der wahren Affen, und vielleicht auch der Semnopitheken, eines nahe verwandten, dieselben Lokalitäten bewohnenden Geschlechts, sind diese Organe allen andern geschwänzten Affen oder Meerkatzen Asiens und Amerika's gemein.

Es gibt jedoch noch ein anderes generisches Merkmal, welches die wahren Affen noch genauer bezeichnet als selbst die Abwesenheit des Schwanzes und der Backentaschen, und das von viel höherer Wichtigkeit für den Haushalt dieser Thiere, und besonders ihre Ortsbewegungsart, ist. Dieses entsteht durch das außerordentliche Mißverhältniß zwischen der Länge der vordern und hintern Extremitäten, das bei einigen Arten bis zu einem solchen scheinbaren Uebermaß geht, daß, wenn die Thiere aufrecht auf den Hinterfüßen stehen, sie den Boden mit den Fingern der vordern berühren können. Die ganze Fledermauszunft (Cheiroptera), sowie die südamerikanischen Faulthiere, zeigen eine gleiche überwiegende Entwickelung der Pektoral- vor den Abdominalgliedern, und in so fern besteht eine Art von Analogie zwischen diesen Thieren und den wahren Affen; hier hört aber auch die Aehnlichkeit auf, da die langen Glieder und dünnen greifenden Finger der Affen auf andere Weise gebildet sind, und Funktionen ausüben, die sich von denen der Faulthiere und Fledermäuse sehr unterscheiden.

Indessen beschränkt sich die Analogie zwischen diesen Thiergruppen, die in anderer Hinsicht von einander so weit getrennt sind, nicht auf die bloße Länge ihrer vordern im Vergleich mit den hintern Extremitäten, sondern dehnt sich auch noch in gewissem Maße auf ihre Ortsbewegungsweise und die natürliche Wohnung aus, welche die Eigenthümlichkeiten ihres organischen Baues dieselben zu suchen zwingen. Die langen dünnen Finger der Fledermäuse sind durch eine dünne elastische Haut verbunden, die sich ihrer Seite entlang ausstreckt, die Arme mit den Hinterfüßen verbindet, und eine im Vergleich mit dem absoluten Gewicht des Thieres sehr ausgedehnte Oberfläche darbietet. Diese Bildung, verbunden mit den kräftigen Muskeln und der Stärke des

Vorderarms, gestattet den Fledermäusen, von ihren Seitenmembranen den nämlichen Gebrauch zu machen, wie die Vögel von ihren Flügeln, nämlich sich in der Atmosphäre durch eine Reihe von aufeinanderfolgenden Schlägen zu erhalten, und sich mittelst einer Ortsbewegungsart, welche in jeder Beziehung dem wahren Fliegen analog ist, zu bewegen; in dem Maße aber, wie sie für diese Art der Bewegung vollkommener organisirt sind, werden sie auch unfähiger, sich mit Leichtigkeit auf der Erdoberfläche fortzurücken, sie werden demnach in solchen Lagen, außer durch zufällige Umstände veranlaßt, selten gefunden. Die unbegrenzten Felder der Luft sind zum Suchen ihrer Nahrung, Bewegung, oder Vergnügungen ihre eigentliche Domäne, und sobald sie sich zur Ruhe begeben wollen, hängen sie sich mit den Hinterfüßen von dem Zweige eines Baumes oder der Decke irgend einer unterirdischen Höhle oder eines verlassenen Gebäudes herab.

In Bezug auf diesen Theil ihres Baues stehen die Affen gewissermaßen zwischen den Fledermäusen und den gewöhnlichen Vierfüßlern in der Mitte. Ihre langen biegsamen Arme und getrennten greifenden Finger gestatten diesen Thieren zwar nicht, sich zum Fliegen in die Luft zu erheben, machen sie aber ebenso unfähig zum gewöhnlichen vierfüßigen Fortschreiten auf der Erdoberfläche. Wenn ihre Organisation dies in anderer Beziehung erlauben würde, so wären zweifüßige Stellung und zweifüßiger Gang die einzige Lage und Lokomotionsart, welche ihnen unter solchen Umständen natürlich oder eigen zu sein scheinen könnten, und diese sind in der That mit geringen Modifikationen diejenige Stellung und Progressionsweise, welche die Affen annehmen, sobald sie sich auf einer ebenen Fläche zu gehen genöthigt sehen. Es darf aber nie vergessen werden, daß eine solche Lage ihren Gewohnheiten und ihrer Organisation ganz fremd ist. Ihre Bewegungen und ihr Benehmen unter solchen Verhältnissen sind ungemein gezwungen und ungeschickt, und obgleich ihre Stellung theilweise aufrecht ist, und sie wirklich wie menschliche Wesen auf den Hinterfüßen gehen, geschieht dies doch mit schwankenden, unsichern Schritten, welche sie beständig durch Berührung des Bodens auf der einen oder andern Seite mit den langen Fingern der Vorderhände zu sichern genöthigt sind. Ein berühmter französischer Professor der Zoologie, Geoffroy St. Hilaire, vergleicht den Gang der Affen auf einer ebenen Fläche mit dem eines Lahmen, der an Krücken geht. Die Fälle sind jedoch nicht ganz parallel. Die Affen haben den vollkommenen Gebrauch ihrer Hinter-

beine, die, obgleich verhältnißmäßig kurz, doch stark und muskulös sind. Auch legen sie niemals ihr ganzes Gewicht, während sie den Körper vorwärts schwingen, auf die langen Vorderarme, wie diejenigen zu thun pflegen, die durch Gebrechlichkeit genöthigt sind, von Krücken Gebrauch zu machen. Ihr Gang ist im Gegentheile fest genug, wenn er auch durch die besondere Bildung ihrer Hinterbeine, die denen der Menschen ungleich, besser zum Erfassen als Gehen geschickt sind, zu schwanken scheint; und wenn sie überhaupt die Vorderarme brauchen, so geschieht dies nicht, um den Körper zu unterstützen, sondern die Bewegung zu stätigen, und das Gleichgewicht wieder zu erlangen, welches für den Augenblick durch den Mangel an Festigkeit der Hinterglieder gefährdet ist.

Wir selbst haben häufig Gelegenheit gehabt, das hier Gesagte bei mehren Individuen von drei oder vier verschiedenen Affenarten zu beobachten, in keinem Falle jedoch haben wir gefunden, daß sie die ihnen von Geoffroy St. Hilaire beigelegte Bewegungsweise angewendet hätten, selbst nicht, wenn abnehmende Gesundheit und Körpermängel natürlich hätten erwarten lassen können, daß sie gezwungen sein würden, dergleichen Hülfe und Unterstützung zu suchen; im Gegentheil ihre gewöhnliche, und wir können selbst sagen, natürliche Stellung, war aufrecht, obgleich mit viel mehr gebogenen Knieen als beim Menschen, und wenn sie gingen, so geschah dies auf den Hinterfüßen allein, wobei sie den Boden auf jeder Seite leicht mit den Knöcheln der Vorderhände, die zu diesem Behuf halb geschlossen waren, berührten. Dieser Fall trat stets ein, wenn die Hände frei waren; waren sie jedoch anderwärts, etwa mit Halten oder Tragen beschäftigt, so war ihr Gang rein zweifüßig, und die Stellung demzufolge aufrecht, wenn auch immer noch mit sehr gebogenen Knieen — und nie schienen die Thiere zu leiden, wie wenn ihre Stellung gezwungen oder unnatürlich gewesen wäre. Es bedarf nur geringen Nachdenkens, um uns zu zeigen, warum sich die Affen beim Gehen eher auf die Rückseite der halbgeschlossenen Hand lehnen, als auf die untere Fläche der Finger. Sie benutzen in diesem Falle nur die natürliche Bildung der Knochen und Muskeln des Organs, wovon sich der Leser leicht überzeugen kann, wenn er abwechselnd auf die Fingerspitzen und auf den Rücken der geschlossenen Hand drückt; — ein entgegengesetztes Verfahren würde die Finger in der ihrer Muskelkraft entgegengesetzten Richtung anstrengen, und dieselben fortwährend dem Ausrenken aussetzen.

Wenn aber auch die Affen fähig sind, sich mit genügender Leichtigkeit und Sicherheit auf einer ebenen Fläche zu bewegen, so ist dies doch nicht die Lage, worin sie Gelegenheit haben die erstaunliche Kraft und Beweglichkeit zu entwickeln, womit ihre organische Natur sie in der Wirklichkeit begabt. Wie die Bildung ihrer Extremitäten in gewissem Maße zwischen der der Fledermäuse und Vierfüßler mitten innen liegt, ebenso nehmen sie auch Wohnsitze ein, die zwischen den Elementen, worin diese verschiedenen Klassen von Säugethieren sich zu bewegen und ihre wichtigsten Lebensfunktionen auszuüben geeignet sind, mitten innen liegen. Die Affen sind ihrem Wesen nach ein die Bäume oder Wälder bewohnendes Geschlecht, jeder Theil ihrer Bildung, jede Modifikation ihres organischen Baues deutet direkt auf diesen Zweck hin, und gerade die Eigenthümlichkeiten, welche ihre Fähigkeit, leicht auf dem Boden hinzugehen, vermindern, sind bewunderungswürdig dazu geeignet, ihre Kletter- nnd Greiffähigkeit zu erhöhen. Durch die Kürze ihrer Beine und Schenkel, welche den Schwerpunkt stets der Fläche worauf sie stehen, nahe erhält, wird dem Körper nothwendigerweise ein Grad des Gleichgewichts gesichert, den er nicht besitzen könnte, sobald diese Organe von größerer Länge wären, und kaum geräth dieses Gleichgewicht in Gefahr, sich zu verrücken, so kommen augenblicklich die langen Arme ins Spiel, um dasselbe wieder herzustellen, sei es nun durch Festhalten an den nächsten Aesten oder durch Neigung nach einer Seite, wie die Balancirstange eines Seiltänzers. Außerdem stehen die Beine nicht in einer Linie mit den Schenkeln, die Kniee sind auswärts gekehrt und das Fußgelenk am Knöchel so beschaffen, daß sich die Sohlen nach innen kehren und einander entgegenstehen. Hierdurch werden die Affen befähigt, die Baumstämme und Aeste mit viel größerer Kraft zu umfassen, als wenn ihre Glieder wie die unsrigen construirt wären, sie werden dadurch ganz wesentliche Wald- oder Bäumebewohner und verlassen niemals freiwillig die Wälder, wo sie sowohl die geeignetste Nahrung, als die vollkommenste Sicherheit finden.

Die Affen werden durch ihre ganze Organisation ausdrücklich auf diese Gewohnheiten angewiesen, — außer der eben erwähnten Bildung ihrer Extremitäten sind die Finger und Zehen lang, biegsam und ihrer ganzen Länge nach von einander getrennt; der Daumen, obgleich kürzer und weiter nach dem Handgelenk zurückgestellt, als beim Menschen, bebesitzt dessen ungeachtet bedeutende Kraft, und ist den übrigen Fingern in vollem Maße entgegenstellbar; da dies nun

sowohl an den vordern wie hintern Gliedern gleichmäßig der Fall ist, so werden die Affen dadurch zum Waldleben vorzüglich geschickt, sie sind nicht Quadrupeden wie von Tyson, Buffon und andern Naturforschern richtig bemerkt worden ist, sondern Quadrumanen; nicht vierfüßige, sondern wesentlich vierhändige Thiere. Ein Theil ihrer Organisation stellt sie, wie wir bereits gesehen haben, gewissermaßen zwischen die Fledermäuse und gewöhnlichen Mammalien, aber die Haupt- und charakteristischen Details ihres Baues, ihre Gewohnheiten, Handlungen und höhern intellektuellen Gaben machen sie in der That zum Verbindungsgliede zwischen dem Menschen und den untergeordneten Thieren. Insofern man zwar die bloße Fähigkeit ihres organischen Baues zu den Zwecken des Greifens und der Ortsbewegung betrachtet, können sie sogar als über allen andern Thieren stehend angesehen werden, selbst ohne den Herrn der Schöpfung auszunehmen; es würde aber zu weit gehen, wenn man mit Bory de St. Vincent sagen wollte, daß, weil die Affen vier Hände besitzen und der Mensch nur zwei, wir deßhalb eine untergeordnete und ausgeartete Race seien, die, indem sie die Fähigkeit der Sprache auf Kosten des Verlusts der Hinterhände erwarb, nur einen Vortheil für den andern austauschte. Träume wie diese sind schon in Rechnung gezogen worden und es ist zu hoffen, daß der Leser bereits so weit von ihrer unlogischen und unphilosophischen Natur überzeugt ist, um uns die Mühe, uns gegenwärtig weiter darüber auszulassen zu ersparen.

Es ist indessen unbestreitbar, daß die höhern Fähigkeiten zum Festhalten, deren sich die Affen erfreuen, die Sphäre ihrer Handlungen bedeutend erweitern. Sie sind nicht, wie die Mehrzahl der Säugethiere auf die Erdoberfläche beschränkt, und besitzen sie auch nicht die Kraft, sich wie die Fledermäuse und Vögel in die Lüfte zu erheben, so sind sie doch immer im Stande, die dazwischen liegenden Regionen der Wälder und Forste mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit zu durcheilen, welche nur mit dem wirklichen Fliegen verglichen werden kann. Wenn sie dagegen, durch Umstände gezwungen, über einen Theil des ebenen Bodens gehen müssen, so ist ihr Gang, wie wir bereits gesehen haben, eigentlich weder der eines Zweifüßlers noch der eines Vierfüßlers; sie gehen nicht in der festen und achtunggebietenden Stellung des Menschen aufrecht, noch viel weniger kann man aber sagen, daß sie auf allen Vieren gehen, wie die niedrigeren Thiere oder selbst die untergeordneten Klassen der Meerkatzen und Makis. Die schiefe Stellung ihrer Fuß-

gelenke, in Verbindung mit der entgegenstellbaren daumähnlichen großen Zehe, die beinahe im rechten Winkel von den Sohlen der hintern Glieder absteht — Umstände, die besonders darauf berechnet sind, ihre Greiffähigkeit zu erhöhen, — nöthigen sie beim Gehen nur auf den äußeren Rand des Hinterfußes zu treten und erzeugen einen schwingenden oder schwankenden Gang, der demjenigen eines zweiwüchsigen Kindes oder krummbeinigen Mannes genau gleicht. In ihren heimischen Wäldern zeigt sich die außerordentliche Länge ihrer Arme und Hände zum größten Vortheil, sie dehnt nicht nur ihre Greifsphäre aus, sondern sichert, indem sie, wie wir bereits bemerkt haben, auch wie die Balancirstange der Seiltänzer wirkt, ihr Gleichgewicht selbst in den gefährlichsten Lagen. So ist es vorgekommen, daß Reisende bemerkt haben, wie sich Affen auf der äußersten Spitze der dünnsten Bambusstämme sicher gewiegt haben, indem sie sich geschickt balancirten und mit wirklich bewunderungswürdiger Grazie und Leichtigkeit ihre langen Arme hin- und herschwangen.

Die Abwesenheit des Schwanzes, die schon im Vorübergehen als eines der vorstechendsten Kennzeichen der Affen erwähnt worden ist, und nach der Ansicht der Welt im Allgemeinen gewöhnlich als das unterscheidende Merkmal zwischen ihnen und den niedern Klassen der Meerkatzen betrachtet wird, ermangelt nicht ihres Einflusses auf die Gewohnheiten und den Haushalt dieser Thiere. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir dieses Organ im Allgemeinen als Funktionen von höherer Wichtigkeit bei der großen Mehrzahl der Säugethiere ausübend betrachten, sein Nutzen ist im Gegentheil in vielen Fällen sehr problematisch, wenn nicht ganz jenseits der Sphäre der Beobachtung liegend; bei den Waldbewohnern, den Wasserthieren und einigen andern Klassen sind jedoch seine Funktionen bekannt und wichtig, und zu sehr in die Augen fallend, um zu den Irrthümern Anlaß zu geben, welchen so oft Spekulationen über Endzwecke in manchen Kreisen der Zoologie unterworfen sind. Wenn auch die Gegenwart eines Schwanzes nicht immer eine entsprechende Funktion anzeigt, und seine Abwesenheit genau gesagt, nicht auf die vorliegende Gruppe von vierhändigen Thieren beschränkt ist, so würde doch ein langer Schweif die beinahe aufrechte Bewegung der wahren Affen ernstlich beeinträchtigen, während sein Nutzen in anderer Beziehung durch die Länge der Vorderarme mehr als ersetzt ist; diese scheinen vielmehr dazu vorhanden zu sein, dessen Mangel zu ersetzen und seine Stelle zur Behauptung des Gleichgewichts

des Körpers zu vertreten — die einzige Funktion und eine unbezweifelt wichtige, welche der Schwanz bei den gewöhnlichen Meerkatzen versieht.

Ein allen andern bekannten Simien gemeinschaftliches Kennzeichen wird indeß nur bei einigen Species der wahren Affen gefunden, während es bei den übrigen abwesend ist; dieses besteht in dem Besitz von Schwielen, oder nackten verhärteten Flecken auf den Hinterbacken, worauf diese Thiere sitzen, wenn sie durch die heftigen und schnellen Bewegungen, die sie gewöhnlich ausführen, ermüdet sind. Wir haben uns schon theilweise auf diese Organe bezogen, und ihre Funktionen werden ausführlicher beschrieben werden, sobald wir zu den Pavianen und andern Simien kommen, bei welchen ihre Entwicklung am bemerklichsten ist. Unter den Affen beschränken sie sich auf die Gibbons oder Hylobates, und existiren selbst bei ihnen nur in einer rudimentären Form; dessenungeachtet ist ihr Vorhandensein wichtig genug, um ein ächtes generisches Kennzeichen zu bilden, wodurch sich diese Thiere von den Schimpansen und Orangs unterscheiden, wie die verhältnißmäßige Länge der vordern und hintern Extremitäten die letztern beiden Geschlechter von einander abscheidet. Wir werden indeß finden, daß diese kleine Callositäten besitzenden Gibbons in keinem andern Stücke von dem Schimpanse und Orangutan, denen dieselben fehlen, verschieden sind. Sie haben dasselbe Zahnsystem, gleiche Sinnesorgane und die nämlichen Eigenthümlichkeiten der Lokomotions- und Greiforgane; ihre Lebensweise ist ebenfalls eine vollkommen gleiche, alle haben ihre Wohnsitze in den dichtesten und einsamsten Wäldern, bewohnen dieselben Länder, leben von derselben Nahrung und schließlich — ihre Handlungen, Charakter und Verstandesfähigkeiten sind in jeder Beziehung die gleichen.

Die Zähne der Affen, wie eigentlich aller andern Quadrumanen der alten Welt, sind von gleicher Zahl mit denen des Menschen, und zeigen mindestens, so weit es die Schneide- und Backzähne betrifft, keine Formverschiedenheit bei den Schimpansen und Orangs, den beiden menschenähnlichsten Geschlechtern der Familie; bei den Gibbons dagegen sind die drei hintern Backzähne des Unterkiefers jeder durch fünf Höcker, statt durch vier gekrönt, und bei den Erwachsenen aller Arten, besonders bei den alten Männchen sind die Hundszähne in demselben relativen Maße entwickelt wie bei den Carnivoren; die Hauer des ausgewachsenen Orangutans, die mindestens so groß sind, wie die des Löwen, sind äußerst gefährliche Waffen. Unglücklicherweise wissen wir nur wenig

von den Gewohnheiten dieser Thiere im ausgewachsenen Zustande. Dieser Umstand jedoch gewährt uns starke Gründe zu glauben, daß die ungemeine Milde und Gutmüthigkeit, welche bei den gewöhnlich nach Europa gebrachten jungen Individuen bemerkbar ist, nicht immer fortfährt, sie in ihrem ursprünglichen Wohnsitze zu charakterisiren, sondern daß sich ihre Gemüthsart in dem Maße verändert, wie sich ihre Muskelkraft entwickelt, und daß sie im ausgewachsenen Zustande ebenso gefährlich und bösartig wie selbst die Paviane sind.

Der Charakter und die Gewohnheiten der Affen zeigen individuelle Unterschiede, die wir berücksichtigen werden, wenn wir auf die verschiedenen Geschlechter und Arten kommen; soweit jedoch ihre allgemeinen Manieren beobachtet worden sind, haben sie sich von sanfter, und wir können es ohne Uebertreibung sagen, selbst dankbarer und freundlicher Gemüthsart gezeigt, die ihre Färbung von einer auffallenden Schattirung von Melancholie erhielt. Vielleicht mag dies von der Gefangenschaft und andern der Natur nicht entsprechenden Verhältnissen herrühren, worin sie sich nothwendigerweise befinden, sobald sie zu uns gebracht werden. Ihre Augen sind im höchsten Grade ausdrucksvoll, ihre Handlungen ernst, umsichtig und überlegt; sie lassen sich selten zu heftiger Leidenschaft reizen, obgleich sie zuweilen etwas zänkisch und ärgerlich werden, wenn man sie neckt, oder sie in ihren Neigungen hindert, und endlich sind sie ganz frei von jener Reizbarkeit, Caprice und unheilstiftenden Neugier, welche die eigentlichen Meerkatzen so stark charakterisirt. Man muß indeß bedenken, daß sich diese Bemerkungen nur auf diese Affen in der Gefangenschaft beziehen, worin wir sie in Europa zu sehen Gelegenheit hatten, wo ihr Muth vielleicht durch die Einsperrung und Abwesenheit von ihren heimischen Wäldern und Genossen gebrochen war. Die, welche man gewöhnlich sieht, sind außerdem meist von unreifem Alter, und man kann demzufolge der Natur der Sache nach vermuthen, daß sie einen höhern Grad von Gutartigkeit und Gelehrigkeit zeigen, als vernünftigerweise ihnen im erwachsenen Zustande und bei voller Entwicklung ihrer physischen Kräfte zugeschrieben werden kann; dagegen hatten aber die Gibbons, die wir beobachtet haben, wie sich aus der hohen Entwicklung ihrer Hundszähne ergab, sicherlich ein reiferes Alter erlangt, und dessenungeachtet unterschied sich ihr Charakter und ihre Gemüthsart in keiner Weise von dem, was wir hier angegeben haben. Die Geduld, Umsicht und Gelehrigkeit dieser Thiere nähert sich wirklich den Kenn-

zeichen der menschlichen Vernunft mehr, als beim ersten Anblick unsere Eitelkeit zuzugeben geneigt sein mag. Sie tragen geduldig die Kleider, welche man ihnen zum Schutz vor unserm veränderlichen Klima gibt, lernen schnell verschiedene Handlungen nachahmen oder ausüben, verstehen bald die Gefühle und Bewegungen Derjenigen, an die sie anhänglich sind, und scheinen fast die Worte, welche man an sie richtet, zu begreifen. Zuweilen wenn sie die Bedeutung eines ihnen gegebenen Befehles nicht verstehen, legen sie wohl ihre Hände zaudernd auf den Gegenstand, blicken aufmerksam in das Gesicht des Befehlenden, als ob sie seine Absicht errathen wollten, kurz, benehmen sich gerade wie ein stummer Mensch unter gleichen Umständen thun würde. Diejenigen, welche keine Gesäßschwielen haben, ruhen nicht wie die gewöhnlichen Affen auf den Schenkeln, sondern strecken sich lang aus wie die Menschen, wobei sie den Kopf auf die Hände stützen oder auf irgend eine andere Art den Mangel eines Kissens ersetzen.

Es darf uns nicht wundern, wenn der menschlichen Gestalt so nahe stehende Thiere zu allen Zeiten Gegenstände des tiefsten Interesses für den Philosophen, oder leichtgläubiger und übertriebener Berichte bei dem gemeinen Volke gewesen sind. Demzufolge finden wir, daß die Einwohner Westafrika's, des indischen Archipels und der südöstlichen Theile von Asien allgemein die Affen als eine Art von wilden Menschen betrachten, die mit dem Menschengeschlechte eng verwandt sind und ihr Schweigen nicht wegen irgend eines Mangels, sondern aus Motiven der Klugheit bewahren, um der Mühe, Dienstbarkeit und andern Uebeln, die den Menschen im Gesellschaftszustande treffen, zu entgehen. Die leichtgläubigen und größtentheils unwissenden Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts nahmen diese ausschweifenden Berichte gläubig auf, und verschönerten sie vielleicht noch mit Farben, welche ihre eigene fruchtbare Einbildungskraft ihnen lieferte. Sie erzählten, daß die Affen in einer Art von geregelter Gesellschaft in den Tiefen der undurchdringlichsten Wälder lebten, wo sie, mit Keulen bewaffnet, selbst die Elephanten aus ihren Wohnplätzen vertrieben, daß sie stets aufrecht gingen, in Höhlen oder von ihnen selbst errichteten rohen Hütten Schutz vor dem Wetter suchten, und gelegentlich Landeseingeborene, die sie allein in den Wäldern fänden, stählen und zu einem Zustand der schrecklichsten Sklaverei herabwürdigten. Diese und ähnliche Erzählungen wurden in jenem leichtgläubigen Zeitalter gern geglaubt, und selbst ernste und gelehrte Philosophen fingen an zu den-

ken, daß sie hier eine näher verwandte Species, wenn nicht den Menschen selbst in seinem ursprünglichen Naturzustande, gefunden hätten. Selbst der große Linné war lange im Zweifel über die wahren Verwandtschaften dieser außerordentlichen Wesen. In den ersten Ausgaben seines berühmten Systema naturae betrachtete er sie als wilde Menschen, und klassifizirte die einzige Species, womit er unvollkommen bekannt war, als solche unter dem Namen Homo sylvestris und Homo troglodytes, welche er als nur bei Nacht ausgehend und eine Art von pfeifendem Geräusch von sich gebend, beschrieb, und erst im Jahre 1766, nach dem Erscheinen der zwölften Auflage seines Werkes, fing er an, richtigere Ideen über die natürlichen Verwandtschaften der Affen zu hegen, bis er sie am Ende von dem Range von Menschen degradirte, um sie den übrigen Simien zuzugesellen.

Diese Anekdote wäre allein schon im Stande, uns von der nahen Verwandschaft der Affen mit dem Menschen zu überzeugen, selbst wenn wir die physischen und Verstandeseigenschaften, worauf sich dieselbe gründet und die diese Thiere als eine Art Zwischenwesen weder von Affen noch Menschen, obgleich in gewisser Hinsicht die Eigenthümlichkeiten beider besitzend, bezeichnen, nicht kennten. Mit dem erstern theilen sie die vierhändige Bildung, dem letztern aber gleichen sie durch ihre aufrechte Stellung und Bewegung, sowie die Abwesenheit von Schwänzen, Backentaschen und Gesäßschwielen; bei dem Menschen ist das Haar des Unterarmes gegen den Ellbogen zu gekehrt, und die obern Schneidezähne stehen unmittelbar in der Kinnlade ohne Dazwischenkunft von Intermaxillarknochen. In dieser Hinsicht gleichen von allen Simien oder niederen Thieren die Affen allein dem Menschen. Zahlreiche andere Verwandtschaften von gleicher Wichtigkeit, die wir indessen jetzt nicht ausführlicher angeben können, finden sich in Professor Owen's ausgezeichneter Abhandlung über die vergleichende Osteologie des Menschen, des Schimpanse und des Orangutan aufgezählt, welche im ersten Bande der Zoological Transactions enthalten ist.

Die Nahrung der Affen im Naturzustande besteht aus wilden Früchten, Zwiebelgewächsen und wahrscheinlich der innern Rinde nebst den zarten Knospen gewisser Bäume. Sie genießen ebenfalls Insekten und kleine Amphibien, und suchen die Vogelnester auf, deren Eier sie begierig aussaugen und deren ungefiederte Junge sie verzehren. Eier lieben sie selbst im gefangenen Zustande leidenschaftlich, weisen aber Rind- oder Hammelfleisch zurück, wenn es nicht vorher gekocht ist. Milch oder Wasser ist ihr Lieblingsgetränk

Wein und andere geistige Getränke weisen sie anfangs zurück, verlieren aber, wie die amerikanischen und australischen Wilden, bald ihre Abneigung, und verstehen dann ihr Glas mit dem Gusto eines Kenners zu leeren.

In Bezug auf ihre geographische Vertheilung ist diese Gruppe hauptsächlich auf die Halbinsel von Malacca und die große Inseln des indischen Meeres beschränkt. Ein Geschlecht jedoch bewohnt Westafrika, und dieses ist, sowohl seinen intellektuellen Fähigkeiten, als seiner physischen Bildung nach, das menschenähnlichste; es wird aus diesem Grunde gewöhnlich an die Spitze der Affenreihe gestellt und wir werden nun zur Beschreibung seiner Geschichte und Gewohnheiten übergehen.

Drittes Kapitel.

Der Schimpanse (Simia troglodytes).

Dieses interessante Thier, Linné's Simia troglodytes und der Troglodytes niger der neueren Naturforscher, ist, mit Ausnahme eines einzigen ausgezeichneten Zoologen, von Allen an die Spitze der thierischen Schöpfung gestellt worden. Cuvier allein bestritt sein Recht auf diese Stelle zu Gunsten des Orangutan. Spätere Beobachter haben indeß den Vorrang des Schimpanse zur Genüge festgestellt: seine Gestalt, seine Verhältnisse und sein anatomischer Bau nähern sich, wie aus Owens ausgezeichneter Abhandlung über die vergleichende Osteologie beider Arten zu ersehen ist, entschieden dem menschlichen Typus mehr als die des Orangutan; ebenso sind seine Stellung, sein Gang und seine Gewohnheiten menschenähnlicher, und selbst das Kennzeichen, worauf Cuvier sein Voranstellen der indischen Species gründete, nämlich deren anscheinend höhere Gehirnentwicklung, ist so vorübergehend, daß sie nur auf eine sehr frühe Lebensperiode des Thieres beschränkt ist und gänzlich verschwindet, wenn es sich dem reifen Alter nähert. In andern Beziehungen (der relativen Form und den Verhältnissen der Extremitäten nach) sind diese Organe, worauf die wichtigsten Gewohnheiten und Funktionen des Lebens beruhen, bei dem Schimpanse fast die gleichen, wie beim Menschen; die Arme gehen, wenn das Thier aufrecht steht, nur wenig unter das Knie hinab, die Ferse ist groß und gut proportionirt, die Fußsohle breit



Fig. 1. Schimpanse (Simia troglodytes).

und geeignet, dem Körper bei aufrechter Stellung eine feste Stütze zu gewähren; die Füße und Beine fast in gerader Linie mit den Schenkeln stehend; erstere sogar mit einer deutlichen, wenn auch kleinen Wade versehen, der Schädel glatt und ohne pfeilförmigen Schopf. Bei dem Orangutan dagegen berühren die Arme bei aufrechter Stellung fast den Boden, die Füße und Beine sind durch das Auswärtsstehen am Knie und die Stellung nach innen des Knöchels, wodurch die Sohlen einander direkt entgegengestellt werden, verbildet. Die Ferse ist schmal, die Zehen gewöhnlich nach innen gebogen, die hinteren Glieder im Ganzen kurz bis zur Deformität und

der Schädel mit ungeheuern Haarwülsten so stark wie die der gefährlichsten Raubthiere versehen. Alle diese und viele andern Modifikationen seines Baues, sowie die verschiedenen daraus hervorgehenden Gewohnheits- und Haushaltungseigenthümlichkeiten weisen dem Orangutan offenbar eine niederere Stellung auf der Leiter der Existenz an, und beschützen die dem Schimpanse angewiesene Stellung als das erste Glied der Verbindungskette, welches den Menschen mit der niederen Schöpfung vereinigt.

Wir haben die hervorstechendsten Verhältnisse des organischen Baues, wovon die Superiorität des Schimpanse vor dem Orangutan abhängt, so ausführlich beschrieben, weil es an und für sich selbst ein Gegenstand zu einer interessanten Untersuchung ist, die die Aufmerksamkeit der Zoologen in hohem Grad in Anspruch genommen hat, welches von diesen ungewöhnlichen Wesen auf der Stufenleiter der Schöpfung den nächsten Rang nach uns selbst einnehmen soll. Nach Abfertigung dieser Frage werden wir sogleich auf die Geschichte und Beschreibung des Schimpanse übergehen, mit dem jungen Thiere anfangen, weil es uns am besten bekannt ist, und dann die besten Nachrichten zusammenstellen, die wir aus den Berichten von Reisenden, welche die Sitten und Gewohnheiten der ausgewachsenen Thiere beobachtet haben wollen, schöpfen können. Die gewöhnlich nach Europa gebrachten jungen Schimpansen, von denen wir zwei sehr schöne Exemplare zu untersuchen Gelegenheit hatten, waren gewöhnlich zwischen 24 und 30 Zoll hoch und wurden für 18 Monate bis zwei Jahre alt gehalten. Der Zustand ihres Zahnsystems jedoch stimmte eher mit dem des menschlichen vier bis fünf Jahre alten Kindes überein, und diese Thatsache ist zu Unterstützung der Annahme, daß die jungen Thiere älter wären, als Diejenigen angaben, welche sie nach Europa brachten, angeführt worden: da diese durch Beobachtungen nicht unterstützte, wenn auch vielleicht in gewissem Maße durch die organische Nähe des Thieres gegründete Hypothese jedoch auf der Annahme beruht, daß die durchschnittliche Entwicklung und Lebensdauer des Schimpanse die gleiche ist, wie die des Menschen, so brauchen wir darauf kein großes Gewicht zu legen, besonders, da wir wissen, daß die Organe und Fähigkeiten der Jungen aller Thiere viel früher als die der menschlichen Kinder entwickelt zu sein pflegen.

Der Schädel des Schimpanse, selbst bei sehr jungen Subjekten, ist oben abgeplattet und zeigt eine niedrige zurückweichende Stirne mit einem hervorstehenden Kamm oder Rücken über den Augenbraunen. In dieser Beziehung steht

er ohne Frage unter dem jungen Orangutan, bei dem sich eine merkwürdige Höhe der Stirne, ohne die geringste Erhöhung über den Augen, und eine Rundung des Schädels, größer selbst als beim menschlichen Kinde, zeigt; seine Verstandesfähigkeiten entsprechen aber diesem äußeren Zeichen nicht, während die große Entwicklung seines Gesichts und seiner Schnauze ihn zu einer nahen Verwandtschaft mit den Pavianen degradiren. Das Gesicht des jungen Schimpanse dagegen ist im Verhältniß zur Größe des Craniums viel weniger verlängert; die Proportionen seiner verschiedenen Theile, mit Ausnahme der Stirn, nähern sich demjenigen des menschlichen Gesichts mehr, und dem Munde selbst des erwachsenen Thieres fehlen die ungeheuern Hundszähne, welche den indischen Orang charakterisiren. Das Hervorragen der Kinnlade jedoch ist viel bedeutender als beim Menschen, wodurch durch das Profil des Gesichts eine concave Form erhält; die Nase ist kurz und fast flach, die Nasenlöcher öffnen sich nach oben, ohne daß dies jedoch das Gefühl des Ekels erregte, welcher den Verlust dieses Organs beim Menschen begleitet, die Schnauze ist vorstehend, der Mund groß, die Lippen dünn und die Ohren, wie die menschlichen, nur größer, dünner und höher nach dem Scheitel zu stehend. Die Brust ist, wie beim Menschen, von einer Seite zur andern breiter als von vorn nach hinten, die Schultern breit, der Bauch hervorstehend, und der ganze Körper dem des Menschen sehr ähnlich. Der Hauptunterschied ist eigentlich der Mangel an Hüften, die einen so hervorstechenden und so symmetrischen Theil der menschlichen Gestalt bilden, und dem Menschen ganz eigenthümlich sind. Hierdurch erhält die Figur des Schimpanse ein mageres und ungeschicktes Aussehen.

Der Körper ist mit langen, dicken, schwarzen Haaren bedeckt, die auf dem Rücken und den Schultern am dicksten, am dünnsten aber auf der Brust, dem Bauche und den Extremitäten stehen. Das Haupthaar theilt sich partiell in der Mitte und fällt an den Seiten herunter, so daß es das Ohr umgibt und lange buschige Backenbärte bildet. Das Gesicht und die Ohren mit Ausnahme der Nasengegend, die blaß kupferfarbig ist, sind dunkelbraun. Diese Theile sind nackt, die Lippen hingegen und der Arm unmittelbar um den Mund mit einem dünnen, weißen Barte bedeckt. Die Hände und Füße sind ebenfalls nackt, dunkelbraun auf dem Rücken, aber kupferfarbig an den Sohlen und Handflächen, und die Beine, wie bereits bemerkt, mit kleinen Waden versehen. Ferner ist das dünne Haar des Unterarmes gegen den Ellbogen gerichtet — ein Kennzeichen, welches dieses Thier mit dem Men-

schen gemein hat, und, wie wir später finden werden, auch mit dem Orangutan und einigen andern Affen theilt. Die Augen des Schimpanse stehen näher zusammen, wie beim Menschen; sie sind außerdem kleiner und von tiefbrauner Farbe.

Der erste genaue und zuverlässige Bericht, den wir über die Gewohnheiten und Intelligenz des jungen Schimpanse im gefangenen Zustande besitzen, ist der der berühmten Anatomen Tyson und Cowper, die eine herrliche Abhandlung über die Anatomie dieser Art im Jahre 1699 herausgaben. Das von diesen Naturforschern beobachtete Individuum war ein sanftes, freundliches und gutartiges Geschöpf; auf der Reise nach England pflegte es seine Bekannten mit der größten Zärtlichkeit zu umarmen, wobei es ihre Hemden auf der Brust öffnete und seinen Arm um sie schlang. Einigen kleinen Affen, die sich auf demselben Schiffe befanden, bezeugte es die größte Abneigung, vermied immer denjenigen Theil des Schiffes, wo sie gehalten wurden, und schien sich als ein Wesen höherer Art zu betrachten. Nachdem es eine Zeit lang zum Kleidertragen angehalten worden war, liebte es dieselben außerordentlich, pflegte einige davon ohne Hülfe anzuziehen, und dann die übrigen zu Jemand von der Mannschaft oder den Passagieren zu tragen, als ob es sich ihre Hülfe erbitten wolle. Es lag im Bett, legte seinen Kopf auf das Kissen und hüllte sich in die Decken ein, gerade wie ein menschliches Wesen.

Herr de Brosse verschaffte sich auf seiner Reise nach Angola im Jahr 1830 zwei junge Thiere dieser Art, die nur ein Jahr alt gewesen sein sollen, und von denen er den folgenden anziehenden Bericht gibt: „Diese Thiere, sagt er, hatten den Verstand, sich wie Menschen bei Tische niederzusetzen, aßen von allem ohne Unterschied, bedienten sich der Messer, Gabeln und Löffel, um ihre Nahrung zu zerschneiden und zum Munde zu führen und tranken Wein und andere Getränke ohne Unterschied. Wenn sie bei Tische saßen, gaben sie ihre Bedürfnisse durch Hervorstrecken der Lippen und Ausstoßen eines weichen, leisen Lautes zu erkennen und wenn man ihnen etwas abschlug, geriethen sie in Zorn, so daß sie die Arme ihrer Wärter kniffen oder bissen.

Das Männchen wurde während der Ueberfahrt krank; es gab sich alle die Airs und verlangte dieselbe Sorgfalt und Bedienung wie ein menschliches Wesen unter gleichen Umständen; es wurde ihm selbst zweimal zur Ader gelassen und wenn es sich später unwohl fühlte, pflegte es zu kommen und seinen Arm zum Unterbinden in die Höhe zu halten, als ob

es sich des Nutzens, welchen ihm früher diese Operation gewährt hatte, bewußt sei."

Einige der hier beschriebenen Umstände waren ohne Zweifel Folgen der Erziehung; aber der letzte und wichtigste von allen war sicherlich ein Ausdruck der natürlichen Urtheilskraft des Thieres selbst, und zeigt die außerordentliche Intelligenz, welche dieses junge Geschöpf sogar in diesem frühen Alter besaß. Ein von Buffon im Jahre 1740 beobachtetes Individuum war etwas verbildeter; aber sein Bericht von dessen Manieren ist werthvoll, da er zeigt, welchen hohen Grad von Bildung der Schimpanse anzunehmen fähig ist, sowie die Leichtigkeit, womit er die Fähigkeit erlangt, die Handlungen des civilisirten Menschen nachzuahmen.

„Dieses Thier," sagt Buffon, „ging stets aufrecht auf den Hinterfüßen, selbst wenn es schwere Lasten trug. Sein Aussehen war melancholisch, sein Benehmen ernst, seine Bewegungen gemessen, seine Gemüthsart sanft und sehr von der anderer hierin verschieden; es besaß weder die Ungeduld des gemeinen Affen, die Wildheit des Pavians, noch den Muthwillen der Meerkatze; ein Zeichen, ein Wort waren genügend, es zum Gehorsam zu bringen, während die andern nur der Furcht vor Strafe wichen. Ich habe dieses Thier seine Hand anbieten sehen, um die Gesellschaft zur Thüre zu führen oder mit ihnen ernsthaft im Zimmer herumzuspaziren; ich sah es bei Tafel sitzen, seine Serviette entfalten, seine Lippen abwischen; und Gebrauch von Löffel und Gabel machen, um seine Nahrungsmittel zum Munde zu führen; es goß sein Getränk in ein Glas ein, stieß an, wenn es dazu aufgefordert wurde, holte sich eine Tasse herbei, brachte sie an den Tisch, goß sich Thee ein, versüßte ihn und ließ ihn abkühlen und Alles dies ohne einen andern Antrieb, als die Zeichen oder Befehle seines Wächters, mitunter selbst ganz freiwillig. Es war sanft und gutmüthig, und näherte sich dem Menschen selbst mit einer Art von Respekt, oder als ob es verlangte, geliebkost zu werden. Es liebte die Zuckerpflaumen leidenschaftlich, aß aber Alles ohne Unterschied, nur daß es reife und getrocknete Früchte den meisten andern Nahrungsmitteln vorzog; es trank Wein in geringen Quantitäten, vertauschte ihn aber gern mit Milch, Thee oder irgend einem andern milden Getränke."

Alle diese Handlungen waren natürlich Folgen der Erziehung, aber der folgende Bericht, der von Dr. Traill über ein Exemplar, welches er im Jahre 1817 beobachtete und secirte, mitgetheilt worden ist, wird die Manieren und In=

telligenz des Schimpanse in ein natürliches und deßhalb interessantes Licht setzen. Der Gegenstand von Dr. Traills Abhandlung war ein Weibchen und auf der Prinzeninsel im Meerbusen von Guinea, wohin es durch ein einheimisches Handelsschiff von den Ufern des Gaboon gebracht worden war, erlangt. Es wurde als ein junges Thier (viel kleiner als die gewöhnlich in seinen heimischen Wäldern gesehenen) dargestellt; und Kapitän Payne, der es nach England brachte, bemerkte, daß es wenigstens 8—10 Zoll kürzer war, als ein anderes, das er auf der Prinzeninsel gesehen hatte.

„Als unser Thier zuerst an Bord kam," sagt Kapitän Payne, „schüttelte es einigen unserer Matrosen die Hände, verweigerte aber Anderen ohne eine anscheinende Ursache seine Hand, mit Zeichen von Zorn. Es wurde jedoch schnell mit der Mannschaft vertraut und nur mit einem Schiffsjungen konnte es sich nie verständigen. Wenn die Mahlzeiten der Seeleute an Bord gebracht wurden, kam es stets herbei, ging herum und umarmte Alle, während es ein lautes, gellendes Geschrei ausstieß, und setzte sich dann unter ihnen nieder, um Antheil an dem Mahl zu nehmen. Im Zorne bellte es mitunter wie ein Hund, zu andern Zeiten pflegte es wie ein verzogenes Kind zu schreien und sich mit großer Heftigkeit zu kratzen. Seine Zufriedenheit, besonders wenn es Süßigkeiten erhielt, drückte es durch einen Laut, der wie hem klang, aus und im ernsten Tone von sich gegeben wurde. Unter den warmen Breitegraden war es thätig und munter, wurde aber kränklich, sowie es sich von der heißen Zone entfernte, und als es sich unsern Küsten näherte, zeigte es ein Verlangen nach warmer Bedeckung, auch wickelte es sich sorgfältig in eine Wolldecke ein, wenn es sich zur Ruhe begab. Es ging gewöhnlich auf allen Vieren, und Kapitän Payne bemerkt besonders, daß es niemals die Handflächen seiner vordern Extremitäten mit dem Boden in Berührung brachte, sondern die Fäuste schloß und sich auf die Knöchel stemmte. Dieser auch von Tyson wahrgenommene Umstand wurde mir von einem jungen Seeoffizier, der lange Zeit auf den Flüssen des westlichen Afrika beschäftigt gewesen war und Gelegenheit gehabt hatte, die Gewohnheiten dieser Species zu beobachten, bestätigt. Dieses Thier schien die aufrechte Stellung, welche es selten annahm, nicht zu lieben, obgleich es eine kurze Strecke weit schnell auf zwei Füßen laufen konnte. In diesem Falle schien es die Bewegung seiner Beine dadurch zu unterstützen, daß es die Schenkel mit beiden Händen hielt. Es hatte große Kraft in den Vorderfingern der obern Extremitäten und schwang sich oftmals mit ihnen

länger als eine Stunde hinter einander an einem Seile. Als es gekauft wurde, war es so dicht mit Haar bedeckt, daß die Haut des Rumpfes und der Glieder kaum zu sehen war, bis das lange, schwarze Haar weggeblasen wurde. Zu dieser Zeit war seine Haut vollkommen gesund, nachdem es aber einige Zeit zur See gewesen war, bedeckte sich sein Körper mit einem schuppigen, von bedeutendem Jucken begleiteten Ausschlag. Dieser mochte theilweise von ungehöriger Diät herrühren, da es oftmals mit gesalzenem Rindfleisch und Schiffszwieback gefüttert wurde. Es verzehrte bereitwillig alle Arten von vegetabilischer Nahrung, schien aber zuerst keinen Geschmack am Fleisch zu finden, obgleich es mit vielem anscheinenden Vergnügen den Beinknochen eines Huhns aussaugte. Zu jener Zeit mochte es keinen Wein, schien ihn indeß später zu lieben, konnte jedoch niemals hitzige Getränke vertragen. Einmal stahl es eine Flasche Wein, die es mit den Zähnen entkorkte und zu trinken begann. Es zeigte Vorliebe für Kaffee und war den Süßigkeiten unmäßig ergeben. Es lernte sich eines Löffels bedienen, aus dem Glase trinken und zeigte eine allgemeine Neigung, die Handlungen der Menschen nachzuahmen. Glänzende Metalle zogen es an, sowie es sich in Kleidern stolz zu fühlen schien und oftmals einen dreieckigen Hut auf den Kopf setzte. In seinen Gewohnheiten war es schmutzig und man hat es nie sich waschen sehen. Es fürchtete das Feuergewehr und schien im Ganzen ein furchtsames Thier."

Diesem interessanten Berichte wollen wir nur einige wenige Beobachtungen hinzufügen, die wir selbst Gelegenheit gehabt haben, an zwei, vor Kurzem in England gezeigten Exemplaren zu machen. Das erste dieser Thiere, die beide männlichen Geschlechts waren, wurde vor ungefähr vier oder fünf Jahren in der Egyptian-Hall gezeigt, und befand sich in Gesellschaft eines jungen weiblichen Orangutans von vielleicht gleichem Alter, wodurch sich eine sehr günstige Gelegenheit bot, die Formen, Gewohnheiten und Intelligenz der beiden Arten zu vergleichen. Der Schimpanse, obgleich von schwächlicher Gesundheit, und durch Körperleiden verdrießlich und leicht erzürnbar, zeigte seiner Genossin sehr überlegene Zeichen von Intelligenz. Er war beweglich und ein scharfer Beobachter dessen, was um ihn vorging; — kein neuer Besucher trat in das Zimmer, worin er gehalten wurde, und kein alter verließ es, ohne seine Aufmerksamkeit anzuziehen. Der Orangutan dagegen bezeugte eine Art von feststehender Melancholie und eine Nichtachtung seiner Umgebungen, die fast Apathie genannt werden konnte; und obgleich

er einer besseren Gesundheit genoß, war er doch seinem Gefährten an Beobachtungsgabe und Scharfsinn sehr untergeordnet.

Bei einer Gelegenheit, als diese Thiere ihr Mittagsmahl von Kartoffeln und einem gekochten Huhn, wie gewöhnlich von einer großen Zahl von Besuchern umgeben, hielten, ließ sich das Orangweibchen seinen Teller wegnehmen, ohne den geringsten Kummer zu verrathen, dies war jedoch beim Schimpanse keineswegs der Fall. Wir benutzten eine Gelegenheit, während er den Kopf umwandte, um eine eintretende Person zu beobachten, um auch seinen Teller wegzunehmen; ein paar Sekunden lang blickte er um sich, um zu sehen, was daraus geworden sei, da er ihn aber nicht fand, fing er an zu schmollen und sich wie ein getäuschtes Kind zu erzürnen. Endlich als er eine junge Dame, die in seiner Nähe stand, lachen sah, sprang er mit der größten Wuth auf sie zu und würde sie wahrscheinlich gebissen oder gekratzt haben, wenn sie sich nicht aus seinem Bereich entfernt hätte. Als man ihm seinen Teller zurückgab, trug er Sorge, die Wiederholung des Scherzes zu verhüten, indem er ihn fest in der einen Hand hielt, während er mit der andern sich die Speise zuführte. Er war sehr reinlich in seiner Art zu essen, und bediente sich stets seiner Finger, um die Bissen vom Teller aufzunehmen; der Orang im Gegentheil neigte häufig seinen Kopf herab und verzehrte wie ein Hund ohne Unterschied Alles; auch in anderer Beziehung berücksichtigte er seine persönliche Reinlichkeit und den Anstand viel weniger. Die katarrhalische Krankheit, welche stets die Affen nach einem Aufenthalt von wenig Monaten in dem feuchten und veränderlichen Klima Englands tödtet, war bei dem Schimpanse bereits weit vorgeschritten, und es war, obgleich wir zu jener Zeit das schönste Sommerwetter hatten, belustigend, zu sehen, mit welcher Sorgfalt er seine kleine Wolldecke stets um sich gewickelt hielt, als ob er wisse, wie wohlthätig ihm dies sei. Wenn er dieselbe ablegen mußte, um die Neugierde seiner Besucher zu befriedigen, so gaben die milden aber ausdrucksvollen Blicke, womit er die, wie er sicher glaubte, harten und grausamen Gebote seines Wärters demselben vorwarf, seine Gefühle so klar zu verstehen, als ob sie in der beredtesten Sprache ausgedrückt worden wären. Er starb wenige Tage, nachdem diese Beobachtungen gemacht worden waren, und sein Gefährte überlebte ihn nicht lange.

Der zweite Schimpanse, den wir zu beobachten Gelegenheit hatten, und der vielleicht mehr Aufmerksamkeit verdiente, als irgend ein anderes bekanntes Exemplar, wurde im Herbst

1836 von Kapitän Wood, der ihn sich in Grand-Bassan nahe an der Mündung des Gambia verschafft hatte, und wohin er von einem circa 120 englische Meilen weit laudeinwärts gelegenen Orte geschafft worden war, nach Bristol gebracht. Er war nicht nur nicht durch die Künste verdorben, welche reisende Thierbändiger oft diesen Thieren zu lehren pflegen, um die Neugierde des Publikums zu erregen, sondern hatte auch den veränderlichen ungesunden Winter von 1835—36 ohne Nachtheil überstanden und war, als diese Beobachtungen gemacht wurden, im Genusse vollkommener robuster Gesundheit. Tommy, so hieß dieses Thier, sollte zwischen 18 und 20 Monaten alt sein, und maß vom Scheitel bis zur Sohle 2 Fuß; die Eingeborenen, von denen ihn Kapitän Wood erlangt hatte, berichteten, daß sie ihn in Gesellschaft seiner Mutter gefunden, die ihn gerade säugte; dieselbe beschrieben sie als ein robustes, kräftiges Thier, ungefähr 4′ 6″ hoch, sie waren aber genöthigt gewesen, sie zu erschießen, um des Jungen habhaft zu werden. Auf seiner Reise nach England hatte dieses kleine Geschöf freien Spielraum auf dem Schiffe, war stets gesund und munter, belustigte sich häufig mit Klettern in das Takelwerk und zeigte starke Zuneigung für Diejenigen an Bord, welche es freundlich behandelten. Es wurde später von der zoologischen Gesellschaft angekauft.

In dem zoologischen Garten erhielt er ein Zimmer im Wärterhause, wo ein großer Käfig für ihn gemacht worden war, der stets so viel wie möglich in einer gleichmäßigen Temperatur erhalten wurde. Zwei künstliche Bäume waren in dem Käfig errichtet und durch ein herabhängendes Seil verbunden worden, um ihm Gelegenheit zu geben, sich durch Klettern oder Schaukeln zu belustigen; jedoch, außer wenn ihm dies durch seinen Wärter befohlen wurde, dem er stets bereitwilligen Gehorsam bezeigte, zog er vor, am Boden des Käfigs herumzulaufen oder mit den Besuchern zu scherzen. Wenn er sich schnell bewegte, so war sein Gang eine Art von schnellem Galopp und, außer wenn er seine Hände dazu brauchte, etwas zu tragen, ging er auf allen Vieren, wobei er sich auf die Knöchel der halbgeschlossenen Faust stützte, wie auch Tyson und Dr. Traill bemerkt haben. Zu gleicher Zeit wurde bei der Bewegung die ganze Sohle des Hinterfußes in Berührung mit dem Boden gebracht, und da die Arme nicht viel länger als die Beine waren, zeigte sich der Körper etwas gebückt oder an den Schultern gebogen, obgleich sich dessen ungeachtet die Stellung mehr der aufrechten als horizontalen näherte. Alle diese Umstände stim-

men genau mit den Gewohnheiten des bereits erwähnten, vor einigen Jahren in der Egyptian-Hall gezeigten Individuums überein; da aber dieses, wie die meisten früher in Europa gesehenen, an einer schweren Krankheit litt, könnte wohl sein Gang und seine Stellung aus Schwächlichkeit angenommen gewesen sein. Tommy's Fall jedoch läßt keinen solchen Zweifel zu; er war vollkommen munter, gesund und kräftig und zeigte ohne Frage die seiner Art natürliche Bewegungsweise, auf die man schon früher nach ihrem anatomischen Bau geschlossen hatte.

Obgleich aber Tommy's gewöhnliche Bewegungsweise, wenn vollkommen frei und ungezwungen, die auf allen Vieren war, so konnte er doch, sobald es die Gelegenheit erforderte, mit großer Leichtigkeit die Stellung und den Gang auf zwei Beinen annehmen. Seine Füße, und besonders seine Fersen, waren breiter und diesem Zwecke besser angemessen als die des Orang-Utan, und beim Aufrechtgehen fand er sich nicht, wie jener, genöthigt, seine Arme auszustrecken oder sie hin und her zu bewegen, um sein schwankendes Gleichgewicht zu bewahren; seine Fußsohlen waren jedoch platt, und dieser Umstand, im Verein mit dem größern Abstand und den freiern Bewegungen der Hinterbeine, gaben seinem Gange eine wackelnde Bewegungsweise, wie die der an derselben Deformität leidenden Menschen. In vielen anderen Handlungen näherte sich Tommy ebenfalls dem Menschen bedeutend. Er war ohne Ausnahme das einzige Thier, welches wir je gesehen haben, das auf seinen Hinterfüßen wie ein Mensch springen konnte, und dies that er oft sowohl auf dem Boden seines Käfigs, als beim Herabsteigen von seinem Baum oder von den Stangen des Käfigs, die er oft erkletterte, um über die Köpfe der Zuschauer wegzusehen. Er belustigte sich auch häufig mit einer Art von rohem, stampfendem Tanze, der vollkommen dem eines drei- oder vierjährigen Kindes glich, nur daß er mit größerer Kraft und mehr Selbstvertrauen ausgeführt wurde. Alles dieses entstand aus der ununterbrochenen guten Laune und Fröhlichkeit, die dem kindlichen Geiste natürlich sind; er war zu allen Zeiten munter, lebhaft und vom Morgen bis Abend in beständiger Bewegung, entweder tanzend, springend, oder in seinem Käfig herumgaloppirend, auch neckte er sich gern mit den Zuschauern, oder amüsirte sich mit Hinaussehen aus dem Fenster.

Er erkletterte, außer auf den Befehl seines Wärters, selten seinen Baum, und schien in der That, vorzüglich mit dem Orangutan verglichen, nur ein mittelmäßiger Kletterer

zu sein; gewöhnlich zog er den ebenen Boden seines Käfigs vor. Es könnte sein, daß sein Baum nicht gehörig construirt, oder daß er zu schwer und corpulent war; aber nach seiner offenbaren Ungeschicktheit dabei und dem Vorzuge, den er dem ebenen Boden gab, wird es wahrscheinlich, wie in der That die meisten Reisenden bestätigen, daß die Bewegung und die Gewohnheiten der Species mehr dem Erdboden als den Bäumen angehören, und daß sie letztere hauptsächlich, wenn nicht allein, ersteigen, um ihre Nahrung zu suchen. Wenn ihm geboten wurde, sich in seine Schaukel zu setzen, so that dies Tommy mit dem besten Humor, und streckte Jemand aus der Gesellschaft seinen Fuß hin, um ihn damit in Bewegung zu setzen. Wir bemerkten, daß er die rechte Hand beim Gebrauch der linken vorzog, und augenscheinlich mehr Stärke und Geschicklichkeit in dieser als in der andern hatte. Beim Menschen ist dies gewöhnlich den Wirkungen der Erziehung zugeschrieben worden, aber bei Tommy wenigstens war dies eine natürliche Handlung, da man ihm in dieser Beziehung nie etwas gelehrt hatte, und höchst interessant würde die Untersuchung sein, ob sich der gleiche Vorzug nicht auch bei andern Affen findet, und demnach, in wie weit dies mehr von irgend einem nothwendigen, angeborenen Prinzip der thierischen Bildung abhängt, als von bloßer Erziehung. Dr. Traill erwähnt, daß, wenn sein Thier auf den Hinterfüßen ging, es die Bewegung seiner Beine durch ein Festhalten der Schenkel mit den Vorderarmen zu unterstützen schien. Tommy bediente sich nie dieser Weise, seinem zweifüßigen Gange nachzuhelfen, und wir glauben, daß Dr. Traills Specimen bloß aus Schwäche und von abnehmender Gesundheit herrührender Gebrechlichkeit dazu seine Zuflucht nahm, gerade wie sehr alte und gebrechliche Personen unter ähnlichen Umständen zu thun pflegen.

Obgleich er nicht liebte, der Gegenstand eines solchen zu sein, hatte doch Tommy die praktischen Scherze ungemein gern und spielte seine Streiche mit großer Schlauheit und Umsicht. Bei einer Gelegenheit, als ein Zimmermann in seinen Käfig kam, um einige nöthige Aenderungen vorzunehmen, wurden wir höchlich durch die Schelmereien, welche er sich gegen den Eindringling erlaubte, belustigt; jetzt zog er ihn an den Haaren, dann riß er ihm seine Papiermütze ab, lief mit seinen Werkzeugen davon oder versuchte selbst, ihm ein Bein zu stellen. Alles dies geschah mit der größten Ernsthaftigkeit und mit einem hohen Grade von List. Er stellte sich stets, als sei er am andern Ende des Käfigs beschäftigt, und nahm die Gelegenheit wahr, sich

plötzlich zu nähern, sobald er sich unbemerkt glaubte. Endlich, als er sah, daß ihm der Zimmermann den Rücken gewendet hatte, schien er der Versuchung nicht länger widerstehen zu können und verabreichte ihm eine so derbe Ohrfeige, daß der Wärter genöthigt war, einzuschreiten und dem Scherz ein Ende zu machen. Ein andermal hatte er einen kleinen Hund in seinem Käfig, den er sich entweder vorgenommen zu haben schien zu erzürnen oder ihm gute Sitten zu lehren, und den er einer sehr strengen Disciplin unterwarf. Er schlug ihn, knuffte ihn, zog ihn an den Ohren oder dem Schwanze, und wenn das arme Thier Spuren von Zorn über diese unverdiente Behandlung zeigte, war es im höchsten Grade komisch, den spöttischen Ernst und das Erstaunen, welches Tommy's Gesicht zeigte, zu sehen; es war, als ob er wirklich über die Unverschämtheit des Hundes erstaunt wäre, während er zu gleicher Zeit seine Hand drohend über ihm aufgehoben hielt, wobei er die Lippen aufwarf und einen tiefen Kehllaut ausstieß.

Er ließ sich gern kitzeln, und wenn dies geschah, schlug er mit dem größten Entzücken, das man sich denken kann, mit den Armen und Beinen um sich; es war dann offenbar, daß er auch zu lachen versuchte; er zwinkerte mit den Augen und öffnete den Mund und die Lippen, wobei seine Backenmuskeln aufgezogen waren und sein ganzes Gesicht Vergnügen ausdrückte. Sein Antlitz hatte aber nicht den eigenthümlichen Ausdruck, welcher das menschliche Lachen charakterisirt. Er schien die Kinder nicht leiden zu können und versäumte keine Gelegenheit, an dem Haar und den Kleidern derjenigen, die ihm in den Weg kamen, zu ziehen oder zu kratzen; doch war sein Benehmen in dieser Hinsicht von keinem Zeichen des Zorns oder der Antipathie begleitet; es war wirklich eher die Wirkung von Eifersucht, als von Haß. Obgleich er gewöhnlich guten Humors war, konnte er doch nicht ertragen, wenn man ihn täuschte oder ihm etwas verweigerte, worauf er seinen Sinn gestellt hatte. In diesem Falle verlor er seinen Gleichmuth, versuchte zu kratzen oder zu beißen, und ließ ein gellendes, zorniges Geschrei hören, wobei er den Verweigernden aufmerksam mit einem von Zorn glühenden Gesicht anblickte; sein Groll war jedoch bald vorüber, und er begann sogleich wieder zu springen und zu spielen, als ob nichts vorgefallen wäre. In seinen Gewohnheiten war er besonders reinlich, kletterte allemal auf den Gipfel seines Baums, um seine Naturbedürfnisse zu befriedigen, zog, dort angelangt, stets sein Schaukelseil nach sich und hielt es in der Hand oder zwischen den Zähnen, um

das Beschmutzen desselben zu verhüten. Beim Essen benahm er sich ziemlich geräuschvoll, und man konnte deutlich hören, wie er seine Speisen verschluckte; wir haben ihn ebenfalls die Zähne stochern, die Nägel reinigen und viele andere ähnliche Handlungen verrichten sehen, die man fast gewöhnlich dem Menschengeschlechte allein zuschreibt.

Die Verstandeskräfte dieses jungen Thieres waren, wie sich aus der vorhergehenden Geschichte seines Benehmens und seiner Handlungen entnehmen läßt, sehr bedeutend. Seine Intelligenz war von dem Instinkte sowohl, wie von denjenigen Eigenschaften, die wir beim Hunde und Elephanten Gelehrigkeit nennen, ganz verschieden; wo der gemeine Affe nur vom Impuls angetrieben wird, schien sein Betragen von Klugheit und Vorsicht diktirt zu werden, und seine Geistesfähigkeiten schienen von denen des Menschen sich nicht sowohl der Art, als dem Grade nach zu unterscheiden. Der wahre und, so weit wir bemerken konnten, einzige Unterschied, wenn wir diejenigen Eigenschaften, die uns, als moralischen und verantwortlichen Wesen, angehören, aus der Frage lassen, bestand in der Fähigkeit, abstrakte Ideen zu bilden, die dem Menschengeschlechte allein angehört, und wovon die unschätzbare Gabe der Sprache eine unmittelbare Folge ist. Mit dieser Ausnahme jedoch war unser junger Schimpanse ohne Zweifel fähig, sehr ausgedehnte Ideen-Combinationen zu bilden und mit großem Scharfsinn und Genauigkeit über die Verhältnisse materieller Eigenschaften und Gegenstände Schlüsse zu ziehen. Alle seine Handlungen waren die eines menschlichen Kindes, und obgleich seine Körper- und Geisteskräfte verhältnißmäßig mehr entwickelt waren, besaß er alle die Munterkeit, Scherzhaftigkeit und Neugierde des Kindes, dieselbe Unschuld, Zutraulichkeit, Sanftheit und dieselbe rastlose, eigensinnige und unbeständige Gemüthsart; selbst sein natürlicher Appetit und Geschmack war der gleiche, er besaß eine eben solche angeborne Neigung für Süßigkeiten, die gleiche Fähigkeit, zu allen Zeiten und von Allem zu essen, und zog ebenso Milch und Thee den spirituösen und gegohrenen Getränken vor. An natürlichem Scharfsinn und Gelehrigkeit stand Tommy jedoch bedeutend höher als das menschliche Kind, vielleicht auch als manches erwachsene Individuum.

Die Gehirnentwicklung des Schimpanse-Schädels ist mit der eines blödsinnigen Menschen verglichen worden; welche Aehnlichkeit aber auch in den Schädeln beider existiren mag, so besteht doch gewiß keine Gleichartigkeit zwischen den respektiven Intelligenzen; dies liefert einen starken Beweis

für die Vorsicht, welche beobachtet, und den geringen Werth, der auf die analogischen Raisonnements, welche die Verstandeskräfte aus der materiellen Entwicklung des Schädels herleiten wollen, gelegt werden sollte. Die wunderbarste Schnelligkeit des Verständnisses zeigte sich aber besonders bei diesem Thiere, wenn es aus Blicken, Tönen und Geberden die Wünsche und Absichten Anderer zu entziffern suchte; dies war in der That viel bedeutender als beim gewöhnlichen Menschen, und vielleicht nur von dem, was wir bei Taubstummen, deren Sprechmängel durch diese ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung ersetzt werden, übertroffen. Wir haben Tommy bei einer Gelegenheit, als ihm von seinem Wärter befohlen wurde, den Griebs eines Apfels, den er auf den Boden seines Käfigs geworfen hatte, zu bringen, das größte Verlangen, zu gehorchen, zeigen sehen, obgleich er über das, was er thun sollte, verblüfft war und augenscheinlich die Bedeutung des Befehls nicht verstand. Er ging an das Fenster, blieb stehen und sah nach dem Wärter und der Gesellschaft zurück; als er aus ihren Blicken wahrnahm, daß er sich geirrt hatte, kehrte er zurück, berührte mit der Hand seine Schaukel, als ob er hinaufsteigen wollte, blickte wieder zurück, um zu sehen, ob er das Rechte getroffen habe, und war offenbar in der größten Verlegenheit, was er thun sollte. Endlich deutete einer der Zuschauer auf den Apfelgriebs hin, und nun streckte er seine Hand darnach aus, sah den Wärter fragend an, zauderte einen Augenblick, bis er das erwartete billigende Nicken wahrgenommen hatte, hob ihn dann ohne Weiteres auf und brachte ihn dem Wärter.

Das große Interesse, welches der Schimpanse, als uns auf der Stufenleiter des thierischen Lebens so nahe stehend, erregt, hat uns veranlaßt, länger bei diesem Theile seiner Geschichte zu verweilen, als wir ursprünglich beabsichtigten; wir wollen aber hoffen, daß dies die Geduld unserer Leser nicht ermüdet und ihre Wißbegier nicht erschöpft hat. Eine vollständige Bekanntschaft mit den Gewohnheiten und der Intelligenz des jungen Thieres, wie es von an solche Untersuchungen gewöhnten Zoologen genauer beobachtet worden ist, war außerdem nöthig, um uns zu einer richtigen Schätzung der Gewohnheiten und Oekonomie zu befähigen, welche man dem Erwachsenen in seinen heimischen Wäldern zuschreibt, sowie des Grades von Glaubwürdigkeit, zu welchem die Erzählungen der verschiedenen Reisenden berechtigt sind. Ueber diesen Theil des Gegenstandes müssen wir jedoch unser spärliches und unvollkommenes Wissen bedauern, wir haben vergleichs-

weise wenig genaue Details über die natürlichen Gewohnheiten des erwachsen Schimpanse, und dieser Mangel ist um so mehr zu beklagen, als die Art der Verstandskräfte, welche die Jungen, deren Geschichte wir erzählt haben, zeigten, starke Gründe für den Glauben darbietet; daß die Sitten und der Haushalt dieser Thiere viele merkwürdige Vergleichungspunkte mit dem Leben der Wilden darbieten und vielleicht einige wichtige Anhaltspunkte zur Erklärung des wahrscheinlichen Zustandes des Menschen vor dem Entstehen der civilisirten Gesellschaft gewähren könnte. Man hat uns in der That erzählt, daß die wilden Schimpansen im Naturzustande rohe Hütten aus Flechtwerk von Zweigen und Baumblättern errichten, daß ihre Statur sich der des Menschen nähert, daß sie aufrecht gehen, sich mit Keulen bewaffnen, in einer Art von Staat leben, sich vereinigen, um Raubthiere und andere Eindringlinge aus ihrem Gebiete zu verjagen, die Neger, welche sie allein in den Wäldern finden, angreifen und schlagen und gelegentlich junge Negerinnen rauben, die sie mit sich in die tiefsten Verstecke der Wälder führen und der schrecklichsten und empörendsten Gefangenschaft unterwerfen; aber ihr Haushalt, die Art des zwischen den Geschlechtern bestehenden Umgangs, die Bande, wodurch sie in ihrer Gesellschaft vereinigt sind, ihre Leidenschaften, Neigungen, Gewohnheiten und tausend andere Punkte von gleichem Interesse sind gänzlich vernachlässigt worden; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß wir bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft in Afrika, mindestens in der nächsten Zukunft viel Licht über diesen Gegenstand erhalten werden. Das Habitat der Species, so weit es bis jetzt bekannt ist, erstreckt sich von den Ufern des Gambia bis zu der südlichen Grenze von Benguela, begreift demnach die ganze Küste des Meerbusens von Guinea in sich und umfaßt eine Ausdehnung von 13 Breitengraden auf beiden Seiten des Aequators. Sie werden hauptsächlich im Innern des Landes und wie es scheint, häufiger auf Bergen von mäßiger Höhe gefunden, als in der Ebene. Die folgenden kurzen Auszüge enthalten alle Nachweisungen, die wir über ihre Geschichte und Sitten besitzen.

Der frühzeitigste Bericht über den Schimpanse, den wir auffinden können, ist in dem Periplus des Hanno, einer Reisebeschreibung um die Westküste von Afrika, ungefähr 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, enthalten. Derselbe ist um so interessanter, als er bisher der Beachtung der Zoologen, und selbst des berühmten Camper, der ausdrücklich über die Geschichte der Affen geschrieben hat, entgangen ist.

„Drei Tage lang," sagt der karthagische Admiral, „segelten wir an einer brennenden Küste hin und erreichten endlich einen Meerbusen, der das südliche Horn genannt wird. Im Grunde dieses Meerbusens fanden wir eine Insel, die der schon erwähnten ähnlich ist. Diese Insel enthielt einen See, in dem sich wieder eine andere von wilden Menschen bewohnte Insel befand. Der größere Theil von denjenigen, die wir sahen, waren Weiber; sie waren mit Haar bedeckt und unsere Dollmetscher nannten sie Gorilloi, wir konnten keinen von den Männern einfangen, da sie sich in die Berge flüchteten und mit Steinwürfen vertheidigten; was die Weiber anbetrifft, so fingen wir drei davon, aber sie bissen und kratzten uns so, daß wir es unmöglich fanden, sie mit uns zu bringen; wir tödteten sie deßhalb und zogen ihnen die Haut ab, die wir nach Karthago brachten." Der Sinn dieser merkwürdigen Stelle kann nicht bezweifelt werden; denn obgleich Hanno sich stets der Ausdrücke Männer und Weiber bedient, haben doch viele Reisenden seit seiner Zeit ein Gleiches gethan, während die behaarten Körper der Thiere die Art des Widerstandes, welchen sie leisteten, und die Schlußkatastrophe dieselben mit dem Schimpanse identifiziren, und selbst der Name Gorilloi besitzt, wenn man die griechische Endung oi fallen läßt, eine nahe Verwandschaft mit dem Worte Drill, welches noch immer der Name dieser Art auf einigen Theilen der Küste von Guinea sein soll.

Als in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Bewohner des modernen Europa anfingen, mit diesem Theile von Afrika in Handelsverkehr zu treten, war der Schimpanse, wie sich leicht einsehen läßt, ein zu ungewöhnliches Thier, um ihrer Aufmerksamkeit zu entgehen, und wir finden demnach in den Werken der früheren Reisenden zahlreiche Berichte über seine Gestalt und Gewohnheiten. Sie sind größtentheils dürftig und leichtgläubig; wir besitzen aber unglücklicherweise keine genügenderen, und müssen uns daher mit einigen kurzen Auszügen aus denjenigen begnügen, welche am authentischsten und zuverlässigsten scheinen. Der Zeit nach der erste von diesen ist der des Andreas Battel, eines englischen Seemanns, der von den Portugiesen im Jahr 1589 gefangen genommen und nach ihren Niederlassungen in Angola geschickt worden war, wo er mehre Jahre blieb. Seine Abenteuer wurden später von Purchaß herausgegeben und tragen alle Zeichen der Wahrheit an sich. „Zwei Arten von Ungeheuern," sagt Battel, „sind in den Wäldern von Angola zu finden; die größten von ihnen heißen in der dortigen Sprache Pongo und die anderen Enjocko.

Der Pongo ist in allen seinen Verhältnissen einem Menschen gleich (die Beine ausgenommen, die keine Waden haben); er ist aber von riesenmäßiger Größe. Das Gesicht, die Hände und Ohren dieser Thiere sind haarlos, ihre Körper sind, jedoch nicht sehr dicht, mit ins Dunkle spielendem Haar bedeckt. Wenn sie auf der Erde gehen, so geschieht dies aufrecht, wobei sie die Hände an den Nacken halten. Sie schlafen auf Bäumen und machen sich über den Kopf eine Decke, um sich vor dem Regen zu schützen. Sie essen kein Fleisch, sondern nähren sich von Nüssen und andern Früchten, auch haben sie außer Instinkt keinen Verstand. Wenn die Landesbewohner durch die Wälder ziehen, zünden sie in der Nacht Feuer an, und des Morgens, wenn sie gegangen sind, pflegen die Pongo's zu kommen und sich darum zu setzen, bis es ausgeht, denn sie besitzen nicht genug Klugheit, um Holz nachzulegen. Sie gehen paarweise und bringen viele Neger um, die in den Wäldern reisen. Wenn manchmal Elephanten kommen und in ihrer Nähe weiden, fallen sie dieselben an und schlagen sie so mit ihren geballten Fäusten und Stecken, daß sie schreiend davon laufen müssen. Die erwachsenen Pongo's werden ihrer Stärke wegen, die so groß ist, daß zehn Männer keinen von ihnen halten können, niemals lebendig gefangen. Die Jungen hängen auf dem Bauche ihrer Mutter, wobei sie die Hände um sie geschlungen haben. Viele von ihnen werden gefangen, indem man die Mütter mit vergifteten Pfeilen erschießt."

Battel bemerkt ferner, daß, wenn eines von diesen Thieren stirbt, die anderen den Körper mit Blättern und Zweigen bedecken, und Purchaß fügt in einer Anmerkung zu jener Erzählung bei, daß ihm der Verfasser im Laufe der Unterhaltung mitgetheilt habe, daß er einen jungen Neger gekannt, der von den Pongos hinweggeführt worden sei, und ein ganzes Jahr in ihrer Gesellschaft gelebt hätte. Dieser erzählte bei seiner Rückkehr, daß sie ihm nichts zu Leide gethan hätten und daß sie von der Gestalt der gewöhnlichen Menschen aber viel dicker und stärker seien. Dieser ungeschmückte Bericht trägt sichere Zeichen der Authenticität an sich; der Verfasser scheint indeß die Geschichte des Mandrills einigermaßen mit der des Schimpanse gemischt zu haben (wenn sein Pongo nicht vielleicht eine bis jetzt unbeschriebene Art ist). Dieser Umstand wird noch wahrscheinlicher durch die Thatsache, daß seine Erzählung erst nach seiner Rückkehr nach England, mehre Jahre nach den Ereignissen, die sie berichtet, niedergeschrieben worden ist. Von dem Enjocko, der mit dem, was wir von dem erwachsenen Schimpanse aus

andern Quellen kennen, näher übereinzustimmen scheint, theilt er nichts weiter mit; auch wird der Name von keinem andern Reisenden erwähnt.

François Pyrard de Laval, ein Franzose, der im Jahr 1619 seine Reisen herausgab, theilt mit, „daß eine Barris genannte Thierart in der Provinz Sierra Leone gefunden wird. Sie ist groß und muskulös und so scharfsinnig, daß, wenn sie von Jugend auf erzogen und unterrichtet wird, gelehrt werden kann, alle Verrichtungen eines Hausdieners auszuführen. Diese Thiere, fährt er fort, gehen gewöhnlich auf den Hinterfüßen aufrecht; sie stoßen Getreide oder irgend einen Gegenstand im Mörser, gehen zum Brunnen, füllen ihre Wasserkrüge und tragen sie auf dem Kopfe heim, wenn aber nicht Jemand bei der Hand ist, um ihnen bei der Zurückkunft die Last abzunehmen, so lassen sie den Krug fallen und fangen an zu schreien, sobald sie sehen, daß er zerbrochen ist."

De la Brosse, dem wir schon einige kurze Notizen über die Sitten des jungen Thieres entnommen haben, und dessen Erzählung zu vollem Vertrauen berechtigt scheint, bestätigt manche der von Battel und Pyrard berichteten Thatsachen. „Die Quimpezés (wie er den Namen schreibt), sagt er, bemühen sich, die Negerinnen zu überraschen, die sie in die Wälder führen und mit ihnen zu leben zwingen, jedoch vollauf nähren und ihnen in anderer Beziehung nichts zu leide thun. Ich kannte eine Negerin auf Lowango, die drei Jahre unter diesen Thieren gelebt hatte. Sie erreichen eine Höhe von sechs bis sieben Fuß und besitzen unvergleichliche Stärke und Muth. Sie bauen Hütten und bewaffnen sich mit Keulen; ihr Gesicht ist glatt, ihre Nase flach, ihre Ohren ohne umgekehrte Ränder, ihr Körper mit langem Haar bedeckt, das vorn am dünnsten ist, ihr Leib groß, ihre Ferse ungefähr einen halben Zoll vom Boden entfernt, und sie gehen entweder auf zwei oder vier Füßen, je nachdem sie an dem einen oder dem andern Gefallen finden.

Smith, ein Mann von Verstand und Erfahrung, der 1744 von der afrikanischen Gesellschaft ausgesendet worden war, um den Zustand ihrer Niederlassungen auf der Küste von Guinea zu untersuchen und darüber zu berichten, und uns einen anziehenden Bericht von seiner Reise gegeben hat, schreibt in den folgenden Ausdrücken über den Schimpanse, welchen er indeß mit dem Namen Mandrill belegt, der in der That eher diesem Thiere, als dem von den Zoologen so benannten Paviane anzugehören scheint: „Ich werde nun," sagt er, „ein seltsames Thier beschreiben, das die Weißen in

diesem Lande einen Mandrill nennen; warum es aber so genannt wird, weiß ich nicht, habe auch nie vorher diesen Namen gehört; ebenso wenig können es diejenigen sagen, die es so nennen, wenn es nicht von ihrer großen Aehnlichkeit mit einem Manne herrührt, auch gleichen sie einem Affen gar nicht. Wenn sie ausgewachsen sind, so ist ihr Körper so groß wie der eines Mannes von mittlerer Größe; zwar mit kürzeren Beinen und längeren Füßen, aber proportionirten Armen und Händen. Ihr Kopf ist ungeheuer dick und ihr Gesicht breit und flach ohne anderes Haar, als das der Augenbrauen, die Nase sehr klein, der Mund groß und die Lippen dünn; das mit weißer Haut bedeckte Gesicht ist gewaltig häßlich und mit Runzeln ganz bedeckt, wie bei einem Greise, die Zähne breit und ganz gelb; die Hände haben ebenso wenig Haar, als das Gesicht, aber ebenfalls eine weiße Haut, obgleich der ganze übrige Körper mit langem Haar, wie ein Bär, bedeckt ist. Sie gehen niemals auf allen Vieren, wie die Affen, aber schreien, wenn sie geärgert oder geneckt werden, gerade wie die Kinder; man sagt, daß die Männchen die schwarzen Weiber, welche sie allein in den Wäldern finden, oftmals angreifen und ihnen Gewalt anthun."

Der letzte Bericht, den wir anführen werden, ist von Lieutenant Matthews von der englischen Marine, der während der Jahre 1785—1787 auf Sierra Leone lebte, und dessen Briefe, welche das Land und seine Produkte beschreiben, 1788 erschienen. Er sagt von diesen Thieren: „Die Schimpansen oder Japanzees werden auch in diesem Lande gefunden; wenn jung gefangen, werden sie sehr zahm und zutraulich, lieben sehr, sich an Diejenigen, welche sie leiden können, anzuschmiegen, und sind sehr empfindlich für gute oder schlechte Behandlung. Ich habe gegenwärtig einen jungen im Besitz, der sehr bereitwillig kommt, wenn ich ihn beim Namen rufe; wenn ich ihn aber von mir stoße, oder ihn schlage, oder selbst seine Annäherung nicht beachte, wird er stöckisch und verdrießlich, nimmt nicht die geringste Notiz davon, wenn er gerufen wird, und frißt nichts aus meiner Hand, bis ich ihn wieder in gute Laune versetze. Ihr Aussehen beim Sitzen gleicht sehr dem eines alten Negers, außer daß ihr Haupthaar straff und schwarz wie das eines Indianers ist. Sie wählen gewöhnlich ihre Wohnung in der Nähe von verlassenen Städten oder Dörfern, wo viele Papaubäume wachsen, deren Früchte sie sehr lieben; sie bauen Hütten von ungefähr der Form wie die der Eingeborenen und bedecken sie mit Blättern. Diese aber sind nur zu Lagerstätten für die Weibchen und Jungen bestimmt, während die Männchen

stets außerhalb derselben liegen. Wenn einer von ihnen geschossen wird, so verfolgen die übrigen sogleich den Mörder ihres Genossen, und das einzige Mittel, ihrer Rache zu entgehen, ist, die Flinte wegzuwerfen, deren sie sich dann sogleich mit aller möglichen Wuth bemächtigen, sie zerbrechen und die Verfolgung aufgeben."

Wir haben diese Auszüge in den Worten ihrer ursprünglichen Verfasser gegeben, um den Leser besser zu befähigen, sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und nach den authenticirten Berichten, die wir schon über die Gewohnheiten und Intelligenz des jungen Thieres besitzen, die Glaubwürdigkeit der hier über das erwachsene gegebene Nachrichten zu beurtheilen. Die Angaben des Lieutenans Matthews sind besonders werthvoll, nicht nur weil sie von neuerem Datum sind als die übrigen, sondern auch, weil sie von einem Manne von Erziehung und Ruf, der zu derselben Zeit im Lande lebte, geschrieben sind, der augenscheinlich nur beschreibt, was er selbst gesehen hat, statt die unbestimmten und übertriebenen Erzählungen unwissender und leichtgläubiger eingeborner Berichterstatter nachzusprechen. Zu gleicher Zeit muß bemerkt werden, daß, während dieselben zu den bereits vorhandenen einige neue interessante Thatsachen hinzufügen, auf das Vollständigste und Genügendste die Hauptpunkte der Berichte früherer Beobachter dadurch bestätigt werden, und wir so durch die Verbindung mit jenen das erhalten, was wir jeden Grund haben, für eine ziemlich genaue Geschichte der Gewohnheiten und des Haushaltes dieses wunderbaren Thieres in seinen heimischen Wäldern zu betrachten.

Alle diese Berichte stimmen darin überein, daß die Gewohnheiten des Schimpanse mehr der Erde als dem Leben auf Bäumen angehören, und bestätigen so vollständig die Schlüsse, welche bereits aus der anatomischen Bildung des Thieres gezogen worden sind, sowie sie eine weitere höchst wichtige Rechtfertigung seiner specifischen Vorzüge vor den Orangs enthalten. In der That machen die größere Geradheit der Beine, die Breite der Sohlen, die höhere Weite des Beckens und vor Allem die fast gleiche Länge der hintern und vordern Extremitäten den Schimpanse zum Gehen und Laufen auf der Erdoberfläche ebenso geschickt, als sie ihn zur leichten oder schnellen Bewegung auf den Aesten der Bäume unfähig machen; es ist deßhalb höchst wahrscheinlich, daß er in Uebereinstimmung mit allen Zeugnissen der Reisenden seine Hütte erbaut, auf dem Erdboden wandert und nur Bäume erklettert, um die Früchte und Nüsse, aus denen seine Nahrung besteht, zu erlangen. Wir werden später sehen, daß er sich in dieser

Beziehung von den Orangs wesentlich unterscheidet, wie er dies auch durch seine lebhafteren Gewohnheiten, Neigung zur Geselligkeit und höhere Intelligenz zu thun scheint. Der Umstand, daß es Hütten baut und bewohnt, auf dem Boden lebt und eine Art von Staat bildet, erhebt dieses Thier hoch über die trägen, einsamlebenden und bäumebewohnenden Orangs der indischen Inseln und erhöht die Wahrscheinlichkeit seiner gelegentlich aufrechten Stellung und Ortsbewegung und selbst des angeblichen Gebrauchs einer Keule zum Angriff oder zur Vertheidigung, welches letztere vielleicht durch die im Vergleich zu den Orangs und Gibbons geringere Entwicklung seiner Hundszähne nöthig gemacht wird. Kurz, alle seine Handlungen und Gewohnheiten sowohl, wie sein Körperbau und seine Verstandeskräfte, vereinigen sich, ihn höher als die übrigen Simien, und auf eine Stufe zu stellen, die nur der nachsteht, worauf sich der Mensch selbst befindet.

Viertes Kapitel.

Die Orangs (Satyrus).

Der Name Orang-Utan, * der wörtlich bedeutet „wilder Mann," ist ein malayisches Wort und kommt dem Simia satyrus Lin. oder Pithecus satyrus der neuen Zoologen ausschließlich zu. Der generische Name Pithecus, welchen St. Hilaire den Orangs beilegt, ist eine unrichtige Bezeichnung, er gehört eigentlich dem Magot oder Affen der Berberei (Papio inuus) an, und wenn er auf die vorliegende Species übergetragen wird, muß nothwendigerweise Irrthum und Verwirrung entstehen. Die Benennung Satyrus ist in jeder Hinsicht angemessener und frei von diesem Einwurf; sie wurde von den Alten einer unbestimmbaren Affenart beigelegt und ist von den neuern Zoologen stets als der specifische Name der Orangs betrachtet worden. Diese, lange Zeit mit dem Schimpanse verwechselte Species ist jedoch ein ganz für sich bestehendes Thier, welches in den wichtigsten derjenigen Punkte der organischen Bildung, wodurch beide sich gemeinschaftlich dem menschlichen Typus annähern und wovon ihre

* Dieses Wort wird oft, aber mit Unrecht, Orang-Outang geschrieben; Utan bedeutet in der malayischen Sprache wild, wie z. B. Orang-Utan, wilder Mann; Cambing-Utan, wilde Ziege u. s. w. Outang dagegen bezeichnet einen Räuber.

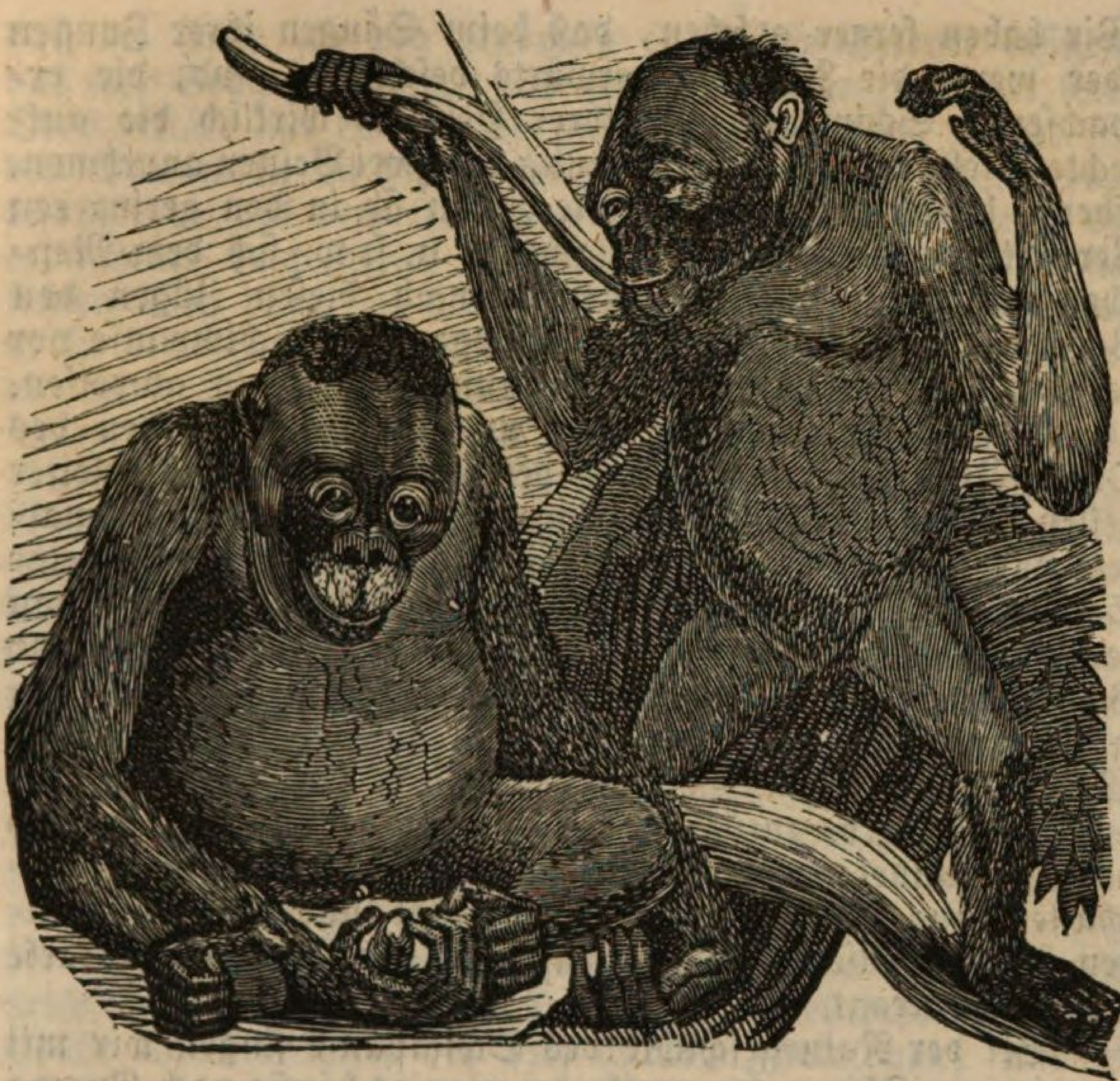


Fig 2. Junger Orang=Utan.

Stellung auf der thierischen Stufenleiter abhängt, viel niedriger als jenes steht. Wir haben bereits in unserer Uebersicht der Gestalt und Bildung des Schimpanse gesehen, daß, obgleich er unstreitig zum Bäumeklettern fähig ist, doch das Ganze seines Baues, die vergleichsweise Kürze seiner Arme, die Breite seiner Füße, die Geradheit und Muskelkraft seiner Beine, ihn eher zur Bewegung auf ebener Erde als auf Bäumen geeignet machen. Diese Folgerung ist, wie wir gesehen haben, von den einstimmigen Zeugnissen der Reisenden, die das erwachsene Thier in seiner Heimath beobachtet haben, bestätigt worden, und schließlich beweisen die Gewohnheiten der zu verschiedenen Zeiten nach Europa gebrachten jungen Exemplare das Gleiche. Wir haben gesehen, daß zwar diese jungen Thiere nicht für gewöhnlich auf zwei Füßen gehen, dieselben jedoch vollkommen fähig sind, dies zu thun, wenn es die Gelegenheit erfordert, und daß in dieser Stellung ihr Gleichgewicht fest genug ist, ohne den Beistand der schwingenden Armbewegungen zu bedürfen, wozu die übrigen Affen unter ähnlichen Umständen ihre Zuflucht nehmen,

Wir haben ferner gesehen, daß beim Säugen ihrer Jungen oder wenn die Hände anderwärts beschäftigt sind, die erwachsenen Schimpansen in ihrer Heimath wirklich die aufrechte Stellung und die Bewegung auf zwei Beinen annehmen. Ebenso haben wir gesehen, wie genau sie in den geringeren Verrichtungen, Springen, Stampfen u. s. w. sich dem Menschen annähern, und rechtfertigen nach diesen Zügen den Vorrang, welchen die meisten Zoologen dem Schimpanse vor den übrigen Thieren niederer Ordnung einstimmig anweisen.

Wenn aber auch der Bau und die Gewohnheiten des Orang-Utan ihn niedriger auf der animalischen Stufenleiter stellen, wenn auch die große Länge seiner Arme, die Schmalheit und schiefe Gelenkstellung seiner Füße und die allgemeine Schwäche und Biegsamkeit seiner hintern Extremitäten ihn von dem menschlichen Typus entfernen, die aufrechte Stellung und Bewegung auf zwei Beinen nur gezwungen und schwierig erscheinen lassen und, indem sie ihn fast ausschließlich zum Waldleben befähigen, in eben dem Maße von der Bewegung auf ebener Erde zurückschrecken, so kann doch auch zugleich nicht geläugnet werden, daß er in Bezug auf diese Eigenschaften nur dem Schimpanse nachsteht und über die übrigen Affen ebenso der Intelligenz, als der Größe und Stärke nach, hervorragt.

Bei der Naturgeschichte des Schimpanse fingen wir mit dem jungen Thiere an, weil, da man es häufig nach Europa gebracht hat, seine Gewohnheiten sorgfältig beobachtet worden sind und seine Geschichte deßhalb mehr Zuverläßigkeit besitzt, als die des erwachsenen; wir werden mit Bezug auf den Orang-Utan aus dem gleichen Grunde denselben Plan befolgen, nämlich uns durch die authentischen Beweise genauer und zuverläßiger Beobachter über die Sitten der Jungen uns zur Schätzung des Grades von Glaubwürdigkeit befähigen, wozu die Erzählungen von Reisenden, die das erwachsene Thier gesehen haben wollen, berechtigt sind.

Die erste Eigenthümlichkeit, welche uns bei der Untersuchung des Orangutan auffällt, ist das merkwürdige Mißverhältniß, das zwischen der Länge der vordern im Vergleich mit den hintern Extremitäten existirt. Dieses ist so groß, daß das Thier, wenn es aufrecht auf den Hinterfüßen steht, fast den Boden mit den Fingern der Pektoralglieder berühren kann, während die Abdominalglieder so kurz sind, daß ihre ganze Länge kaum einem Drittel der Höhe des Thieres entspricht. Bei genauerer Betrachtung finden wir, daß das Bein, statt in gleicher Linie mit dem Schenkel zu stehen, so verbogen ist, daß die Kniee nach außen gestellt sind, und

daß die Füße an den Knöcheln so schiefe Gelenke besitzen, daß ihre Sohlen einwärts und einander entgegengekehrt sind. Dies erklärt auf einmal die große Schwierigkeit, welche für den Orangutan die Bewahrung der aufrechten Stellung oder das Gehen auf dem Erdboden hat, aber es erklärt auch die erstaunliche Leichtigkeit, womit er Bäume erklettert und sich seinen Weg durch die Wälder bahnt. Seine ganze Bildung ist in der That ausdrücklich auf ein Baumleben berechnet; die große Länge der Vorderarme erweitert in hohem Grade seinen Bewegungskreis auf den Aesten, während die vollkommene Biegsamkeit der hintern Glieder und die unmäßige Länge und Krümmung der Finger und Zehen, die selbst beim Gehen auf ebenem Boden gewöhnlich nach innen geschlossen sind, seine Greiffähigkeit zu einem solchen Grade erhöhen, daß sie ihn fast unfähig zu jeder andern Art von Ortsbewegung machen. Der Daumen der Vorder- und die große Zehe der Hinterfüße sind den übrigen Fingern entgegenstellbar; diese Glieder sind aber noch kleiner und schwächer, als die des Schimpanse, und man hat beobachtet, daß im Allgemeinen der hintere Daumen des Orangutan keinen Nagel und nur ein Gelenk besitzt. Der berühmte Anatom Camper, der zuerst diese Eigenthümlichkeit bemerkte, fand sie bei sieben verschiedenen Exemplaren; Dr. Clarke Abel beobachtete die gleiche Sonderbarkeit bei drei andern Individuen, und ist sehr geneigt, sie als ein specifisches Unterscheidungszeichen zwischen dem Orang von Borneo und dem von Sumatra und Java zu betrachten, indem er andeutet, daß die von Tilesius und F. Cuvier beschriebenen, welche den Nagel und zwei Gelenke an den Hinterdaumen regelmäßig entwickelt hatten, höchst wahrscheinlich von der letzteren Lokalität kamen. Es ist gewiß, daß zu Gunsten dieser Annahme das Beispiel des erwachsenen sumatranischen Thieres angeführt werden kann, welches Dr. Clarke Abel selbst in dem 15. Bande der Asiatic Researches beschrieben und theilweise abgebildet hat, wo die Nägel sehr deutlich an den Hinterdaumen auf dem Stich bemerkt, wenn auch im Texte nicht erwähnt sind; dagegen haben wir uns selbst überzeugt, daß das erwachsene, durch Sir Stamford Raffles von Sumatra gebrachte Weibchen, welches sich gegenwärtig im Museum der zoologischen Gesellschaft befindet, der Daumnägel gänzlich ermangelt, während das früher von Wurmb in den Verhandlungen der batavischen Gesellschaft beschriebene, ebenfalls erwachsene Männchen von Borneo diese Organe sehr vollkommen entwickelt hatte, obgleich sie im Verhältniß kleiner waren, als die Nägel der andern Zehen. Es ist demnach klar, daß,

welcher Ursache auch diese sonderbare Anomalie zugeschrieben werden mag, dieselbe nicht als ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Borneo-Orang und dem von Sumatra betrachtet werden kann; noch viel weniger darf sie für eine specifische Eigenthümlichkeit angesehen werden, da eins der von Camper untersuchten Individuen am Daumen des rechten Fußes einen vollkommenen Nagel und dergleichen Unguinalgelenk besaß, während beide dem des linken fehlten. Der eigenthümlichste Umstand ist in dieser Beziehung, daß das Mangeln des Nagels stets von einem gleichen Mangel des End- oder Nagelgelenkes begleitet ist, und daß diese Mängel häufiger bei weiblichen als männlichen Exemplaren vorkommen. Bei zwei sehr schönen und genauen Modellen, die durch einen einheimischen Künstler in Kalkutta von den lebenden Thieren genommen worden sind und sich jetzt in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft befinden, unterscheiden sich die Geschlechter auf diese Art: auf der andern Seite muß aber bemerkt werden, daß Dr. Abels eigenes Exemplar, obgleich ein Männchen, der Nägel ermangelte, während F. Cuviers Weibchen dieselben besaß. Es ist daher sehr einleuchtend, daß dieses Kennzeichen weder specifisch, noch sexuell ist, da man es mitunter an Exemplaren von beiden Geschlechtern und allen Lokalitäten findet. Welchem Grunde sollen wir nun eine so eigenthümliche und anscheinend so willkürliche Anomalie zuschreiben, von der wir im ganzen Thierreich kein anderes Beispiel kennen? Läßt die Natur in diesem einzelnen Falle allein die allgemeinen Gesetze der Gleichmäßigkeit unbeachtet, nach denen sie die organische Entwickelung der verschiedenen Arten innerhalb gewisser vorherbestimmter und unabänderlicher Grenzen umschrieben hat, und entbindet sich im Falle des Orang allein derjenigen unwandelbaren Formen und Verhältnisse, welchen die übrige belebte Schöpfung unterworfen ist? oder entspringt dieses veränderliche und anomale Unterscheidungszeichen einer absichtlichen von diesen intelligenten Thieren an ihren Jungen ausgeübten Verstümmelung zum Zweck der Verhütung eines Nachtheils in ihrem Haushalt, mit dem wir unbekannt sind? Dies sind Fragen, deren Lösung, wie interessant sie auch sein mag, bei dem jetzigen Zustand unserer Erkenntniß uns unmöglich ist; wir müssen uns deßhalb mit der Wahrheit der Thatsache begnügen und geduldig abwarten, bis genauere und ausgedehntere Beobachtungen uns einen sichern Schlüssel für die Ursache desselben geben. Die Sache ist am Wahrscheinlichsten einfach die, daß die berührte Unvollkommenheit den Orangs natürlich ist, und da sie eine

Ausnahme von einem allgemeinen Gesetze des thierischen Baus bildet, häufiger mißachtet wird, und größerer Anomalie anheimfällt, als bei dem allgemeinen Gesetz selbst vorkommen kann, was aus der angebornen Kraft entspringt, womit die Natur unabänderlich nach Gleichmäßigkeit in allen ihren Gesetzen und Operationen strebt.

Es gibt noch ein Merkzeichen in der Organisation des Orang-Utan, das wir in der Kürze erklären müssen, da viele ausgezeichnete Anatomen angenommen haben, daß es das hauptsächlichste, wenn nicht einzige Hinderniß ist, welches dieses Thier vom Ausstoßen artikulirter Laute und vom Sprechen fast so gut, als wir selbst, abhält. Daß diese Idee gänzlich unbegründet ist, könnte leicht genug bewiesen werden; es ließe sich unschwer zeigen, daß die Sprachfähigkeit dem Menschen eigenthümlich ist, nicht sowohl wegen der Vollkommenheit seines organischen Baues, sondern vorzüglich wegen der höhern Eigenschaften seines Geistes und besonders der Abstraktions- und Generalisationskraft, die er allein besitzt, und wodurch er befähigt wird, seine Worte zu Zeichen und Dollmetschern seiner Gedanken zu machen. Wir werden jetzt nicht auf diese rein metaphysische Untersuchung eingehen, sind es aber mindestens den Talenten der berühmten Männer, welche diese Meinungen verbreitet haben, schuldig, zu untersuchen, worin sie bestehen. besonders da die fragliche Bildung, wenn auch außer Verbindung mit der Sprachfähigkeit, unstreitig ein wichtiger Motor in anderen Theilen des Haushalts dieses Thieres ist. Sie besteht aus einem oder gelegentlich zwei * Kehlsäcken von bedeutendem Umfang, die mit den Lungen in Verbindung stehen, und fähig sind, nach Willkür des Thieres mit Luft erfüllt oder durch Heraustreibung derselben zusammengezogen zu werden. Wo deren zwei existiren, ist der auf der rechten Seite stets sehr groß, nimmt die ganze Ausdehnung des Halses, selbst über das Schlüsselbein hinaus, ein und erscheint äußerlich, wenn er ausgedehnt wird, in Gestalt eines großen Kropfes, und diese Aehnlichkeit wird noch weiter durch die Nacktheit und das ölige Aussehen der Halshaut an diesem Theile erhöht; der linke Sack ist stets klein und oft so mit dem rechten verbunden, daß er nur einen bildet, obgleich er in allen Fällen eine besondere Oeffnung in dem Kehlkopfe bewahrt. Die

* Da jetzt bewiesen ist, daß es wahrscheinlich mehr als eine Art von Orangs gibt, so mag möglicherweise diese Verschiedenheit der Bildung verschiedene Arten charakterisiren, und wir empfehlen zukünftigen Beobachtern ernstlich, zu untersuchen, ob diese Anomalie nicht vielleicht mit dem Habitat des Exemplars oder den von Professor Owen bemerkten osteologischen Verschiedenheiten in Verbindung steht.

unmittelbare und bemerkbarste Wirkung dieser Construktion ist, den Ton des Thieres tiefer zu machen und dessen Volumen zu vergrößern; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß diese Kehlsäcke, da sie unmittelbar mit den Lungen in Verbindung stehen, auch noch als Reservoirs dienen mögen, um eine genügende Menge von Luft für die Bedürfnisse des Cirkulationsystems aufzubewahren, da sonst die reißend schnellen Bewegungen des Thieres auf den Bäumen des Waldes häufig Hindernisse im Athmungsprozeß erzeugen müßten. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die fragliche Bildung nicht auf den Orang-Utan allein beschränkt ist. Sie ist eben so bemerkbar bei dem Siamang (Hylobates syndactylus); Dr. Traill fand bei dem Schimpanse ähnliche, jedoch kleinere Säcke, während Camper ihr Vorhandensein bei dem Magot (papio inuus) und mehren anderen Simien erwähnt, mit dem Unterschiede nur, daß sie bei dem letztern einfach und bei den wahren Affen am häufigsten doppelt sind.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die wichtigeren Eigenthümlichkeiten des Orang-Utan kommen wir nun zu denjenigen Details seines Baues, welche, obgleich weniger auffallend, doch nicht weniger wichtig durch den Einfluß sind, den sie auf seine Gewohnheiten und Lebensweise ausüben. Unter diesen muß die außerordentliche Länge der Vorder- und Hinterfinger, ihre Biegung nach innen, und die merkwürdige Kürze und Zurückstellung der Daumen angeführt werden; Modifikationen, die im Verein mit den bereits bemerkten alle dahin wirken, die Greiffähigkeit des Thieres zu erhöhen, und es für das Leben auf Bäumen zu befähigen. Die Schenkel sind ohne Verhärtungen und ohne die großen und kräftigen Muskeln, welche ihnen bei dem Menschen ihre Gestalt und Rundung verleihen und diesen zur aufrechten Stellung und Bewegung auf zwei Beinen geschickt machen; ebenso ermangeln die Beine der Waden, und das Ganze der hintern Extremitäten nähert sich mehr der Gestalt und den Verhältnissen unserer Arme und Hände, als denen unserer Beine und Schenkel. Der Kopf des jungen Orang-Utan ähnelt dem des menschlichen Kindes viel mehr als der Kopf des Schimpanse, die Stirne ist breit und hoch, das Cranium geräumig; der Hals aber ist kurz und dick, bis zur Mißbildung, während die günstigen Eigenschaften, die die Gehirnentwicklung des jungen Subjekts so stark markiren, bei dem erwachsenen schnell verschwinden und einer relativen Zusammenziehung und Flachheit des Schädels, so wie einer verhältnißmäßigen Entwicklung der Gesichtsknochen Platz machen, die kaum beim Fortschreiten irgend einer Art von

der Jugend zur Reife vermuthet werden können, und wovon wir bei keinem andern Thiere analoge Fälle besitzen. Das Maul ist weit und rüsselförmig hervorragend, die Lippen dünn und dehnbar, die Nase flach und die Ohren merkwürdig klein und häßlich gebildet. Die eigenthümlichen Aenderungen, welche das Cranium der Orangs beim Aelterwerden des Thieres erfährt, sind allein schon hinreichend, um die Unverlässigkeit der von Cuvier und Geoffroy St. Hilaire gegebenen Kennzeichen zur Unterscheidung der verschiedenen Arten von Quadrumanen zu beweisen. Diese Naturforscher glaubten, sie hätten in dem von dem berühmten Camper zur Unterscheidung der verschiedenen Varietäten des Menschengeschlechts benutzten Gesichtswinkel den wahren Schlüssel zur generischen Unterscheidung für die Simien und Simiadeen gefunden; die Absurdität aber, zu welcher sie durch die praktische Anwendung dieses Prinzips, bei der Betrachtung des jungen und erwachsenen Orangs nicht nur als verschiedene Species, sondern selbst als verschiedene Geschlechter geführt wurden, ist ein genügender Beweis seiner Werthlosigkeit, da durch dasselbe das junge Thier an die Spitze aller Quadrumanen selbst vor den Schimpanse gestellt, das erwachsene jedoch auf eine Linie mit den hundsköpfigen Pavianen degradirt würde. Es ist in der That klar, daß eine so vorübergehende Eigenschaft niemals für die generische Unterscheidung Werth haben kann, da sie sowohl bei den Individuen je nach dem Alter und Geschlecht, als auch bei den verschiedenen Varietäten der gleichen Species wechselt. In dem letztern Sinne allein ist er von Camper angewendet worden, um die Varietäten der menschlichen Species oder derjenigen Hausthiere, die wie der Hund den gleichen modifizirenden Einflüssen unterworfen sind, zu unterscheiden, einfach weil er in der Species veränderlich und in der Varietät beständig ist; gerade dieser Grund aber raubt ihm seinen Werth als Grundsatz generischer Unterscheidung, da seine Anwendung nothwendigerweise die Absurdität erzeugen würde, alle bloßen Varietäten des gemeinen Hundes nicht zu verschiedenen Species, sondern zu wirklich verschiedenen Klassen zu machen, wie dies ursprünglich bei Cuvier und Geoffroy mit den jungen und erwachsenen Orangs der Fall war.

Der ganze Körper des Orangutan ist mit langem grobem Haar von tief weinrother Farbe bedeckt, welches auf dem Kopf, Rücken und Schultern am dichtesten, dünner aber auf der Brust und dem Bauche steht. Das Gesicht, die Ohren, die Handflächen und Fußsohlen sind die einzigen absolut

nackten Theile; sie sind von heller Kupfer= oder Ziegelfarbe, aber die vorwaltende Färbung der Haut unter dem Haar ist blaugrau, mit einem auf jeder Seite von der Achselgrube bis zum Nabel herabgehenden breiten kupferfarbigen Streifen; das Kopfhaar ist vorwärts nach dem Gesicht zu gerichtet und das des Unterarms nach dem Ellbogen zugekehrt; in anderer Hinsicht hat die Vertheilung und Art des Haars und der Färbung nichts Eigenthümliches.

Bei der Geschichte des Schimpanse haben wir gesehen, mit welcher Leichtigkeit das Thier die aufrechte Stellung bebehalten und auf zwei Füßen gehen kann. Der so eben beschriebene Bau des Orangutan wird uns schon von den Schwierigkeiten, welche dieses Thier bei der Verrichtung ähnlicher Bewegungen erfahren muß, überzeugt haben, und die genauesten und authentischsten Beobachtungen bestätigen unsere Schlußfolgerung über diesen Gegenstand. Dr. Abel sowohl, wie F. Cuvier erklären, daß es den von ihnen beschriebenen Orangs ganz unmöglich war, sich in vollkommen aufrechter Stellung zu behaupten, und diejenigen, welche wir selbst zu beobachten Gelegenheit hatten, zeigten keine größere Fähigkeit, diese Stellung anzunehmen, als ein gut zum Tanzen abgerichteter Hund. Alle ihre Bewegungen auf den Hinterbeinen, mochten sie nun stehen oder zu gehen versuchen, waren im höchsten Grade gezwungen und ungeschickt: sie traten nur auf den äußern Rand des Fußes auf, während ihre langen Zehen unabänderlich wie eine halb geschlossene Faust oder die Klauen der Faulthiere, Ameisenfresser und des Gürtelthiers gegen die Sohle einwärts gebogen waren; ihre langen Arme erhoben sie über den Kopf und schwangen sie von einer Seite zur andern; manchmal auch berührten sie damit leicht den Boden, um das schwankende, augenblicklich durch ihren wiegenden und unnatürlichen Gang in Gefahr gesetzte Gleichgewicht des Körpers wieder zu erlangen, und ihr ganzer Gang war sowohl langsamer als auch schwerfälliger, als die zweibeinige Bewegungsweise vieler niedriger stehenden Simien. Wenn der Orangutan auf einer ebenen Fläche zu gehen genöthigt, oder sonst vollkommen ungezwungen ist, zieht er gleich dem Schimpanse und andern Affen vor, auf allen Vieren zu gehen. Seine Art, diese Bewegung auszuführen, unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem, was wir bei andern Species beobachtet haben. Er tritt nicht, wie der Schimpanse, auf die ganze Fußsohle auf, noch besitzt er gleiches Selbstvertrauen, oder die Leichtigkeit dieser Art bei Bewahrung einer aufrechten Stellung. Geoffroy sagt, daß er sich zuerst auf die Knöchel der halbgeschlossenen

Vorderhände lehnend, beide Hinterfüße zu gleicher Zeit aufhebt und den Körper zwischen den langen Armen vorwärts bewegt, darauf werden diese wieder vorwärts gebracht, um den Körper bei einem neuen Schritte zu unterstützen, und auf diese Art wird die Ortsbewegung durch eine Reihe von auf einander folgenden Schwingungen, die in jeder Hinsicht denen eines gebrechlichen, an Krücken gehenden Menschen gleichen, ausgeführt. Eine zu hastige Generalisation dieser bei dem Orangutan bemerkten Thatsachen verleitete Geoffroy St. Hilaire und andere Naturforscher, diese Bewegungsweise den Affen im Allgemeinen zuzuschreiben. Die Wahrheit ist jedoch, mindestens so weit sich unsere eigenen Erfahrungen erstrecken, daß dieselbe sich ausschließlich auf Individuen der vorliegenden Species, die sich in dem letzten Stadium von Krankheit befinden, beschränkt, und daß die Schwäche und Gezwungenheit dieser Bewegung dem krankhaften und abgematteten Zustand der beobachteten Individuen zugeschrieben werden muß. Vollkommen gesunde Individuen lassen niemals das ganze Gewicht des Körpers auf den vorderen Extremitäten ruhen, sondern gehen wie alle andern Affen auf den Hinterbeinen, wobei sie den Boden leicht mit den Fingern der Vorderarme berühren, um ihr Gleichgewicht zu bewahren, und diese Handlung ist so nothwendig, daß der junge Orang, selbst wenn man ihn bei einer Hand hält, unfähig ist, auf den Hinterfüßen zu gehen, ohne zuweilen seine Bewegung durch das Ruhen auf der andern zu unterstützen. Im Zustand der Ruhe sitzt der Orang oftmals mit gekreuzten Beinen, nach Art der Orientalen, und beim Schlafen streckt er sich der vollen Länge nach entweder auf dem Rücken oder der Seite aus, zieht die Beine dicht an den Körper an und kreuzt die Arme auf der Brust. Die in bedeutendem Maße durch die anziehenden Beobachtungen Dr. Abels bestätigten Berichte verschiedener Reisenden, geben starken Grund zu glauben, daß die Orangs in ihren heimischen Wäldern rohe Hütten oder Lager auf den Bäumen dadurch construiren, daß sie Blätter und Zweige mit einander verflechten, und sich auf diese Art eine sichere Wohnung verschaffen, die ebenso undurchdringlich für die Sonnenhitze bei Tage ist, als für den durchnässenden Thau der tropischen Nächte. Die Gewohnheiten und die Intelligenz dieser Thiere lassen sich indessen am besten aus den folgenden Auszügen ersehen.

F. Cuvier, der einen im Jahr 1808 durch Herrn Decaen, einen Offizier der französischen Flotte, nach Paris gebrachten jungen weiblichen Orang trefflich beschreibt, hat

uns die folgenden werthvollen Beobachtungen über seine Sitten und Haushaltung aufbewahrt. „Dieses Thier," sagt Herr Cuvier, „bediente sich seiner Hände, wie wir gewöhnlich unsere eigenen brauchen, nur mit aus Mangel an Erfahrung entstehender, geringerer Leichtigkeit. Es gebrauchte sie meist, um damit seine Nahrung zum Munde zu führen, bediente sich jedoch auch zuweilen seiner langen Lippen zu diesem Zwecke, und saugte beim Trinken stets die Flüssigkeit auf, wie alle langlippigen Thiere. Bei allen Gelegenheiten zog es seinen Geruchsinn zu Rathe, und verließ sich hauptsächlich darauf, um die Eigenschaften derjenigen Nahrungsmittel, womit es vorher unbekannt war, zu beurtheilen. Früchte, Gemüse, Eier, Milch und gekochtes Fleisch verzehrte es ohne Unterschied, besonders aber liebte es Brod, Kaffee und Orangen, und verschlang bei einer Gelegenheit den Inhalt einer Tintenflasche, ohne dadurch belästigt zu scheinen. In seinen Mahlzeiten zeigte es keine besondere Ordnung, sondern aß zu allen Stunden, wie ein Kind, Alles, was ihm angeboten wurde. Um sich zu vertheidigen, biß es oder schlug mit der Hand, jedoch zeigte es nur gegen Kinder eine Art von Groll, der anscheinend mehr von Eifersucht, als Zorn herrührte. Im Allgemeinen war es sanft und zutraulich und zeigte ein natürliches Verlangen nach Gesellschaft. Es ließ sich gern liebkosen, gab wirkliche Küsse, und schien großes Vergnügen daran zu finden, an den Fingern seiner Besucher zu saugen, obgleich es sich zu diesem Zwecke nie seiner eigenen bediente. Seine Stimme war gellend und guttural, ertönte aber nur, wenn es etwas ihm Verweigertes eifrig zu haben wünschte. Alsdann wurden seine Handlungen ausdrucksvoll im höchsten Grade, es schlug sich an den Kopf, ließ den Mund hängen, und pflegte sich, wenn es sehr zornig war, auf dem Boden herumzuwerfen und ein lautes unangenehm gellendes Geschrei auszustoßen. Als es auf das Schiff, das es nach Europa bringen sollte, kam, zeigte es ein großes Mißtrauen in seine eigenen Kräfte, oder konnte vielmehr die Bewegung des Schiffes nicht verstehen, und übertrieb die Gefahren, von denen es sich umringt glaubte. Es versuchte nie, sich zu bewegen, ohne sich fest an den Tauen oder anderen Theilen des Schiffes festzuhalten; trotz aller Ermuthigungen und Verlockungen, die man ihm bot, verweigerte es doch stets, in das Takelwerk des Schiffes zu steigen, und konnte endlich nur durch das Gefühl von liebevoller Anhänglichkeit, welches die Natur seinem ganzen Geschlechte so stark eingepflanzt zu haben scheint, dazu bewogen werden. Unser Thier zeigte bei vielen Ge-

legenheiten in der That starke Kennzeichen dieses Gefühles; und dasselbe würde an und für sich selbst schon genügend sein, um die Species zum Leben in Gesellschaft und zur Vereinigung zu gegenseitiger Vertheidigung gegen gemeinschaftliche Gefahren zu veranlassen. Wie dem auch sein mag, unser Orang hatte nicht den Muth, in das Takelwerk zu klettern, bis er Herrn Decaen selbst hinaufsteigen sah, von diesem Augenblick an that er dies aber ohne Scheu, so oft er dazu Lust hatte.

„Die von dem Orangutan angewendeten Vertheidigungsmittel sind gewöhnlich die allen furchtsamen Thieren gemeinschaftlichen: List und Klugheit; Alles zeigt aber an, daß er einen sehr hohen Grad von Urtheilskraft und Voraussicht besitzt, die er gelegentlich zu Vermeidung seiner Feinde anwendet. Unser Thier pflegte, wenn es durfte, an schönen Tagen einen Garten zu besuchen, wo es Gelegenheit fand, frische Luft und Bewegung zu genießen, es erstieg Bäume und fand Vergnügen daran, auf den Aesten zu sitzen. Eines Tages stellte sich einer der Diener, als ob er ihm nachklettern wollte, um es einzufangen, augenblicklich aber begann der Orang die Zweige heftig zu schütteln, als ob er den Eindringling schrecken, und ihn vom Klettern abhalten wolle. Als der Diener davon abstand, gab er ebenfalls seine Anstrengungen auf, jeder Erneuerung des Versuches folgte jedoch unabänderlich das Gleiche, was er mit solchen Bewegungen und Geberden begleitete, daß sein Wunsch offenbar wurde, den Angreifer durch Furcht vor den Folgen abzuschrecken.

„Wann er durch zu häufige Besuche ermüdet war, pflegte er sich in seine kleine Decke zu hüllen, sich darunter gänzlich zu verbergen und nicht eher wieder hervorzukommen, bis sich die Fremden zurückgezogen hatten; man sah ihn jedoch nie auf diese Weise handeln, wenn er bloß von Bekannten umgeben war.

„Wir haben bereits gesehen, daß eine der Hauptfähigkeiten des Orang diejenige ist, welche ihn antreibt, in Gesellschaft zu leben, um sich mit Zuneigung denen, die ihn freundschaftlich behandeln, anzuschließen. Das erwähnte Thier besaß eine fast ausschließliche Neigung für Decaen, und gab bei vielen Gelegenheiten davon bemerkenswerthe Beweise. Eines Morgens kam es vor dessen Aufstehen in seine Kajüte und warf sich im Uebermaß seiner Freude auf ihn, umarmte ihn zärtlich, und fing an, indem es seine Lippen gegen Decaens Brust legte, an seiner Haut zu saugen, wie es an den Fingern seiner Lieb-

lingsbekannten zu thun pflegte. Es hatte die Gewohnheit, täglich zur Essenszeit, welche es sehr gut kannte, zu kommen und seinen Antheil am Mahle zu nehmen, stieg zu diesem Zwecke stets auf die Lehne des Stuhles, worauf sein Herr saß und wartete dort ab, was die Gesellschaft ihm geben würde. Als man sich der Küste von Spanien näherte, mußte Decaen zur Verrichtung von Geschäften ans Land gehen und ein anderer Offizier nahm seine Stelle am Tische ein. Der Orang kam wie gewöhnlich in die Kajüte und stieg sogleich auf die Stuhllehne, wie er glaubte, hinter seinen Herrn; kaum aber hatte er seinen Irrthum und die Abwesenheit Decaens bemerkt, so wies er Alles, was ihm angeboten wurde zurück, warf sich zu Boden, schlug seinen Kopf auf und stieß das kläglichste Geschrei aus; ich habe ihn oft in gleicher Weise seinen Aerger bezeugen sehen, wenn man ihm irgend einen Gegenstand, auf den er seinen Kopf gesetzt hatte, verweigerte, und dies unter Umständen, die mich stark zu dem Glauben bestimmen, daß sein Benehmen bei solchen Gelegenheiten aus Schlauheit angenommen, und sein Zorn mehr vorgeblich als wirklich war, denn mitten in diesen Anfällen erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf, hielt in seinen Lamentationen inne und blickte aufmerksam in mein Gesicht, um zu sehen, welchen Erfolg sein Geschrei habe, und ob ich geneigt sei, seinen Wünschen nachzugeben; indem er stets von Neuem zu schreien anfing, wenn er in meinen Blicken oder Geberden keine günstigen Symptome fand.

„Dieses Verlangen nach Zuneigung bewog gewöhnlich unsern Orang; die Gesellschaft derjenigen Personen, mit denen er bekannt war, zu suchen, und die Einsamkeit, in der er sich stets unwohl befand, zu scheuen. Bei einer Gelegenheit zeigte er zu diesem Zwecke einen merkwürdigen Grad von Intelligenz; er wurde in einem kleinen Zimmer neben einem gewöhnlich von den Familiengliedern bewohnten größeren Salon verwahrt und hatte häufig einen nahe stehenden Stuhl bestiegen, um den Riegel von der Thüre wegzuziehen und die Familie aufzusuchen. Zuletzt wurde der Stuhl ausdrücklich, um sein Eindringen zu verhüten, in einen entfernten Winkel des Zimmers gestellt, kaum aber war die Thüre geschlossen, als sie auch wieder geöffnet wurde und man sah, wie der Orang von demselben Stuhle, den er an seinen alten Platz zurückgebracht hatte, um wieder bis zur Höhe des Riegels zu gelangen, herabstieg. Es ist gewiß, daß dem Thiere niemals gelehrt worden war, auf diese Weise zu handeln, eben so wenig hatte es etwas

Aehnliches von Andern gesehen; die ganze Sache war das Resultat seines eigenen natürlichen Verstandes, und unterschied sich in keiner Weise von dem, was ein menschliches Wesen unter gleichen Umständen gethan haben würde.

„Die Menschen sind nicht die einzigen Wesen außer ihrer eigenen Species, zu welchen diese Thiere Zuneigung fassen. Der hier beschriebene Orang hatte mit zwei Kätzchen eine Freundschaft geschlossen, die zuweilen von bedeutenden Unannehmlichkeiten für ihn begleitet war, er beschäftigte sich gewöhnlich damit, die eine oder die andere seiner Favoritinnen zu hätscheln, und belustigte sich zuweilen daran, sie auf seinen Kopf zu setzen; bei solchen Gelegenheiten war er aber sicher, von den scharfen Krallen der Katzen zu leiden und es war höchst amüsant, die Geduld zu sehen, womit er sich dem Genusse dieser eigenthümlichen Phantasie hingab, sowie die kläglichen Verzerrungen des Gesichts, welche diesen begleiteten. Zwei oder dreimal zwar bemerkten wir, wie er die Füße der kleinen Thiere aufmerksam untersuchte, und nachdem er die Krallen entdeckt hatte, dieselben auszuziehen versuchte, da er sich aber bloß seiner Finger zu dieser Operation bediente, natürlicherweise erfolglos. Von da an ergab er sich geduldig in sein Schicksal und zog dem Aufgeben des Vergnügens, welches diese Art von Spiel ihm gewährte, die dasselbe begleitenden Schmerzen vor. In anderer Beziehung schien diese Handlung gewissermaßen mit dem Instinkt dieses Thieres in Verbindung zu stehen, denn er pflegte ebenso Papierstückchen, Asche, Erde, oder irgend einen andern Gegenstand auf seinen Kopf zu legen, ob aber jene Vorgänge diesem Thiere eigenthümlich oder der ganzen Art gemein waren, läßt sich unmöglich bestimmen.

„Ich habe gesagt, daß er sich beim Essen entweder der Hände oder der Lippen zur Ergreifung seiner Nahrung bediente. Er war nicht sehr geschickt in der Behandlung unserer Tischgeräthe, aber seine Intelligenz ersetzte sein Ungeschick reichlich. Wenn es ihm nicht gelang, die Nahrung gehörig auf den Löffel zu bringen, gab er denselben mit einem Blick und einer Geberde, die seine Absicht klar genug ausdrückte, seinem Nachbar; er trank sehr geschickt aus einem Glase, das er in beiden Händen hielt. Eines Tages, nachdem er sein Glas auf den Tisch zurückgestellt hatte, aber wahrnahm, daß es nicht gehörig feststand und sich in Gefahr befand, herabgeworfen zu werden, brachte er seine Hand so unter dasselbe, daß er es verhinderte zu fallen, und zeigte dadurch augenscheinlich, daß er nicht nur die Folgen, sondern auch die Mittel, denselben vorzubeugen, kannte.

„Die meisten Thiere sind im Naturzustande genöthigt, sich auf irgend eine Weise vor den Wirkungen heftiger Kälte zu schützen, und es ist wahrscheinlich, daß die Orangs, besonders während der tropischen Regenzeit, zu irgend einem diesen Zweck erfüllenden Mittel ihre Zuflucht nehmen. Wir sind nicht mit den Maßregeln bekannt, welche diese Thiere in ihrem Naturzustande nehmen, um sich gegen zu plötzlichen Temperaturwechsel zu schützen, daß sie aber Mittel zu diesem Zwecke anwenden, kann nach den Handlungen des hier beschriebenen Individuums vernünftigerweise geschlossen werden. Während er sich auf dem Schiffe befand, schleppte er alle in seinem Wege liegenden zu diesem Gebrauch fähigen Dinge zusammen, und wenn die Matrosen irgend ein kleineres Kleidungsstück vermißten, wurde dasselbe gewöhnlich in dem Bette des Orang gefunden. Diese Gewohnheit, sich vor dem Schlafengehen sorgfältig zu bedecken, gewährte bei einer andern Gelegenheit ein treffliches Beispiel seiner wunderbaren Intelligenz. Sein Wärter war gewohnt, seine kleine Decke auf einem vor dem Eßzimmer befindlichen Rasenplatze auszubreiten, damit sie zu seiner gewöhnlichen Schlafenszeit frisch und gut gelüftet war; dies geschah meist unmittelbar nach dem Mittagsessen, das er in Gesellschaft der Familie zu sich nahm und nach dessen Beendigung er aus eigenem Antriebe seine Decke hereintrug und zu Bette ging. Eines Tages war jedoch die Decke zum Trocknen auf einem Fensterflügel aufgehangen worden, und da der Orang dieselbe am gewöhnlichen Platze vermißte, so ging er ernsthaft daran, sie zu suchen, stieg, nachdem er sie endlich entdeckt hatte, zum Fenster hinauf und brachte sie wie gewöhnlich herab."

Dieser interessante Auszug gewährt uns eine sehr günstige Uebersicht von der Gelehrigkeit, Sanftmuth und den Verstandesfähigkeiten des jungen Orangutan. Wir selbst haben vier oder fünf verschiedene Exemplare dieser Species beobachtet, und können uns für die allgemeine Genauigkeit der von F. Cuvier gegebenen zahlreichen Details mit Sicherheit verbürgen. Obgleich aber hinsichtlich der Verstandeskräfte wenig oder gar kein Unterschied zwischen dem Orangutang und dem Schimpanse sein mag, so darf doch nicht vergessen werden, daß die von Cuvier beschriebene Ungeschicktheit nur dem ersten eigenthümlich ist und allein aus der Gestaltung seiner Füße und Hände entsteht, die, wie wir bereits wiederholt bemerkt haben, nur zu dem Zwecke, sich an Baumzweigen festzuhalten, bestimmt und nur in geringem Grade zu den gewöhnlichen Zwecken, welche diese Organe beim Menschen erfül-

len, fähig sind. Der in dieser Beziehung günstiger als sein indischer Verwandter organisirte Schimpanse kann Messer, Gabel und Löffel ebenso geschickt gebrauchen als Kinder von weit vorgerückterem Alter als er selbst; man muß aber zu gleicher Zeit bekennen, daß seine Superiorität sich mehr in seinen Handlungen als in seinen Verstandesfähigkeiten zeigt.

Vosmaer, ein holländischer mit Buffon und Pallas gleichzeitiger Naturforscher, gab eine treffliche Abhandlung über die Gewohnheiten eines jungen Orangs heraus, der 1776 einige Monate lang in der Menagerie des Prinzen von Oranien lebte und auch von Allamand beobachtet und beschrieben worden ist. Vosmaer's Bericht enthält einige sonderbare und interessante Einzelnheiten, die von andern Beobachtern nicht erwähnt worden sind, und von denen wir daher unsern Lesern einen kurzen Auszug geben werden. „Dieses Thier," sagt Vosmaer, „liebte die Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechtes, nur daß es diejenigen, welche es täglich bedienten und freundlich behandelten, Fremden vorzog; wenn sich seine Lieblinge entfernten, pflegte es sich wie in Verzweiflung auf den Boden zu werfen, wobei es die kläglichsten Lamentationen ausstieß und seine Kleider in kleine Stücke zerriß, sobald es allein gelassen wurde. Sein Wärter pflegte sich zuweilen neben es auf den Boden niederzusetzen, und es trug oftmals das Heu aus seinem Bette und arrangirte es wie ein Kissen auf dem Boden, um ihn zum Niedersetzen einzuladen. Mit einbrechender Nacht bereitete es sich dadurch zum Schlafen vor, daß es das Heu, woraus sein Lager bestand, aufschüttelte und eine größere Menge wie ein Polster am Kopfende aufhäufte; dann legte es sich, meist auf die Seite gewendet, nieder, und hüllte sich sorgfältig in die Decken. Bei mehren Gelegenheiten habe ich es eine Handlung ausführen sehen, die mich das erstemal ungemein überraschte. Nachdem es sein Lager in der gewöhnlichen Weise bereitet hatte, nahm es ein Stück Tuch, welches zufällig in der Nähe lag, breitete es sorgfältig auf dem Boden aus, legte eine Quantität Heu hinein, rollte es zusammen, befestigte es an den vier Ecken und legte es sorgfältig als Kissen auf das Kopfende seines Bettes. Als es bei einer andern Gelegenheit sah, wie ich mich eines kleinen Schlüssels bediente, um das Schloß, welches seine Kette befestigte, zu öffnen, nahm es ein Holzstückchen, steckte es in das Schlüsselloch, drehte es in jeder Richtung darin herum und beobachtete die Operation mit gespannter Erwartung, in der Hoffnung, auf diese Art das Schloß öffnen und sich von der Kette befreien zu können. Es ist

ferner beobachtet worden, wie es mittelst eines großen Nagels Schlösser erbrach, indem es denselben zwischen das Gewirr hineinsteckte und die Riegel zurückdrückte. Wenn es Wasser oder andere Flecken am Boden seines Schlafzimmers bemerkte, reinigte es dasselbe sorgfältig mit einem Lumpen, und wenn einer seiner Besucher in Stulpstiefeln erschien, pflegte es zu ihm hinzugehen, als ob es deren Glanz bewundere, und um sie zu reiben und zu putzen. Es verstand auch die Kunst, Schuhschnallen aufzumachen, that dies mit der Geschicklichkeit des erfahrensten Lakaien, und konnte mit der größten Leichtigkeit Knoten aufknüpfen, wie fest und verwickelt dieselben auch sein mochten.

„Der gewöhnliche Gang dieses Thieres war auf allen Vieren gleich den übrigen Affen; es konnte jedoch mit ziemlicher Leichtigkeit auf den Hinterfüßen gehen und die aufrechte Stellung bedeutend lange bewahren, besonders wenn es sich auf einen Stock stützte. Es trat jedoch nie mit flachen Sohlen auf, wie die Menschen, sondern hielt sie einwärts gekehrt, so daß es nur auf ihren äußern Rändern ruhte, während die Zehen dicht am Fuße angeschlossen lagen, so daß man wahrnahm, daß es eher zum Klettern und Festhalten, als zur Bewegung auf zwei Beinen geschaffen war. Wenn dieser Orang ein Glas oder eine Tasse in der einen Hand und seinen Knittel in der andern hielt, würde es schwer gewesen sein, ihm einen dieser Gegenstände abzunehmen, da er allen solchen Versuchen mit großer Geschicklichkeit auswich oder dieselben trefflich mit seinem Stock abwehrte. Er war ein merkwürdig kräftiges Thier, und es brauchte vier bis fünf Männer, ihn zu halten, um ihn an die Kette zu schließen, obgleich er damals noch sehr jung war. Ich hörte ihn nie schreien, außer wenn er sich allein befand, und dann war es ein Laut, welcher sich zuerst dem Heulen eines jungen Hundes näherte und dann einen rauhen, knarrenden Ton annahm, der sich nur mit dem Geräusch einer durch Holz gehenden Säge vergleichen läßt."

Ein letzter Auszug aus Dr. Abels werthvoller Abhandlung über den jungen Orang wird uns in vollständigen Besitz seines Charakters und seiner Fähigkeiten im Vergleich zum Schimpanse setzen, und uns zu gleicher Zeit befähigen, richtiger über die Gewohnheiten und den Haushalt, welchen Reisende dem erwachsenen Thiere zuschreiben, zu urtheilen. Er erhielt das hier erwähnte Thier auf Java, und die folgenden Beobachtungen wurden hauptsächlich während der Ueberfahrt nach Europa gemacht.

„Den Besitz dieses seltenen Thieres," sagt Dr. Abel,

verdankt die wissenschaftliche Welt dem Kapitän Methuen, der es von Benjarmassing auf der Südküste von Borneo nach Java brachte, und in der Hoffnung, der Wissenschaft zu nützen, meinen Händen übergab, um es nach England zu bringen. Die Eingeborenen theilten dem Kapitän Methuen mit, daß es von dem Hochlande im Innern herabgebracht worden, sehr selten und schwer zu fangen sei, und sie betrachteten es augenscheinlich als eine große Merkwürdigkeit, da sie schaarenweise herbeiströmten, um es zu sehen. Der Orangutan von Borneo ist ganz unfähig, in vollkommen aufrechter Stellung zu gehen. Er verräth dies in seiner ganzen äußern Bildung, und versucht nie aus eigenem Antriebe seiner Bestimmung entgegenzuhandeln. Sein nach vorn lehnender und einen bedeutenden Winkel mit dem Rücken bildender Kopf versetzt den Schwerpunkt so weit aus der Perpendikularlinie, daß seine Arme gleich den Vorderfüßen anderer Thiere nöthig sind, um den Körper zu unterstützen. So schwer wird es ihm, nur einige Sekunden lang die aufrechte Stellung nach Anweisung seines Wärters zu bewahren, daß er bei Ausführung dieser Aufgabe die Arme über den Kopf erheben und zurückwerfen muß, um seine Lage zu behaupten. Sein Fortschreiten auf einer ebenen Fläche geschieht durch Stemmen seiner geballten Fäuste auf den Boden, wobei er den Körper zwischen den Armen nachzieht, und wenn er sich auf diese Weise bewegt, gleicht er sehr einem in den Beinen gebrechlichen Menschen, der sich auf Krückeu stützt. Im Naturzustande bewegt er sich wahrscheinlich selten auf dem Boden hin; seine ganze äußere Bildung dagegen beweist seine Fähigkeit, Bäume zu erklettern und sich an deren Zweigen festzuhalten. Die Länge und Biegsamkeit seiner Finger und Zehen machen ihn geschickt zum leichten und anhaltenden Fassen, und seine Muskelkraft gestattet ihm, den Körper lange Zeit an einer Hand oder einem Fuße aufzuhängen. So kann er von einem festen Gegenstand in seiner Spannweite zum andern übergehen, und es ist klar, daß er von einem Baumzweige zum andern, selbst über viel größere Strecken, hinweggelangen kann.

„Wenn dieses Thier auf einer ebenen Fläche sitzt, schlägt es die Beine unter, wie dies die Abbildung zeigt. Beim Sitzen auf einem Baumzweige oder Seile ruht es auf den Fersen, während der Körper gegen die Schenkel nach vorwärts lehnt. Dieses Thier bedient sich seiner Hände, wie die übrigen Affen. Bei seiner Ankunft auf Java von Borneo befand sich der Orang einen oder zwei Tage, ehe er an Bord

des Cäsar geschickt wurde, um nach England gesendet zu werden, in vollkommener Freiheit, und versuchte nie zu entfliehen, so lange man ihn nicht beschränkte; als man ihn aber in einen großen vergitterten Bambuskasten brachte, um von der Insel forttransportirt zu werden, ward er wüthend. Sobald er fühlte, daß er gefangen war, ergriff er die Eisenstäbe seines Käfigs mit den Händen und versuchte durch heftiges Schütteln sie zu zerbrechen; da er aber fand, daß sie zusammengenommen nicht nachgaben, versuchte er sie einzeln, und nachdem er einen schwächern als die übrigen entdeckt hatte, arbeitete er beständig daran, bis er denselben zerbrochen und sich in Freiheit gesetzt hatte. An Bord des Schiffes versuchte man ihn durch eine an einer starken Krampe befestigte Kette festzuhalten, er riß sich jedoch augenblicklich los und lief mit der ihm nachschleppenden Kette davon; da ihn indessen deren Länge belästigte, so schlang er sie ein- oder zweimal zusammen und warf sie über die Schulter. Dies wiederholte er oft, und da er fand, daß sie nicht auf seiner Schulter bleiben wollte, nahm er sie in das Maul. Nach mehren vergeblichen Versuchen, ihn besser festzuhalten, erlaubte man ihm frei auf dem Schiffe herumzulaufen, wo er bald mit den Matrosen vertraut wurde und dieselben an Behendigkeit übertraf. Diese jagten ihn oft im Takelwerk herum und gaben ihm häufige Gelegenheit, sein Geschick im Entfliehen zu zeigen. Beim ersten Anlauf pflegte er zu versuchen, seinen Verfolgern durch bloße Schnelle zu entgehen, wenn Jene ihm aber sehr nahe rückten, wich er ihnen dadurch aus, daß er ein loses Tau ergriff und sich aus ihrem Bereich schwang. Zu andern Zeiten wartete er geduldig an den Wandtauen oder dem Mastkorb, bis ihn seine Verfolger fast berührten, und ließ sich dann plötzlich an irgend einem ihm nahen Taue auf das Verdeck herunter, oder sprang den Hauptstagen entlang von einem Mast zum andern. Oftmals schüttelten die Leute die Taue, an welchen er hing, mit solcher Heftigkeit, daß ich fürchtete, er würde fallen, ich fand aber bald, daß sich seine Muskelkraft nicht leicht überwinden ließ. Wenn er sich in scherzhafter Laune befand, schwang er sich oft bis auf Armnähe an seinen Verfolger heran, und schleuderte sich wieder davon, nachdem er ihm einen Schlag mit der Hand versetzt hatte.

„Auf Java wohnte er auf einem großen Tamarindenbaum, nahe bei meiner Wohnung, wo er sich durch Zusammenflechten der kleineren Zweige ein Lager gemacht hatte, das er mit Blättern bedeckte. Den Tag über pflegte er in seinem Neste zu liegen, woraus er den Kopf hervorstreckte, um zu beobach-

ten, wer darunter vorbeikommen würde, und herabstieg, sobald er Jemand mit Früchten gewahrte, um einen Theil davon zu erhalten. Er zog sich stets bei Sonnenuntergang für die Nacht zurück, oder auch eher, wenn man ihn gut gefüttert hatte, stand mit der Sonne auf und besuchte Diejenigen, von denen er gewöhnlich Nahrung erhielt. An Bord des Schiffes schlief er meist in dem Mastkorbe, wo er sich in ein Segel einwickelte. Wenn er sein Bett machte, so gab er sich die größte Mühe, Alles aus seinem Wege zu entfernen, was die Fläche, auf der er sich niederlegen wollte, hätte uneben machen können, und erst nachdem er diesen Theil seines Arrangements genügend berücksichtigt hatte, breitete er das Segel aus und zog es über seinem Körper zusammen, indem er sich darin auf den Rücken niederlegte. Mitunter nahm ich sein Lager vor ihm ein, und neckte ihn dadurch, daß ich verweigerte, ihm dasselbe zu überlassen. In diesem Falle versuchte er, das Segel unter mir fortzuziehen oder mich davon zu verdrängen, und beruhigte sich nicht eher, als bis ich ihm dasselbe überlassen hatte. War es groß genug für uns Beide, so legte er sich ruhig an meiner Seite nieder. Wenn alle Segel gesetzt waren, so suchte er sich eine andere Bedeckung zu verschaffen, und stahl entweder eine Matrosenjacke oder ein zum Trocknen aufgehängtes Hemd, oder nahm wohl auch die Decken aus einer Hängematte fort. Auf der Höhe des Vorgebirgs der guten Hoffnung litt er, besonders des Morgens, sehr von der niedrigen Temperatur, er stieg dann, vor Kälte zitternd, vom Maste herab, lief auf einen seiner Freunde zu, kletterte auf seine Arme und wärmte sich, durch festes Anschmiegen, an seiner natürlichen Wärme; sobald man dann versuchte, ihn zu entfernen, begann er heftig zu schreien. Seine Nahrung bestand auf Java hauptsächlich aus Früchten, besonders aus Mangusten, die er außerordentlich liebte. Er saugte auch mit großer Gefräßigkeit Eier aus, und war oft damit beschäftigt, dergleichen zu suchen. An Bord des Schiffes befolgte er keine bestimmte Diät; er aß gern alle Arten von Fleisch, besonders rohes, liebte das Brod, zog aber Früchte allem Andern vor, wenn er sie erlangen konnte. Auf Java hatte sein Getränk aus Wasser bestanden, auf dem Schiffe dagegen war es so verschiedenartig, wie seine Nahrung; er liebte am meisten Kaffee und Thee, trank aber auch gern Wein, und bewies seine Vorliebe für geistige Getränke dadurch, daß er des Kapitäns Cognacflasche stahl; seit seiner Ankunft in London hat er Bier und Milch allem Andern vorgezogen, trinkt aber auch Wein und andere Flüssigkeiten.

In seinen Versuchen, Nahrung zu erlangen, gewährte er uns viele Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Gemüthsart zu beurtheilen. Er griff mit Begierde nach den ihm gehaltenen Nahrungsmitteln, und gerieth in Zorn, wenn man ihm dieselben nicht bald überließ. Auch verfolgte er, um dieselben zu bekommen, Denjenigen, welcher sie hatte, über das ganze Schiff weg. Ich betrat selten das Verdeck, ohne Süßigkeiten oder Früchte in der Tasche zu haben, und konnte nie seinem wachsamen Auge entgehen. Zuweilen versuchte ich ihm durch Ersteigen des Mastkorbs zu entschlüpfen, wurde aber stets von ihm entweder überholt oder aufgefangen. Sobald er mich in den Wanden erreichte, pflegte er sich mit einem Fuß an den Webeleinen festzuhalten und meine Füße mit dem andern und einer seiner Hände zu umschlingen, während er meine Taschen ausleerte. Wenn er mich nicht einholen konnte, kletterte er an dem laufenden Takelwerk bis zu einer bedeutenden Höhe hinauf und ließ sich dann plötzlich auf mich herabfallen, oder wenn ich seine Absicht wahrnahm und versuchte herabzusteigen, glitt er an einem Tau herab und begegnete mir am Fuße der Wanden. Zuweilen befestigte ich eine Orange am Ende eines Taues, ließ sie von dem Mastkorbe auf das Verdeck herab und zog dieselbe eiligst zurück, sobald er versuchte, sie zu ergreifen. Nachdem es ihm mehremale mißlungen war, dieselbe auf geradem Wege zu erlangen, änderte er seinen Plan, schien sich wenig darum zu kümmern, entfernte sich ein wenig und stieg sehr gemächlich an dem Takelwerk herauf, versuchte dann aber mit einem plötzlichen Sprunge das Tau zu erhaschen. Wenn er durch plötzliches Anziehen des Taues wieder getäuscht worden war, schien er zuerst in voller Verzweiflung zu sein, gab seinen Versuch auf, und rannte heftig schreiend im Takelwerk herum; stets aber kehrte er zurück, ergriff das Tau wieder, und ließ es trotz des Ruckes, womit ich dasselbe zurückzog, durch seine Hände laufen, bis er die Orange erreichte, mißlang ihm aber auch dies, so kam er zu mir heran und hielt meinen Arm fest, während er die Orange heraufzog.

„Dieses Thier liebte weder die Grimassen und Sprünge anderer Affen, noch besaß es deren unverbesserliche Neigung zum Unheilstiften. Ernst, der bis zur Melancholie und Sanftmuth ging, war zuweilen auf seinem Gesichte mit starken Zügen ausgeprägt. Derselbe scheint auch seinem Wesen eigenthümlich zu sein. Wenn er zuerst unter Fremde kam, pflegte er Stundenlang mit der Hand auf dem Kopfe dazusitzen und nachdenkend seine Umgebungen anzusehen, oder

sich unter einer gerade zur Hand befindlichen Decke zu verbergen, sobald er sich durch ihre Untersuchung belästigt fühlte. Seine Sanftmuth zeigte sich darin, daß er schwere Beleidigungen lange Zeit erduldete, ehe er zur Rache gereizt wurde; er vermied aber stets diejenigen, welche ihn oft neckten, während er bald denen, die ihn freundlich behandelten, sehr zugethan ward, gern neben ihnen saß, sich so nah wie möglich an sie schmiegte, ihre Hände zwischen seine Lippen nahm und sie zu seinem Schutz aufforderte. Von dem Bootsmann der Alceste, der seine Mahlzeiten mit ihm theilte, und sein Hauptgünstling war, obgleich er zuweilen den Grog und Schiffszwieback seines Wohlthäters entwendete, lernte er mit einem Löffel essen und saß seitdem vor seiner Kajütenthüre, wo er den Kaffee zu sich nahm, ohne von denjenigen, die ihn beobachteten, in Verlegenheit gesetzt zu werden, und dabei ein grotesk nüchternes Aussehen zeigte, das eine Parodie auf die menschliche Natur zu sein schien. Nach dem Bootsmann war ich wohl sein vertrautester Bekannter, er folgte mir stets in den Mastkorb, nach dem ich mich oft begab, um ungestört von dem Lärmen des Schiffs zu lesen; zog, sobald er sich überzeugt hatte, daß meine Taschen keine Eßwaaren enthielten, ein Marssegel über sich, legte sich neben mir nieder und lauschte von Zeit zu Zeit darunter hervor, um meine Bewegungen zu beobachten. Sein liebster Zeitvertreib war auf Java, sich von einem Baume zu dem andern auf den Aesten zu schwingen und auf den Dächern der Häuser herumzuklimmen; an Bord des Schiffes, sich an den Armen von Tauen herabzuhängen und mit den Schiffsjungen herumzubalgen. Er verlockte sie dadurch zum Spielen, daß er sie im Vorübergehen mit der Hand schlug und davon sprang; darauf ließ er sich einholen und die Balgerei begann, wobei er die Hände, Füße und Zähne gebrauchte. Wenn von diesen Späßen ein Schluß auf seine Art, einen Gegner anzugreifen, gezogen werden kann, so scheint es, daß seine erste Sorge ist, denselben niederzuwerfen, mit den Füßen und Händen festzuhalten und ihn dann mit den Zähnen zu verwunden.

„Von einigen kleinen Affen, die sich von Java her an Bord befanden, nahm er, so lange er sich von den Personen des Schiffs beobachtet glaubte, geringe Notiz. Einmal zwar versuchte er öffentlich einen kleinen Käfig worin sich drei derselben befanden, über Bord zu werfen, wahrscheinlich weil er gesehen hatte, daß sie Futter bekamen, von dem er keinen Theil erhielt. Obgleich er aber vor unsern Augen geringen Verkehr mit ihnen unterhielt, so hatte ich doch Grund

zu glauben, daß er sich weniger gleichgültig gegen deren Gesellschaft bezeigte, sobald er nicht beobachtet war. Eines Tages wurde ich aufgefordert auf die Bramsegelraa des Besamastes zu kommen, um ihn mit einem männlichen Affen spielen zu sehen; auf dem Rücken liegend und theilweise mit dem Segel bedeckt, betrachtete er einige Zeit lang mit großer Gravität die Sätze des über ihn hin und herspringenden Affen, fing ihn aber endlich beim Schwanze und versuchte ihn in seine Decke mit einzuhüllen. Dem Affen schien die Gefangenschaft unangenehm zu sein, er machte sich daher los, fing indeß seine Sprünge von neuem an und wurde, obgleich oft gefangen, doch stets wieder frei. Die beiden schienen aber doch nicht auf gleichem Fuße zu verkehren, denn der Orangutan ließ sich nie herab mit dem Affen zu balgen, wie er mit den Schiffsjungen that. Doch war es klar, daß die Affen große Vorliebe für seine Gesellschaft hatten, da sie, sobald sie sich frei machen konnten, ihren Weg nach seinem Ruheplatze nahmen und oft in dessen Nähe auf der Lauer liegend oder nach demselben heimlich hinkriechend gesehen wurden. Es schien keine Abstufung in ihrer Vertrautheit zu sein, denn dieselben waren vom ersten Anfang an ebenso familiär mit ihm, als am Ende ihrer Bekanntschaft.

„So sanft der Orangutan aber auch war, wenn man ihn nicht außerordentlich erzürnte, konnte er doch zur heftigsten Wuth aufgereizt werden; diese gab er dadurch zu erkennen, daß er die Zähne zeigte, und diejenigen, welche sich in seiner Nähe befanden, ergriff, festhielt und biß. Einigemale schien er sogar fast zur Verzweiflung getrieben worden zu sein und führte bei zwei oder drei Gelegenheiten eine Handlung aus, die bei einem vernünftigen Wesen ein Drohen mit Selbstmord hätte genannt werden müssen. Wenn man ihm eine Orange, nach der er verlangte, wiederholt abschlug, schrie er heftig und schwang sich wüthend in dem Takelwerk herum, kehrte dann zurück und versuchte sie zu erlangen, schlug man sie ihm nochmals ab, so wälzte er sich eine Zeit lang, wie ein zorniges Kind auf dem Verdeck herum, wobei er das durchdringendste Geschrei ausstieß, sprang dann plötzlich auf, stürzte sich wie wüthend über Bord und verschwand.

„Als wir dies zum erstenmale sahen, dachten wir, er sei in die See gesprungen, fanden ihn aber, als er aufgesucht ward, unter den Puttingen. Nur bei zwei Gelegenheiten habe ich ihn heftigen Schrecken zeigen sehen, wobei er dadurch Sicherheit suchen zu wollen schien, daß er zur

größten ihm zu erlangen möglichen Höhe hinaufstieg. Als, während der Cäsar sich auf der Höhe von Ascension befand, acht große Schildkröten an Bord gebracht wurden, kletterte er mit der möglichsten Eile bis zu einem höheren Theil des Schiffes hinauf, als er je vorher erreicht hatte, und lugte von dort auf dieselben nieder, streckte seine langen Lippen wie einen Schweinsrüssel vor und stieß zu gleicher Zeit einen Laut aus, der zwischen dem Quaken eines Frosches und dem Grunzen eines Schweines mitten inne lag. Nach einiger Zeit wagte er mit großer Vorsicht herabzusteigen, wobei er die Schildkröten stets im Auge behielt, konnte aber bis auf mehre Fuß weit nicht bewogen werden, sich ihnen zu nähern. Er erkletterte eine gleiche Höhe und stieß die gleichen Laute aus, als er einige Männer im Meere baden und herumplätschern sah, und hat später, nach seiner Ankunft in England, fast denselben Grad von Furcht beim Anblick einer lebendigen Landschildkröte gezeigt.

„Dies waren, so weit ich sie beobachten konnte, die Handlungen dieses Thieres, während unserer Reise von Java, und dieselben scheinen die meisten der von andern Beobachtern erzählten mit zu umfassen. Ich höre, daß er seit seiner Ankunft in England nicht mehr als zwei Fertigkeiten erlangt hat, die er an Bord des Schiffes nicht besaß, obgleich seine Erziehung keineswegs vernachlässigt worden ist. Eine derselben besteht in dem Aufrecht- oder vielmehr auf zwei Füßen Gehen, ohne sich auf die Hände zu stützen, die andere im Küssen seines Wärters. Ich habe früher bemerkt, mit welcher Schwierigkeit er das erstere ausführte, und kann jetzt hinzufügen, daß ein gut zum Tanzen abgerichteter Hund ihn im Nachahmen der menschlichen Stellung übertreffen würde. Ich glaube, daß alle Abbildungen von Orangutans in aufrechter, ungestützter Stellung ganz unnatürlich sind. Irgend ein Schriftsteller gibt an, daß ein von ihm beschriebener Oraguntan w a h r e Küsse gab, und faßt seine Erzählung so, daß der Leser dieselben für eine dem Thiere natürliche Handlung halten muß. Dies ist bei dem von mir beschriebenen sicherlich nicht der Fall. Dieser ahmt die Handlung des Küssens dadurch nach, daß er seine Lippen gegen das Gesicht des Wärters bringt, gibt denselben aber keinen Impuls. Er versuchte diese Handlung niemals, so lange er sich an Bord unseres Schiffes befand, sondern hat sie erst von Denjenigen gelernt, die ihn jetzt in der Pflege haben."

Was wir von den ausgewachsenen Orangs wissen, ist, gleich unserer Kenntniß von dem erwachsenen Schimpanse, höchst unvollständig. Die vor einiger Zeit erfolgte Rückkehr

der holländischen wissenschaftlichen Mission, welche sich so lange mit Untersuchungen über die Zoologie der großen Inseln des indischen Archipels beschäftigt hatte, hat uns indeß korrektere und ausgedehntere Nachweisungen über diesen Gegenstand verschafft. Viel aus dieser Quelle geschöpftes Interessantes wird im Folgenden gefunden werden; bis dahin enthalten aber die folgenden Auszüge die einzigen glaubwürdigen Berichte über Gewohnheiten und Haushalt des ausgewachsenen Orang, die je veröffentlicht worden sind. „Auf Java sah ich," sagt Le Guat, „eine sonderbare Art von Affen; es war ein Weibchen, von bedeutender Größe und ging häufig ganz aufrecht auf seinen Hinterfüßen, bei welcher Gelegenheit es immer diejenigen Theile mit seinen Händen bedeckte, welche die Schamhaftigkeit uns verbergen lehrt. Das Gesicht war ganz unbehaart, außer an den Augenbrauen, und sein Ausdruck ähnelte im Allgemeinen jenen grotesken Gesichtern, die ich unter den Hottentottenweibern gesehen habe. Es machte jeden Tag sorgfältig sein Bett, legte, sobald es schlafen ging, seinen Kopf auf das Kissen und deckte sich mit der Bettdecke zu. Wenn es Kopfschmerzen hatte, verband es seinen Kopf mit einem Tuche, und es war merkwürdig, dasselbe sich auf diese Weise zum Schlafengehen vorbereiten zu sehen. Ich könnte noch viele außerordentlich merkwürdig scheinende kleine Züge erzählen; aber ich gestehe, daß ich seine Handlungen nicht so sehr bewunderte wie Andere, da ich wußte, daß sein Eigenthümer die Absicht hatte, es nach Europa zu bringen, und glaubte, daß sein Benehmen mehr Angeeignetes als Natürliches enthielt. Dies war jedoch nur meine eigene Vermuthung. Das Thier starb auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung. Gemelli Carreri berichtet, daß die Orangs hauptsächlich in gebirgigen und hügeligen Gegenden leben, von wo sie zur Seeküste hinuntersteigen, um Krabben, Austern u. s. w. zu fischen, und, wenn sie die Auster offen daliegen finden, geschickt ein Steinchen zwischen die Schalen stecken, um das Schließen zu verhüten, worauf sie das Thier nach Bequemlichkeit verzehren.

Der Ritter d'Obsonville theilte Buffon Folgendes über einen ausgewachsenen Orang mit, den er zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. „Eines dieser Thiere," sagt er, „welches ich ungefähr zwei Monate, nachdem es gefangen worden war, sah, war 4′ 6″ hoch; die Augen waren klein und schwarz, mit einem gelben Scheine, und obgleich sein Gesichtsausdruck etwas Verstörtes hatte, so zeigte er doch eher Unruhe, Verlegenheit und Kummer, als Wildheit. Der Mund war sehr groß, die Nase flach und die Backenknochen

hervorstehend; das Gesicht war runzlig, die Haut von rothbrauner Farbe, das Kopfhaar einige Zoll lang, das auf dem Rücken dicker als das des Vorderkörpers, beides aber von brauner Farbe; es hatte einen kaum merklichen Bart, seine Brust war breit, die Schenkel nicht sehr fleischig und die Beine gebogen. Ich sah diesen Satyr nie anders als sitzend oder aufrecht stehend; obgleich er aber gewöhnlich aufrecht ging, sagte man mir doch, daß er sich im Zustande der Freiheit seiner Hände sowohl, wie seiner Füße, zum Laufen oder Springen bedient; und vielleicht ist es diese Gewohnheit, welche die außerordentliche Länge der Arme bei dieser Art erzeugt, denn die Fingerspitzen berührten bei ihm die Kniee. Das Exemplar, welches ich sah, war ein Männchen; ich habe das Weibchen nie gesehen. Zuweilen ließ es einen langen Seufzer hören und gab zu andern Zeiten einen harschen Laut von sich; die Modulationen seiner Stimme drückten aber bloß Langeweile, Schmerz oder Ungeduld aus. Den Indianern nach wandern diese Thiere in schwer zugänglichen Wäldern und Gebirgen herum, und leben in kleinen Gesellschaften zusammen. Sie sind ausnehmend scheu aber anscheinend nicht wild und lernen bald gehorchen und alles, was ihnen aufgetragen wird, ausführen. Sie gewöhnen sich indeß nie an die Gefangenschaft, sondern behalten stets einen Grad von Ennui und tiefer Melancholie bei, der in Abzehrung übergeht und ihrem Leben bald ein Ende macht. Dies ist mir von den Landeseingeborenen mitgetheilt und durch meine Beobachtungen an dem hier beschriebenen Individuum bestätigt worden."

Relian, ein in Batavia lebender Arzt, hatte ebenfalls Gelegenheit, zwei erwachsene Orangs zu beobachten, über die er folgende Nachweisungen gab: „Herr Pallavicini," sagt er, „nahm, als er nach Europa absegelte, im Jahre 1759 zwei erwachsene Orangs, Männchen und Weibchen, mit; sie waren von menschlicher Größe und führten alle Bewegungen der Menschen, besonders mit den Händen aus. Die Brüste des Weibchens waren herabhängend; Brust und Leib nackt aber sehr runzlich; beide waren sehr schüchtern wenn man sie fest ansah, und das Weibchen pflegte sich alsdann in die Arme des Männchens zu werfen und seinen Kopf an dessen Busen zu verbergen. Dieses rührende Schauspiel habe ich mit eigenen Augen beobachtet. Sie sprachen nicht, sondern gaben einen Laut von sich, der denen der Affen ähnelte, welchen sie auch darin gleichen, daß sie nur von Früchten leben und die dichtesten Wälder bewohnen. Sie werden nach der Verwandtschaft, die sie in ihrer äußeren Form mit dem

Menschen, besonders in ihren Bewegungen, besitzen, wilde Menschen genannt; auch ist ihre Art zu denken ihnen sicher eigenthümlich, und wird an andern Thieren nicht wahrgenommen, denn ihre Intelligenz ist von jenem mehr oder weniger entwickelten Instinkte, welcher die vierfüßigen Thiere im Allgemeinen charakterisirt, ganz verschieden. Es würde ein interessantes Schauspiel sein, selbst ungesehen diese wilden Menschen in ihren heimischen Wäldern zu beobachten, und von ihren häuslichen Verrichtungen ein Augenzeuge zu werden. Sie sollen in den unzugänglichen Gebirgen von Java gefunden werden, sind aber am häufigsten in Borneo, woher die hier von Zeit zu Zeit gezeigten, meist gebracht werden."

Wurmb, dem wir die einzige richtige Beschreibung des erwachsenen Orang, vor der Temmincks, die weiter unten gefunden werden wird, verdanken, gibt sehr wenig Nachrichten in Bezug auf die Gewohnheiten desselben. Sein Exemplar war durch einen Herrn Palm von Borneo gebracht worden, der berichtet, daß sich das Thier mit großen, von Bäumen gebrochenen Zweigen so kräftig vertheidigte, daß es unmöglich gewesen war, dasselbe lebendig zu fangen.

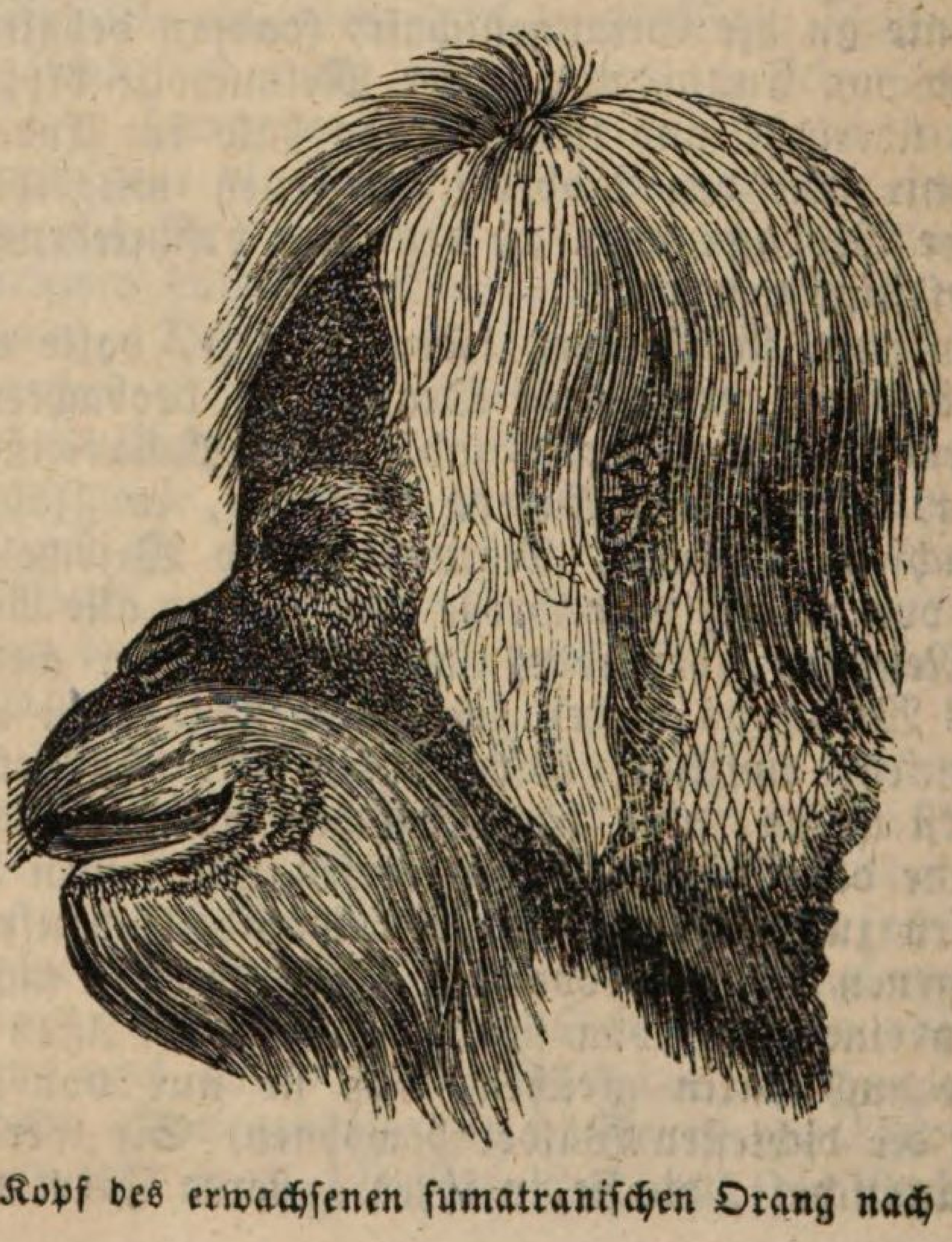


Fig. 3. Kopf des erwachsenen sumatranischen Orang nach Dr. Abel.

Der vollständigste bekannte Bericht über den erwachsenen Orang ist jedoch der von dem verstorbenen Dr. Clarke Abel über die Jagd eines großen, männlichen Exemplars, auf der Insel Sumatra gegebene. „Eine Bootsgesellschaft," sagt Dr. Abel, „befehligt von den Herren Craggyman und Fish, Offizieren der Brigg Mary Ann Sophia, welche, um Wasser zu schöpfen, an einem Rambum genannten Platze, nahe bei Tauraman, auf der Nordwestküste von Sumatra gelandet war, entdeckte an einem Flecke, wo sich viel bebautes Land, aber nur wenige Bäume befanden, auf einem derselben ein riesenhaftes Thier aus der Affenfamilie. Bei Annäherung der Mannschaft kam es auf den Boden herab, und suchte, als es verfolgt wurde, auf einem etwas weiter entfernten Baume Zuflucht. Es war von schlanker, menschenähnlicher Gestalt, mit glänzend braunem Haar bedeckt, ging mit einer Art von wackelnder Bewegung aufrecht, beschleunigte aber zuweilen seine Bewegung mittelst der Hände, und schwang sich gelegentlich mittelst eines Baumzweiges vorwärts. Seine Bewegung auf der Erde war augenscheinlich nicht seine natürliche und gewohnte, denn sie blieb, selbst mit Beihülfe der Hände und des Stockes langsam und schwankend; man mußte es auf den Bäumen sehen, um seine Beweglichkeit und Stärke zu schätzen. Als es auf eine kleine Baumgruppe zugetrieben wurde, schwang es sich mit einem Sprunge auf einen hohen Ast, und setzte mit der Leichtigkeit und Schnelligkeit eines gemeinen Affen von einem Zweige zum andern. Wäre die Gegend holzreicher gewesen, so würde es fast unmöglich gewesen sein, seine Flucht zu verhüten, da seine Bewegung von einem Baume zum andern der eines schnellen Pferdes gleichkommen soll. Selbst unter den wenigen Bäumen, die sich an der Stelle befanden, waren seine Bewegungen so schnell, daß es sehr schwer wurde, ein festes Ziel zu erhalten, und nur durch das Umhauen eines Baumes nach dem andern und Beschränkung auf einen eng begrenzten Raum gelang es seinen Verfolgern, es auf mehre Schüsse, von denen einige seinen Körper durchdrangen und die Eingeweide verletzten, zu tödten. Nachdem es fünf Schüsse erhalten hatte, wurden seine Bewegungen langsamer, und erschöpft auf einem Baumaste lehnend, erbrach es eine bedeutende Quantität von Blut. Da die Munition der Jäger jetzt erschöpft war, so sahen sie sich genöthigt, den Baum, worauf es sich befand, zu fällen, und thaten dies mit der vollkommenen Ueberzeugung, daß seine Kräfte so weit geschwunden wären, um sich seiner ohne Mühe bemächtigen zu können; wie erstaunten sie aber, als sie, nachdem der

Baum gefallen war, sahen, daß es sich mit anscheinend ungeschwächter Kraft nach einem andern zurückzog. Sie mußten in der That alle Bäume umhauen, ehe sie es dazu bringen konnten, seine Feinde am Boden zu bekämpfen, wobei es noch erstaunliche Stärke und Gelenkigkeit zeigte, bis es zuletzt durch die Uebermacht bewältigt und mit Speerstichen und Steinwürfen getödtet wurde. Schon dem Tode nahe, ergriff es noch einen aus zähem Holze gemachten Speer, der der Kraft des stärksten Mannes widerstanden haben würde, und zerknickte ihn in kleine Stücke, oder, um die eigenen Worte des Erzählers zu geben, „„es zerbrach ihn, als ob es eine Rübe wäre."" Diejenigen, welche an seinem Tode Antheil hatten, sagen, daß der menschliche Ausdruck seines Gesichts, und die klägliche Art, seine Hände auf die Wunden zu halten, ihr Mitgefühl erregte, und sie fast die Handlung, die sie begangen hatten, bedauern ließ. Als es todt war, betrachteten Europäer und Eingeborene seine Gestalt mit Erstaunen. Seine Höhe war nach der geringsten Schätzung über sechs Fuß; nach der höchsten fast acht, wir werden indeß später sehen, daß sie wahrscheinlich gegen sieben betrug.

„In der folgenden Beschreibung, die ich in den Worten meines Berichterstatters gebe, werden viele meiner Leser einige jener äußeren Merkmale, die die jungen orientalischen, in Europa gezeigten Orangutans bezeichnen, entdecken. Der einzige Theil der Beschreibung, worin die Einbildungskraft die Treue des Porträts benachtheiligt zu haben scheint, betrifft das Hervorstehen der Nase und die Größe der Augen, von denen keines durch die auf Tafel 1 abgebildeten Theile des Kopfes des Thieres gerechtfertigt wird. Das Thier war fast acht Fuß hoch und besaß einen gut proportionirten Körper mit schöner, breiter Brust und schlanker Taille. Sein Kopf hatte die gehörige Proportion zum Körper; die Augen waren groß, die Nase vorragend, und der Mund viel größer als der eines Menschen. Sein Kinn war von einem Ohr bis zum andern mit einem Barte bekränzt, der sich nett auf beiden Seiten kräuselte und im Ganzen mehr ein schmückendes als schreckenerregendes Anhängsel seines Gesichtes bildete. Seine Arme waren, selbst im Verhältniß zu seiner Höhe, gegen die der Menschen gehalten, sehr lang; aber seine Beine in gewisser Hinsicht viel kürzer. Seine Zeugungsorgane waren nicht sehr sichtbar, und schienen im Verhältniß zu seiner Größe klein zu sein. Sein Fell war glatt und glänzend, gleich nachdem er getödtet war, und seine Zähne, sowie sein ganzes Aussehen zeigten, daß er jung und im vollen Besitz seiner physischen Kräfte war. „„Im Ganzen,""

fügt sein Biograph hinzu, „„war er ein wunderbares Thier, und sein Anblick erzeugte mehr Erstaunen als Furcht.““

„Daß dieses Thier ein sehr zähes Leben besaß, ergibt sich daraus, daß es so viele schwere Wunden überlebte, und seine Eigenthümlichkeit in dieser Beziehung scheint ein Gegenstand des Erstaunens für alle seine Angreifer gewesen zu sein. In Bezug auf diesen Punkt mag hier der Ort sein, zu bemerken, daß, nachdem es an Bord des Schiffes gebracht, und aufgehängt worden war, um abgezogen zu werden, der erste Schnitt des Messers in die Armhaut eine augenblickliche, von convulsiver Zusammenziehung des ganzen Gliedes begleitete, Vibration der Muskeln erzeugte. Ein gleiches Zittern der Muskeln fand statt, als das Messer in Berührung mit der Rückenhaut kam, und gab dem Kapitän Cornfoot eine solche Ueberzeugung, daß das Thier noch Gefühl besitze, daß er das Abziehen der Haut verschieben ließ, bis der Kopf abgeschnitten worden war. Wahrscheinlich hatte dies Thier eine gewisse Strecke bis zu dem Orte, wo es gefunden wurde, durchreist, denn seine Beine waren bis an die Kniee mit Koth bedeckt, und die Eingeborenen betrachteten es als eine eben so große Merkwürdigkeit, wie die Europäer. Jenen war ein solches Thier nie vorher aufgestoßen, obgleich sie nur zwei Tagereisen von einem der ausgedehnten und fast undurchdringlichen Wälder Sumatra's entfernt lebten. Sie schienen zu dem Glauben geneigt, daß sein Erscheinen viele seltsame, Kreischen und Schreien gleichende Laute und sonstige Töne erklärte, die sie weder dem Brüllen des Tigers, noch der Stimme irgend eines andern, ihnen bekannten Thieres zuschreiben könnten. Was für Fähigkeiten zum Ausstoßen solcher Töne der große Orangutan besitzen mag, weiß man nicht; dieser Glaube der Malayen kann aber Viele leicht zur Erlangung anderer Thiere dieser Art und zur Entdeckung interessanterer Einzelnheiten über seine Bildung und Gewohnheiten führen.

„Der einzige wesentliche Unterschied, welchen wir in den verschiedenen über dieses Thier gegebenen Berichten entdecken, betrifft seine Höhe, die in einigen derselben unbestimmt von über sechs bis nahe zu acht Fuß angegeben wird. Kapitän Cornfoot, der die Güte hatte, mir eine mündliche Beschreibung des Thieres, wie es an Bord seines Schiffes gebracht wurde, zu geben, sagte, daß es einen ganzen Kopf größer war, als jeder Mann an Bord, sieben Fuß in seiner gewöhnlichen stehenden Positur maß, und acht Fuß als es aufgehängt war, um abgehäutet zu werden. Die folgenden Maße von verschiedenen Theilen des Thieres, die ich sorgfältig in dem

Museum der Gesellschaft genommen habe, sind so ziemlich hinreichend, diesen Punkt zu bestimmen, und die Genauigkeit von Kapitän Cornfoot's Angaben zu bestätigen. Die Haut des Körpers des Thieres, so vertrocknet und eingeschrumpft sie ist, mißt in gerader Linie von der Schulterhöhe bis zu dem Theile, wo der Fußknöchel entfernt worden ist, fünf Fuß zehn Zoll. Die perpendikuläre Länge des Halses in der Präparation beträgt 3½″; die Länge des Kopfes vom höchsten Theile der Stirn bis zum Ende des Kinnes 9″ und die Länge der noch an dem Fuße befindlichen Haut, von dem Punkte an, wo sie vom Beine abgetrennt ist, 8″; — hiernach erhalten wir 7′ 6½″ als die annähernde Höhe des Thieres. Die natürliche gebückte Stellung der Affen würde, wie es sich von selbst versteht, die Höhe des stehenden Thieres vermindern und wahrscheinlich auf Kapitän Cornfoot's Messung von sieben Fuß herabbringen, während die Dehnung, die stattfinden mußte, sobald das Thier zur Sektion ausgestreckt war, ebenso natürlich seine Länge bis zu acht Fuß erhöhen konnte.″

Die wichtigsten in diesen verschiedenen Auszügen erwähnten Thatsachen in Bezug auf die Gewohnheiten, Größe u. s. w. des Orangutan, sind uns vor wenigen Monaten durch eine Unterredung bestätigt worden, die wir mit Dr. Müller aus Heidelberg, einem zoologischen Reisenden in holländischen Diensten, hatten, der so eben nach vierzehnjähriger Abwesenheit, welche er mit Untersuchung der Naturgeschichte des großen indischen Archipels zugebracht, nach Europa zurückgekehrt war. Während seines Aufenthaltes auf Borneo, und der verschiedenen Excursionen, welche er in jeder Richtung durch die Urwälder jener interessanten Insel machte, hatte sich Doktor Müller häufige Gelegenheit geboten, die Orangutans im Naturzustande zu beobachten, und deren Sitten in ihren heimischen Wäldern zu studiren. Er beschreibt sie als im höchsten Grade ungesellig, meistentheils ein ganz einsames Leben führend, und nie zu mehr als zweien oder dreien zusammenlebend. Ihr Aussehen ist ernst und melancholisch, ihre Gemüthsart apathisch, ihre Bewegung langsam und schwerfällig, und ihre Gewohnheiten so faul und träg, daß nur Hunger oder die Annäherung einer drohenden Gefahr dieselben aus ihrer gewöhnlichen Lethargie reißen oder sie zu lebhafter Anstrengung zwingen kann. Sind sie indeß unter dem Einfluß dieser mächtigen Motive, so entwickeln sie einen so determinirten Charakter und zeigen einen Grad von Kraft und Thätigkeit, der nach ihrem schwerfälligen apathischen Aussehen kaum vermuthet werden sollte, während ihre

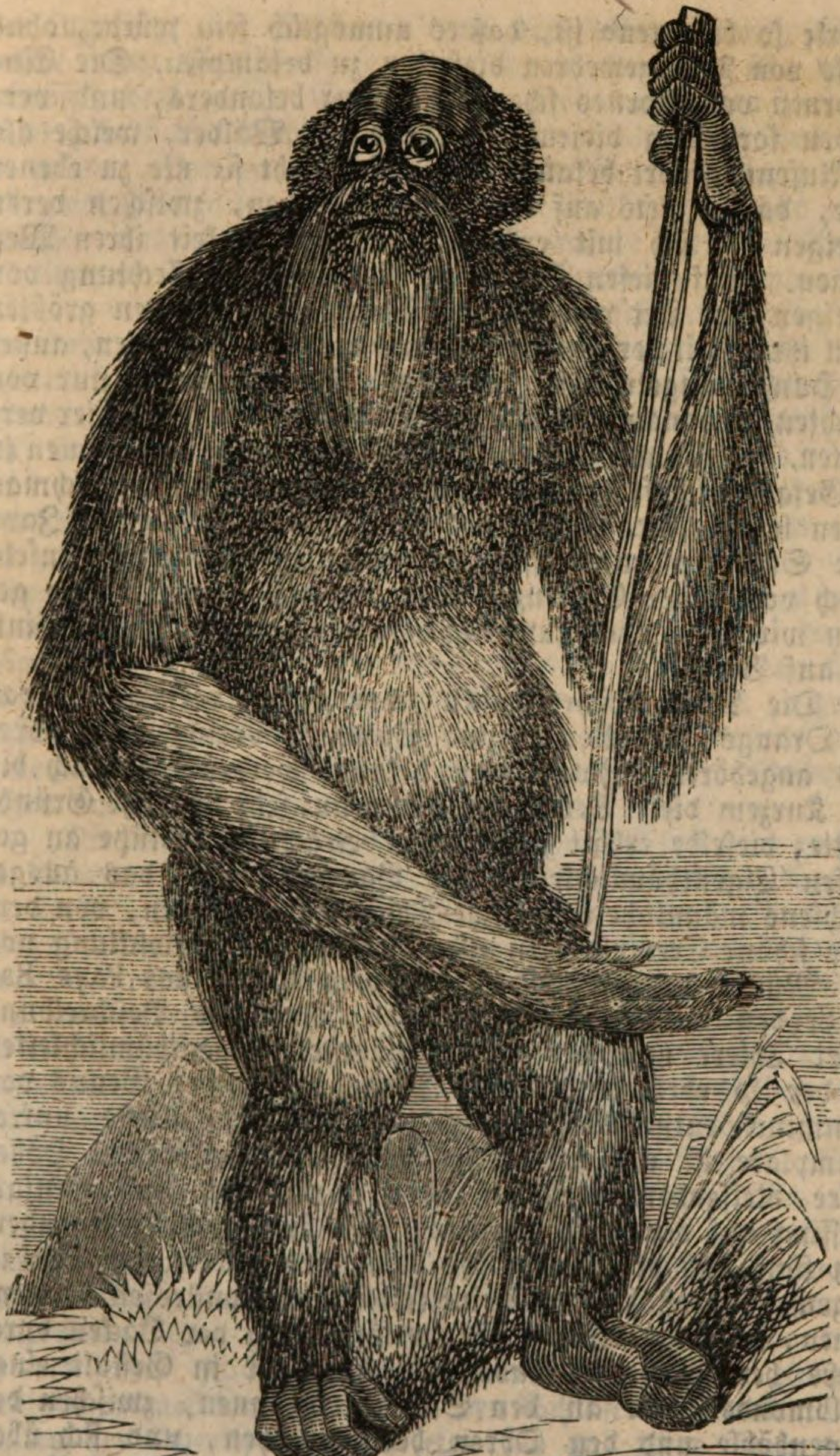


Fig. 4. Ausgewachsener männlicher Orangutan von Borneo, nach Temminck.

Stärke so bedeutend ist, daß es unmöglich sein würde, ohne Hülfe von Feuergewehren dieselben zu bekämpfen. Die Eingebornen von Borneo scheuen sie ganz besonders, und vermeiden sorgfältig diejenigen Theile der Wälder, welche als ihr Aufenthaltsort bekannt sind. Man sieht sie nie zu ebener Erde, da sie stets auf den Bäumen leben, zwischen deren Zweigen sie sich mit erstaunlicher Behendigkeit ihren Weg bahnen. Auf diesen bauen sie sich durch Verflechtung von Zweigen eine Art von rohen Hütten, worin sie den größten Theil ihrer Zeit verbringen und aus denen sie sich selten, außer von Hunger angetrieben, entfernen. Sie nähren sich nur von Früchten, und man sieht nie, daß sie Fleisch oder selbst Eier verzehrten, obgleich wir gefunden haben, daß junge Individuen in der Gefangenschaft sehr bald an animalischer Nahrung Geschmack finden lernen. Dr. Müller hat den Orangutan nie auf Java oder Sumatra angetroffen, auf der letztern dieser Inseln jedoch von seiner Existenz gehört, obgleich er dort selten gesehen wird und überhaupt nicht so oft vorzukommen scheint, als auf Borneo.

Die Naturforscher haben schon lange vermuthet, daß die Orangs von Borneo und Sumatra verschiedenen Species angehören. Zwar muß bekannt werden, daß sich bis vor Kurzem diese Vermuthung nur auf sehr schwache Gründe stützte; dieselbe erhält jedoch eine beträchtliche Stütze an gewissen Eigenthümlichkeiten des Baues, welche das ausgewachsene männliche borneische Thier charakterisiren, von dem viele schöne Exemplare in allen Stadien der Entwicklung von Dr. Müller mitgebracht und in dem Musée des Pays Bas zu Leyden aufgestellt worden sind. Folgende Beschreibung dieser Thiere und der hier erwähnten Eigenthümlichkeiten ist der so eben erschienenen Monographie des Genus von Temminck entnommen: „Das größte und älteste unsrer Exemplare ist ein männliches von vier Pariser Fuß Höhe; unsre Reisenden berichten aber in Briefen aus Benjarmassing auf der Insel Borneo, daß sie vor Kurzem andere von fünf Fuß drei Zoll Höhe bekommen haben; der Kopf ist ungemein groß und erscheint selbst von monströsen Dimensionen, in Folge einer Seitenverlängerung der Backen durch große hervorstehende Auswüchse ungefähr in Gestalt eines Halbmondes, die an den Schläfen beginnen, zwischen der Augenhöhle und den Ohren heruntergehen, und sich über den Jochbogen bis zum heraufsteigenden Zweige des Unterkiefers erstrecken. Diese accessorischen Höcker auf beiden Seiten des Gesichts geben der Physiognomie ein Aussehen von Mißbildung, welches, im Verein mit der unmäßigen

Verlängerung der Schnauze und den dicken Lippen, über welche eine winzige Nase so zu sagen einoculirt ist, dazu beiträgt, dem ganzen Gesichtsausdruck ein im ganzen übrigen Thierreich beispielloses Aussehen von häßlicher Deformität zu geben. Die erwähnten Höcker sind fünf Zoll lang und fast zwei Zoll dick. Sie gleichen den ähnlichen, mehr oder weniger ausgedehnten Auswüchsen, welche gewisse Arten des Genus Sus und alle bekannten Phacochaeres charakterisiren, und bestehen aus einer fetten, fest anzufühlenden Substanz, die in einem bedeutend starken Zellgewebe enthalten ist. Bis jetzt ist noch nichts über die Verrichtungen bekannt, welche diese eigenthümliche Organisation ausführen soll; sie gehört nur dem männlichen Geschlecht an und fängt selbst da erst an sich zu zeigen, wenn sich das Thier dem erwachsenen Zustande nähert, ungefähr im Alter von acht bis zehn Jahren, sofern unsre Conjekturen exakt sind. Ein männliches Exemplar, von dem wir wissen, daß es ein Alter von zwischen sechs bis sieben Jahren erreicht hatte, trägt keine Spur der in Rede stehenden Organe an sich, während ein anderes, viel größeres, welches bis zu zwei Drittel der erwachsenen Größe vorgeschritten ist, bereits sehr bemerkbare Zeichen ihres Beginnens trägt; die Weibchen zeigen in keinem Alter eine Spur davon.

„Die Stirn des erwachsenen Männchens ist fast ganz nackt, die Ränder der Augenhöhlen hervorstehend und die Augen ein Drittel kleiner als bei dem Menschen. Es besitzt keine Augenbrauen und nur aus wenigen steifen Haaren bestehende Augenwimpern. Die Nase ist auf gleiche Linie mit den Backen herabgedrückt und nur an der Spitze hervorragend, wo sich die Nasenlöcher nach der Seite zu öffnen; diese sind durch einen Knorpel getrennt, der sich noch jenseits derselben erstreckt und in der dicken Oberlippe verschwindet, die, sowie die Unterlippe, unverhältnißmäßig groß und fleischig ist. Der Unterkiefer endigt sich mit einem außerordentlich breiten, abgestumpften Kinn, das über die obere Kinnlade hervorsteht, und bei dem Männchen mit einem langen, buschigen, zugespitzten Barte bedeckt ist. Der Mund besteht aus einer horizontalen Oeffnung, die im Verhältniß zur Größe des Thieres steht. Alle diese Theile sind mit Ausnahme einiger wenigen rothgelblichen Haare an den Schläfen fast nackt. Die Seiten der Oberlippe tragen eine sich auf jeder Seite von den Nasenlöchern bis zu den Mundwinkeln erstreckende Art von Schnurbart. Die Ohren sind klein und ebenso gebildet, wie beim Menschen, außer daß das Läppchen mit den umgebenden Theilen fest verwachsen ist. Der Hinterkopf ist

sphärisch und alles diesen Theil bedeckende Haar scheint aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zu entspringen, von wo es nach jeder Richtung hin divergirt; die Stirn ist ungemein flach und zurückgehend und endigt sich in ein gedrücktes Occiput. Alle Verhältnisse des Körpers sind schwerfällig, dick, und durch die ausnehmende Breite der Hüften und das Hervorstehen des Bauches aller Symmetrie beraubt. Die Brust ist fast nackt oder doch nur hier und da mit einigen wenigen zerstreuten Haaren bewachsen, die indeß auf dem Brustbein und Unterleibe häufiger werden, wenn auch nie lang oder dicht genug, um diese Theile gänzlich zu bedecken oder die Haut zu verbergen. Der Rücken, bis zu den Hüften herab, ist selbst noch weniger behaart als der Vorderkörper, die Seiten jedoch überflüssig mit langem Haar bewachsen, das so weit herabhängt, daß es das Haar der Schenkel bedeckt. Die vordern Extremitäten sind ganz unverhältnißmäßig länger als die hintern und erreichen fast den Boden, wenn das Thier aufrecht steht; besonders ist der Vorderarm von ungemeiner Länge. Alle diese Glieder sind dicht behaart, obgleich weniger an den Händen und Fingern als anderswo. Das Haar des Vorderarms ist nach dem Ellbogen zu gerichtet und bildet an der Stelle, wo es mit dem des Oberarms zusammentrifft, eine Art von spitzem Kragen. Die Finger und Zehen, sowie die Handflächen und Sohlen sind viel länger als beim Menschen, und daher kommt der große Abstand, bis zu welchem der hintere Daumen hinter der Linie der übrigen Zehen zurücksteht. Dieses Organ selbst ist kurz, ganz entgegenstellbar und bildet mit dem korrespondirenden Zeigefinger der Hinterhände einen vollständigen Halbkreis — ein genügender Beweis, daß der Orang nicht zum Aufrechtstehen oder Gehen organisirt, dagegen aber bewundernswürdig zum Ersteigen von Bäumen und Durchstreichen der Wälder in jeder Richtung befähigt ist, ohne oft zum Boden herabsteigen zu müssen, wo seine Bewegungen nothwendigerweise ungeschickt ausfallen würden, möchte er nun aufrecht oder auf allen Vieren zu gehen versuchen. Wir haben sechs im natürlichen freien Zustande geschossene Individuen von verschiedenem Alter untersucht, ohne die geringste Spur eines Nagels an den Hinterdaumen entdecken zu können, selbst die das Nagelgelenk jenes Gliedes bedeckende Haut ist weder dicker noch zäher, als an andern Theilen. Ein siebentes Individuum, das wir viele Jahre lang in der Gefangenschaft gekannt haben, besaß keinen Nagel an dem rechten Hinterdaumen, während der linke mit einem eben so vollkommen ausgebildeten,

wie an allen andern Fingern versehen war; zwei Skelette von jungen Individuen, die in Menagerien gestorben waren und jetzt einen Theil der anatomischen Sammlung des Museums des Pays Bas ausmachen, haben Nägel an allen Daumen.

„Um diese Beobachtung zu vervollständigen, würde es nöthig sein, festzustellen, ob gleicherweise Nägel an allen Zehen besitzende Individuen im Naturzustande vorkommen; ist dies wirklich der Fall, so kann nicht länger an der Anomalie, welcher dieses Organ unterworfen ist, gezweifelt werden, und die famose Frage, welche so lange die Zoologen in Bewegung gesetzt hat, reduzirt sich auf sehr enge Grenzen. Mittlerweile und bis sich Gelegenheit ergibt, diese Beobachtung auszudehnen, berechtigen uns diese Thatsachen zu der Annahme, daß der Orang von Borneo im Normalzustande keine Nägel an den Hinterdaumen besitzt. Alle übrigen Finger sind mit schwarzen Nägeln, länger und gebogener als die des Menschen, versehen. Die Vorderfinger sind von derselben relativen Länge, als beim Menschen; der Zeigefinger der Hinterhände ist aber stets länger als die Uebrigen, und die Länge der andern Finger vermindert sich allmählig, so daß der kleine am kürzesten ist. Die Handflächen zeigen die gleiche Vertheilung der Linien und Vertiefungen wie beim Menschen, und da die kleinen Linien an den Fingerspitzen ungemein zart und fein sind, läßt sich vernünftigerweise annehmen, daß der Tastsinn bei dem Orang ungemein zart sein muß.

„Alle nackten Theile des Kopfes und Körpers, mit Ausnahme der Augenhöhlen und Lippen, sind von bläulicher oder silbergrauer Farbe. Das Haar ist gewöhnlich tief kastanienbraun, mehr oder weniger glänzend, der Bart aber rost- oder gelblich roth. Es existirt keine Verschiedenheit der Farbe zwischen dem Männchen und Weibchen, selbst nicht zwischen erwachsenen und jungen Subjekten; weder einjährige Exemplare noch solche, die wir als sechs, sieben oder acht Jahre alt annahmen, unterschieden sich in dieser Beziehung von größeren und älteren Individuen; doch zeigt sich ein geringer Unterschied in dem Ueberfluß oder der Seltenheit des den Kopf und Körper bedeckenden Haares, je nach dem Alter des Subjekts, da das Fell der Jungen stets besser bewachsen ist, als das der Alten.

„Ein zweites Männchen, ebenfalls von reifem Alter, aber kleiner als das eben beschriebene, hat einen viel weniger entwickelten Bart, während sein Kopfhaar länger, reichlicher und über die Stirn herabfallend ist. Die obere Lippe ist

verstümmelt, wie eine Hasenscharte, was wahrscheinlich von einer vernarbten Wunde herrührt. Dieses Individum ist dem Pariser Museum gegeben worden. Ein drittes Männchen von mittlerem Alter mißt über 3 Pariser Fuß 3 Zoll. Sein Haar ist von etwas tieferer Farbe, als das der beiden vorhergehenden Exemplare; sein Bart bereits ganz leidlich entwickelt, aber die schwielenähnlichen Hervorragungen an den Schläfen kaum erst sichtbar, und seine Augenbrauen aus wenigen zerstreuten Haaren bestehend. Ein viertes, viel jüngeres, vermuthlich zwischen sechs und sieben Jahren altes Männchen, gleicht genau den jungen Weibchen desselben Alters. Es hat noch keine Anzeichen von Bart oder von Hervorragungen der Schläfe, und seine Schnauze ist im Vergleich zu der der Alten nur wenig hervorstehend. Ein ganz oder beinahe ausgewachsenes Weibchen von 3′ 7″ Pariser Höhe, gleicht den Männchen in allgemeiner Gestalt und Farbe, hat aber nur einen sehr kleinen Bart am Ende des Kinnes, der weder so vorragend lang, noch zugespitzt ist, als bei dem andern Geschlechte. Die Schnurbärte fehlen ganz, und von dem kallösen Auswuchs an den Schläfen ist nicht das geringste Zeichen sichtbar; die Brüste sind voll, und deren Warzen lang und schlaff; der Unterleib groß und fast nackt; weder an den Brüsten noch Augenbrauen ist Haar zu sehen. Ein anderes Weibchen von 3′ Höhe gleicht den Erwachsenen, ist aber besser mit Haar bedeckt, hat mehr hervorstehende Augenbrauen, aber fast keinen Bart am Kinn. Die Farbe ist in jeder Beziehung die gleiche. Ein junges 17″ hohes und wahrscheinlich nicht mehr als fünf bis sechs Monate altes Männchen ist am ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichts und der Hände, reichlich mit langem Haar bedeckt, das auf der Brust indessen kürzer und dünner ist; die Stirn ist mit zerstreuten Haaren bewachsen, die jedoch zwischen den Bogen der Augenbrauen zahlreicher und auf den Schläfen und Backen länger werden. Die Länge des Haars auf den Armen und Schultern beträgt 5″; der Bart wird durch einige wenige Haare von hellrother Farbe wie bei den Erwachsenen schwach angedeutet; alle übrigen Farben sind genau die gleichen, wie bei Subjekten von reiferem Alter.

„Keiner unserer Orangs besitzt eigentliche Gesäßschwielen, da aber die Haut im Ganzen und besonders auf den Schenkeln sehr dick ist, so folgt daraus, daß die an diesen Theilen des Haars beraubte Epidermis sich fest und hart anfühlt. Diese Art von Verhärtung rührt wahrscheinlich von der Reibung her, welcher diese Gegend beim Sitzen ausgesetzt ist, und welche auf dem Gesäß der Orangs die gleiche Härte

und Dicke erzeugt, welche man an den Händen der Feldarbeiter und den Sohlen baarfußgehender Menschen wahrnimmt. Schwielen im wahren Sinne des Worts — solche nämlich, wie die, womit die Meerkatzen und Paviane versehen sind — sind von ganz verschiedener Natur, da sie durch hervorragende und mit einer ungemein verhärteten Haut bedeckte Auswüchse des Schenkels gebildet werden. Diese Auswüchse allein kommen bei den, mit ihnen versehenen Thieren, sobald dieselben niedersitzen, in Berührung mit dem Boden, während die umgebenden Theile der Hüften mit einer zarten feinen Haut bedeckt sind; da aber die Orangs in dieser Lage auf der ganzen Ausdehnung des Gesäßes ruhen, so folgt daraus, daß diese Tuberkeln weniger entwickelt und wie beim Menschen von den darüberliegenden Muskeln bedeckt sind."

Diese ausführlichen Details lassen uns in Bezug auf den borneischen Orang wenig zu wünschen übrig; wenn dieselben aber mit der oben nach Dr. Clarke Abel gegebenen Beschreibung des ausgewachsenen sumatranischen Thieres verglichen werden, so wird man bedeutende Verschiedenheiten bemerken, die zu dem ziemlich allgemeinen Glauben, daß die Orangs dieser beiden großen Inseln verschiedenen Species angehören, Anlaß gegeben haben. Die Farbe von Dr. Abels Thier wird z. B. als braun angegeben, und der Bart, statt lang und spitz, kurz und gekräuselt; auch die Höhe des sumatranischen Thieres übertraf die größten bis jetzt bekannten Exemplare der borneischen Varietät bedeutend; es muß hier aber bemerkt werden, daß Dr. Müller vor Kurzem ein Exemplar von der letzteren Lokalität erlangt hat, welches sich Dr. Abels Dimensionen mehr nähert, auch sind Farbe und Bart viel zu unbestimmte oder vielleicht zu unbestimmt angegebene Kennzeichen, um besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, besonders, da das von den verstorbenen Sir T. S. Raffles mitgebrachte und gegenwärtig im Museum der zoologischen Gesellschaft aufbewahrte erwachsene sumatranische Weibchen in dieser Beziehung den borneischen zu Leyden vollkommen gleicht. Der vermuthete specifische Unterschied zwischen den beiden Thieren, der bisher allein auf diese Kennzeichen gegründet wurde, ist auf diese allein hin unzulässig; aber die oben von dem erwachsenen borneischen Männchen gegebene Beschreibung liefert ein neues und wichtigeres Kennzeichen, das für diese interessante Frage entscheidender sein möchte. Wir finden, daß Dr. Clarke Abel der kallösen Auswüchse, welche die borneischen Exemplare auszeichneten, bei der Beschreibung seines erwachsenen sumatranischen Männ-

chens nicht erwähnt; ebensowenig ist an der von ihm gegebenen und von uns mitgetheilten Abbildung des Kopfes eine Spur dieser Auswüchse sichtbar, und da es kaum möglich ist, daß ein so scharfsinniger und erfahrener Beobachter dergleichen auffallende und eigenthümliche Entwicklungen übersehen haben würde, wenn dieselben an seinem Exemplar existirt hätten, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß sie dem Orang von Borneo eigenthümlich sind. Es ist jedoch möglich, daß diese Organe bei Dr. Abels Exemplare durch das Abziehen, Trocknen und Ausstopfen der Haut verwischt worden sind; dagegen sind sie in der Beschreibung des lebenden oder frisch getödteten Thieres von Dr. Abels Gewährsmann eben so wenig erwähnt, obgleich sie der Beachtung, selbst des oberflächlichsten Beschauers, kaum entgehen konnten, da sie einem Paar kurzer, dicker, an jeder Seite des Gesichts angebauter Flügel gleichen; jedenfalls verdient diese Abweichung die Aufmerksamkeit aller Derjenigen, die später Gelegenheit haben mögen, den erwachsenen männlichen sumatranischen Orang zu beobachten.

Die specifische Verschiedenheit dieser Thiere ist in neuerer Zeit von Professor Owen noch weiter constatirt worden, der sie durch die Namen Simia Wurmbii und Simia Abelii unterscheidet. Er beschreibt sogar den Schädel einer vermuthlich dritten Art aus Borneo, die er nach ihrer kleineren Gestalt Simia morio zu nennen vorschlägt, und obgleich Dr. Müller, den wir über diesen Punkt besonders befragten, nie etwas von der Existenz einer zweiten Art von Orangs auf jener Insel hatte erfahren können, so kann doch möglicherweise seine Kenntniß davon mangelhaft gewesen sein. Folgendes ist Dr. Owens Beschreibung.

„Die Größe und Form des Craniums bei dem Simia morio erzeugt zuerst den Gedanken, daß dieser ein Stadium des Wachsthums zwischen dem jungen und erwachsenen Simia satyrus oder Pongo bilde. Dieses wird aber durch die Vergleichung der Zähne des Simia morio mit den permanenten Zähnen des Pongo und den abfallenden des jungen Simia satyrus, so wie mit den in den Kinnladen des letzteren verborgenen Keimen der permanenten Zähne widerlegt; denn während die Zähne des Simia morio viel größer sind als die ausfallenden des jungen Simia satyrus, sind sie von verschiedener relativer Größe unter einander, im Vergleich zu der, welche bei den permanenten Zähnen des Erwachsenen bemerkt wird; die Molares und Bicuspides des Simia morio sind kleiner, die Canini viel kleiner, während die oberen Incisores beinahe, und die unteren vollständig dieselben Dimensionen besitzen, wie die des erwachsenen Pongo.

„Man erkennt, ob die Zähne eines Quadrumanenschädels der permanenten Reihe angehören, an der Abwesenheit der Löcher, die bei einem unreifen Schädel hinter den abfallenden Zähnen sitzen und zu den Vertiefungen leiten, worin sich die Kronen der permanenten Zähne befinden. Dieses Kennzeichen ist sehr hervorstechend bei der Vergleichung des Schädels des S. morio mit dem eines jungen S. satyrus, wo die abfallende Reihe zugleich mit den ersten permanenten Backzähnen vorhanden ist. Die abfallenden Zähne bei dem jungen Orang sind außer ihrer geringeren Größe durch die Vis a tergo ihrer großen Nachfolger mehr oder weniger aus ihren Höhlen hervorgetrieben oder von einander getrennt, während die Zähne des S. morio fest in den Kinnladen stehen und, mit Ausnahme des charakteristischen Zwischenraums zwischen den Hunds- und Schneidezähnen, dicht neben einander gestellt sind.

„Ich habe mit großem Interesse verschiedene Schädel unreifer Orangs untersucht, um mich zu vergewissern, ob irgend einer von diesen den Jungen der fraglichen Art angehöre; diese zeigten aber alle zu große Kronen der permanenten Backzähne, woraus sich ergibt, daß sie im erwachsenen Zustande dem großen Pongo Wurmbs oder Abels entsprechen. * Auch zeigen diese unreifen Schädel die Bestimmung, welche sie erreichen sollen, durch die Größe der Augenhöhlen an, welche die des S. morio übertreffen, da das Auge, wie das Gehirn, bei den jungen Pongos bereits seine volle Größe erreicht hat.

„Daß der hier beschriebene Schädel des S. morio einem ausgewachsenen Thiere angehörte, wird durch den geringen Raum zwischen den Schläferhöhungen auf dem Scheitel bewiesen, welcher der ausgedehnten Ansatzfläche der Krotophyt-Muskeln entspricht, sowie durch das Verschwinden der

* Die permanenten Zähne korrespondiren in Größe und Gestalt bei dem borneischen und sumatranischen Pongo so genau mit einander, daß ich unfähig bin, die **Crania** der unreifen Orangs, die ich bis jetzt untersucht habe, durch Vergleichung der Kronen der versteckten permanenten Zähne ausschließlich einer der beiden Species zuzutheilen; wenn ich deßhalb von unreifen Exemplaren des großen Pongo spreche, bediene ich mich des Ausdrucks **S. satyrus**; — bei der Vergleichung des **S. morio** mit dem erwachsenen Pongo beziehe ich mich stets auf die borneische Art mit Backenauswüchsen, oder den **S. Wurmbii** Fischers. Wenn die specifische Verschiedenheit des **S. Wurmbii** und **S. Abelii** zugegeben werden, so muß der Ausdruck **S. satyrus** zu einem Synonym werden, da er ohne Unterschied den Jungen dieser beiden Orangs beigelegt worden ist. In jedem Falle wird der generische Ausdruck **Simia** in dem beschränkten Sinne angewendet, in welchem ihn Erxleben in seinem **Systema regni animalis**. 8. 1777, gebraucht, und mit dem die Benennung **Pithecus**, deren sich Geoffroy für das Genus der Orangs bedient, synonym ist.

Intermaxillar-Nähte: daß er einem bejahrten Individuum angehörte, wird höchst wahrscheinlich durch den Grad, bis zu welchem die Zähne abgenutzt sind, sowie die Verwischung der pfeilförmigen und Lambda-Nähte, troß der Abwesenheit der Interparietal- und Lambda-förmigen Höcker, bewiesen.

„Der Cerebral-Theil des Schädels von S. morio kommt an Größe dem des Pongo bei und zeigt ein bei dieser Species mindestens eben so vollständig entwickeltes Gehirn an, während der Maxillar-Theil verhältnißmäßig kleiner ist, so daß, da sich das Cranium über die Augenhöhlen erhebt und, wie das des Pongo, auf der Scheitelhöhe convexer ist als beim Schimpanse, auch den hervorstehenden Rücken über den Augbraunen entbehrt, welcher den afrikanischen Orang charakterisirt, der S. morio dadurch einen bedeutend menschenähnlicheren Charakter zeigt.

„Die Anfänge der Erhöhungen, welche den Schädel des erwachsenen Pongo so bemerkenswerth charakterisiren, sind jedoch hier auch vorhanden. Diejenigen, welche am äußern Winkel des Stirnbeins beginnen, gehen aufwärts nach hinten, convergiren ein wenig, kommen aber nicht zusammen, werden allmählig schmäler, und fallen, nachdem sie die Scheidelnaht passirt haben, auf gleiche Fläche mit dem Schädel herab, von da an bilden sie nur noch eine rauhe Linie, die mit der Pfeilnaht parallel laufend und sich allmählig nach außen biegend, wieder höher wird, um sich in den Lambda-förmigen Erhebungen fortzusetzen — und umgeben auf diese Art die Ansätze der Schläfemuskeln. Die Lambda- und zitzenförmigen Erhöhungen sind breiter und ausgebildeter als beim Schimpanse, stehen aber in beiden Beziehungen denen des Pongo nach. Die Inialgegend des Occiput ist convex und fast glatt, ohne die Mesialerhöhung und die starken Muskeleindrücke des Pongo zu besitzen, wo ein übermäßiges Gewicht auf der Vorderseite die Einbringung kräftiger Muskeln nach hinten zur Wiederherstellung des Gleichgewichts erfordert.

„Die Schläfbeine stoßen beim S. morio ebenso wie beim Troglodytes niger, mit den Stirnbeinen zusammen; diese Bildung zeigt sich jedoch auch gelegentlich bei S. satyrus auf einer oder beiden Seiten des Schädels.

„Das Additamentum suturae lambdoidalis ist bei dem S. morio auf beiden Seiten vorhanden, und der Anfang der Lamdanaht kann schwach verfolgt werden, das Uebrige ist jedoch verwischt.

„Wenn wir unsere Aufmerksamkeit der Schädelbasis beim S. morio zuwenden, bemerken wir, daß das Occipitalfora-

men weniger nach hinten steht, als beim Pongo, jedoch mehr als beim Schimpanse. Die Fläche des Foramens ist ebenfalls weniger schief als beim Pongo; die Knochenköpfe des Hinterhauptes stehen ebenso weit nach vornen auseinander, als beim Schimpanse; die vorderen Beinknopfforamina sind wie bei dem Pongo auf jeder Seite doppelt; die Karotid- und Jugularforamina auf der gleichen Linie offen; während sie verhältnißmäßig bei dem Schimpanse weiter auseinander stehen. Der harte Theil des Schläfbeines ist wie beim Pongo verhältnißmäßig keiner, als beim Schimpanse, und die Gelenkhöhle oder Fläche für den Unterkiefer nimmt einen größeren Theil der Schädelbasis ein.

„Die übrigen Eigenthümlichkeiten der Schädelbasis stimmen mit denen des Pongo überein, und die geringere Weite des äußeren Gehörganges hat wahrscheinlich bei beiden Species ein kleineres Ohr zur Folge, als bei dem Schimpanse.

„Die relative Lage des Foramen incisivum auf dem Gaumenknochen entspricht der Entwicklung der Schneidezähne, und die Intermaxillarknochen sind daher beim S. morio größer als beim Schimpanse; die Stelle der Nähte, welche diese Knochen mit den Kiefern verbinden, wird durch gefäßartige Falzen angedeutet, ist aber sonst verwischt, während an dem Kranium eines jungen Pongo von fast derselben Größe wie das des S. morio die Intermaxillarnähte geblieben sind, und der Nichtentwicklung der permanenten Hundszähne entsprechen. Es muß interessant sein, zu bestimmen, zu welcher Zeit diese Nähte bei dem mehr menschenähnlichen S. morio verschwinden.

„Das Nasenbein ist ein einfacher, schmaler, langer, dreieckiger Knochen, der in seinem obern Ende oder Apex breiter wird, am Rande der Basis ganz ist, und kein Zeichen der ursprünglichen Spaltung in zwei Theile an sich trägt, wie bei dem Schädel des Schimpanse.

„Durch die Schmalheit des Raums zwischen den Augenhöhlen, und in der allgemeinen Form derselben und ihren Grenzen, gleicht der S. morio dem S. satyrus; die Augenhöhle ist jedoch, wie schon bemerkt, kleiner. Der Fläche derselben und der geraden Linie des Oberkiefers nach, gleicht der S. morio der borneischen Species des Pongo, oder dem S. Wurmbii eher, als dem S. Abelii oder sumatranischen Pongo.

„Der Orbitalfortsatz des Backenknochens (os malae) ist bei dem S. morio, wie bei dem Pongo, mit mehren großen Löchern durchbrochen. Auf jeder Seite befindet sich

ein großes und zwei kleinere Infraorbitalforamina; die Knochen des Oberkiefers sind verhältnißmäßig kleiner, als die andern Gesichtsknochen, und besonders die intermaxillaren, als beim Pongo, — was mit der geringeren Entwicklung der Hundszähne übereinstimmt. Die Nasenöffnung hat dieselbe Form wie die des ausgewachsenen S. Wurmbii, und ist länger als bei dem jungen Orang.

„Die Haupt- und charakteristische Verschiedenheit zwischen S. morio und dem Pongo von Sumatra oder Borneo, besteht demnach in der Größe der Hundszähne, deren geringerer Entwicklung bei dem S. morio fast alle übrigen Unterscheidungszeichen des Craniums entweder entspringen, oder derselben untergeordnet sind. Es mag hier bemerkt werden, daß die Hundszähne in geringer Verbindung mit der gewöhnlichen Ernährungsweise der Orangs stehen; wäre dies der Fall, so würden sie von einer in dieselben passenden Höhlung, wie bei den wahren Carnivoren begleitet sein, um damit eine lebende Beute festzuhalten, bis das Leben erloschen oder aller Widerstand besiegt ist. Die abgestumpften Flächen, auf denen die Zähne des Unterkiefers rotiren, sind jedoch den flachen höckerigen Backenzähnen dienstbar, und zeigen, daß das Kauen vegetabilischer Substanzen die gewöhnliche Beschäftigung der Kinnladen ist, und die Anwesenheit der Hundszähne mehr zufällig, oder in den meisten Fällen der Vertheidigung wegen sein mag. Bei den Orangs erkennen wir den Nutzen starker Hundszähne, da deren Größe dieselben auffallend macht und leicht von fleischfressenden Feinden entdecken läßt; solche Waffen, im Verein mit der allgemeinen Muskelkraft der Pongos, befähigen dieselben zur erfolgreichen Vertheidigung gegen den Leopard, und mag sie selbst zu gefährlichen Gegnern des Tigers machen; der kleineren Art indessen, die wir so eben beschrieben haben, würde es leichter sein, sich zu verbergen, und die Hundszähne sind deßhalb hier von geringerer Größe, und die des Unterkiefers so gestellt, daß sie von den Seitenschneidezähnen des Oberkiefers abgenutzt werden. Bei dem beschriebenen Exemplare waren sie auf gleiche Linie mit den übrigen Zähnen herabgebracht, und auch die Spitzen der oberen Hundszähne waren stark abgenutzt. Die Größe, Gestalt und Verhältnisse der unmittelbaren, mit der Nahrung der Orangs in Verbindung stehenden Zähne, nämlich der Backen- und Schneidezähne, zeigen unwiderleglich, daß der S. morio von derselben Art der Nahrung, wie die größeren Orangs, lebt. Die merkwürdige Dicke oder der Diameter von vorn nach hinten der Schneidezähne, die bis zu einer platten

Oberfläche wie die Molaren abgenutzt sind, zeigt daß sie harte Arbeit verrichten müssen, und es ist wahrscheinlich, daß sie gewöhnlich dazu bestimmt sind, die zähe, fibröse äußere Schale der Kokosnuß zu zerreißen und abzukratzen, und vielleicht die dickere Schale durchzunagen."

Obgleich diese Bemerkungen des Professor Owen die Frage noch nicht sicher entscheiden, machen dieselben doch die Existenz verschiedener Arten von Orangs höchst wahrscheinlich. Es ist nur noch nöthig, weiter zu bemerken daß der Name Pongo in Beziehung auf die Orangs ein zuerst von Buffon gebrauchter und durch die Sorglosigkeit späterer Schriftsteller fortgepflanzter falscher Ausdruck ist und eigentlich dem Schimpanse zukommt, wie aus dem im vorhergehenden Kapitel enthaltenen Auszuge aus Battels Erzählung, ersehen werden kann.

Fünftes Kapitel.

Die Gibbons (Hylobates).

Wenige Gruppen der Quadrumanen sind so bestimmt umgrenzt, und durch so verschiedenartige und geeignete Kennzeichen unterschieden, als das Genus Hylobates, oder, wie die dasselbe zusammensetzenden Thiere gewöhnlich genannt werden, die Gibbons. Von den übrigen wahren Affen, dem Troglodytes und Satyrus, oder Orang, unterscheiden sie sich leicht durch die Entwicklung nackter Kallositäten, wie theilweise oder rudimentär diese auch sein mögen — ein Kennzeichen, welches ihnen auf der Stufenleiter der Schöpfung eine merklich tiefere Stellung anweist und sie den niedrigerstehenden Familien der Simien mehr annähert, von denen sie sich dagegen durch Eigenthümlichkeiten von noch größerem Einflusse unterscheiden — nämlich die Abwesenheit von Schwänzen und Backentaschen, das Mißverhältniß zwischen der Länge der vordern und hintern Extremitäten, und diejenigen Eigenheiten der Gewohnheiten und Bewegungsweise, welche nothwendig aus solchen Modifikationen des organischen Baues entspringen müssen. Hierdurch nehmen sie eine Stelle zwischen den Orangs und den gemeinen Affen, den Semnopitheci, Colobi und Cercopitheci der neuern Zoologen ein, mit deren ersteren sie durch die Bildung ihrer Ortsbewegungs- und Kauorgane und mit den letzteren durch

das Vorhandensein von Gefäßschwielen verwandt sind; sie stehen jedoch den wahren Affen näher als den niederen Simien, und bilden mit dem Troglodytes und Satyrus eine scharf begrenzte Gruppe oder Unterfamilie von Quadrumanen.

Die hauptsächlichste und einflußreichste Eigenthümlichkeit der Gibbons besteht unstreitig in der Bildung ihrer Extremitäten der Lokomotions- und Greiforgane; in der überwiegenden Entwicklung der Vorderglieder, der Länge und Trennung der Zehen und Finger und der schiefen Gelenkstellung der Hinterhände, obgleich sie in dieser Beziehung keineswegs so anomal sind als die Orangs. Hieraus entspringen ihr Wohnen und sich Bewegen auf Bäumen und die Eigenthümlichkeiten des Ganges und der Stellung, welche die Gibbons beim Gehen auf einer ebenen Fläche auszeichnen. In aufrechter Stellung berühren ihre Finger beinahe den Boden und wenn sie gehen, so ist ihre Bewegung weder die eines zweifüßigen noch eines vierfüßigen Thieres, sondern liegt zwischen beiden mitten inne, besitzt in hohem Grade die Eigenschaften beider und ist dessenungeachtet von beiden vollkommen verschieden. Das Gewicht des Körpers ruht auf den Hinterfüßen allein, da aber die Schmalheit der Sohlen und die schiefe Gelenkstellung der Hinterglieder ihr Gleichgewicht gefährden würde, sofern dessen Sicherheit nur von diesen Organen abhängen würde, so dienen die langen Arme dazu, die aus diesen anscheinenden Mängeln entspringende Neigung zum Schwanken aufzuheben: sie werden daher durch leichte und schnelle Berührung des Bodens auf jeder Seite mit den Fingern befähigt, beim Fortschreiten ihr Gleichgewicht wieder herzustellen und einen ziemlichen Grad von Stetigkeit in ihren Bewegungen zu bewahren. Geoffroy St. Hilaire hat das Schreiten der Gibbons mit dem eines lahmen, an Krücken gehenden Menschen verglichen; die Fälle sind aber in der Wirklichkeit nicht so analog, als sie auf den ersten Blick erscheinen; die Gibbons besitzen den freien, ungezwungenen Gebrauch ihrer Extremitäten, die zwar kurz und gekrümmt, aber zu gleicher Zeit muskulös und kräftig sind; eben so wenig stemmen sie jemals das ganze Gewicht ihres Körpers, wie ein Lahmer auf seine Krücken, auf die langen Pektoralglieder, um die hinteren zugleich vorwärts zu schwingen. Ihr Gang gleicht im Gegentheil eher dem eines gebrechlichen Menschen, der mit Hülfe von Stöcken geht; es ist eine Art von vierfüßiger Bewegung, wobei die Stellung aufrecht ist und das Gewicht des Körpers auf den hintern Extremitäten allein ruht, während die vorderen nur dazu dienen, die Bewegung zu stetigen und das Gleichgewicht zu sichern.

Dies ist der gewöhnliche Gang nicht nur der Gibbons allein, sondern auch der Orangs und Schimpansen. Wir haben verschiedene Individuen von jedem dieser Geschlechter gesehen, aber nie gefunden, selbst wenn sie von Krankheit bis zum letzten Grade von Schwäche gebracht worden waren, daß sie sich der ihnen durch Geoffroy zugeschriebenen Bewegungsweise bedient hätten, oder auf irgend eine andere, als die hier beschriebeue Art gegangen wären. Und daß die vorderen Extremitäten als wesentliche oder unumgängliche Mittel zur Bewegung auf einer ebenen Fläche weder dienen noch die Funktionen ausüben, welche der französische Professor vermuthet, wird genügend durch die Thatsache bewiesen, daß sich diese Thiere gelegentlich der Anwendung derselben ganz begeben und dies unabänderlich thun, wenn die Hände anderwärts in Anspruch genommen sind, wie z. B. beim Tragen einer Last, ohne daß dies irgend ein ernsthaftes Derangement oder eine sichtbare Unbequemlichkeit zur Folge hätte.

Die Wahrheit ist aber, daß das Fortschreiten auf einer ebenen Fläche ebenso wenig die natürliche Bewegung der Orangs und Gibbons als der Fledermäuse und Wale ist. Zwar hat sich Geoffroy bedeutende Mühe gegeben, Analogien der Bildung zwischen den Bewegungsorganen der Affen und denen der Cheiroptera festzusetzen und nachzuweisen; diese Analogien sind aber, mild gesagt, nur theilweise da, wenn nicht weit hergeholt; sie bestehen bloß in der ungewöhnlichen Entwicklung der Extremitäten, die diesen beiden Klassen der Säugethiere gemeinschaftlich angehört, da aber dieser gemeinschaftliche Charakter, weit entfernt davon, eine entsprechende Aehnlichkeit der Funktionen zu erzeugen, so modifizirt ist, daß er Wirkungen von direkt entgegengesetzter Art erzeugt, so müssen die fraglichen Analogien eher als Gegenstände spekulativer Klügelei, denn als Subjekte echt philosophischer Untersuchungen betrachtet werden. Die unbegrenzten Regionen der freien Atmosphäre sind das eigenthümliche Element der Cheiroptera; die Gibbons dagegen finden ihre geeignete Wohnung in den dichten Gehölzen und schattigen Wäldern der Tropenländer; dort verschwinden die scheinbaren Mißbildungen ihres Baues und selbst die Unvollkommenheiten der Organisation, welche sie zur schnellen Bewegung und dem Wohnen auf der Erdoberfläche unfähig machen, werden mächtige Werkzeuge zur Erweiterung ihres Wirkungskreises und zur Befähigung in der vollkommensten und schönsten Weise für die Eigenthümlichkeiten ihrer Lage. Indem die vergleichsweise Kürze ihrer Hinterbeine den Schwerpunkt, während sie auf den Zweigen gehen, mehr dem Boden nähert, sichert die-

selbe die Beständigkeit ihres Gleichgewichts und läßt die Hände für andere Beschäftigungen in Freiheit, während die scheinbare übermäßige Länge der Arme ihren Wirkungskreis materiell vergrößert und zu gleicher Zeit nach dem Prinzip der Balancirstange der Seiltänzer als ein wichtiges Element in die Funktionen der Ortsbewegung eintritt. Selbst die Gekrümmtheit der Beine und Knöchel ist hier von Vortheil, da mittelst derselben das Thier sich mit größerer Festigkeit an den Aesten anhalten, und seinen Halt mit weniger Anstrengung und längere Zeit bewahren kann, als ihm möglich sein würde, wenn die Glieder gerade, oder die Gelenke wie beim Menschen gestellt wären. In ihren heimischen Wäldern stehen ferner die Bäume so dicht bei einander, daß die Zweige häufig verschlungen sind und die Gibbons hierdurch in den Stand gesetzt werden, viele Meilen weit zu reisen, ohne je auf den Erdboden herabzusteigen; selbst aber, wo die Bäume weiter aus einander stehen, ziehen diese Thiere vor, von einem zum andern zu springen, statt sich auf die ebene Erde zu begeben, wo in der That ihre Bewegungen durch das dicke Gebüsch und Röhrigt mehr gehindert als erleichtert werden würden, und Reisende versichern uns, daß sie bei dergleichen Gelegenheiten mit vergleichsweiser Leichtigkeit die erstaunliche Entfernung von 40—50 Fuß überspringen.

Die Abwesenheit des Schwanzes und der Backentaschen sind andere Kennzeichen, wodurch sich die Gibbons von den gemeinen Simien unterscheiden; da aber diese beiden Kennzeichen bereits bei unserer Betrachtung der Affen im Allgemeinen beschrieben worden sind, ist es unnöthig, jetzt länger bei ihnen zu verweilen. Eben so wenig ist es nöthig, die Natur der Gesäßschwielen weiter zu besprechen, als um einen Unterschied der Gewohnheiten zwischen den Gibbons und den übrigen wahren Affen, mit welchen sie verwandt zu sein scheinen, zu bemerken. Es ist der Zweck dieser Organe, den Simien einen sicheren Sitz zu gewähren, auf dem sie ohne Verletzung und Anstrengung ausruhen können, wenn sie von ihren gewöhnlichen Evolutionen und verwickelten Bewegungen erschöpft sind. Demzufolge schlafen und ruhen alle diejenigen Arten, welche dergleichen Verhärtungen besitzen, wozu auch die Gibbons gehören, in sitzender Stellung mit über die Knie gefalteten Armen, und auf der Brust oder Schulter ruhendem Kopfe. Der Schimpanse und die Orangs unterscheiden sich von allen Simien allein in dieser Beziehung; sie haben keine Verhärtungen und legen sich, wenn sie zum Schlaf oder zur Ruhe geneigt sind, der Länge nach nieder wie ein Mensch, wobei sie den Kopf auf die Hand lehnen oder auf andere

Weise das Bedürfniß eines Kissens zu befriedigen streben. Dadurch werden sie im Naturzustande gezwungen, mittelst Verflechtung kleiner Aeste und Baumzweige Hütten oder Ruheplätze zu construiren, in denen sie sich bequem ausstrecken und in Sicherheit ruhen können, oder sich derjenigen Hütten zu bedienen, die von den Eingeborenen verlassen worden sind.

So berichtet uns Dr. Abel, daß der junge Orang, von dessen Gewohnheiten er uns eine so werthvolle und unterhaltende Beschreibung gegeben hat, sobald er sich auf Java auf sich selbst angewiesen fand, durch Verflechtung der zarten Zweige eines großen Tamarindenbaums, worin er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, sich eine rohe Art von Hütte oder Nest bildete, zu welchem er sich stets bei Anbruch der Nacht, oder wenn ein reichliches Mahl, oder die auf heftige Bewegung folgende Ermüdung ihn zur Ruhe aufforderte, zurückzog. Andere Beobachter versichern uns, daß dies die allgemeine Gewohnheit der Art ist, und die afrikanischen Reisenden stimmen alle darin überein, daß der Schimpanse sich entweder eine Art von roher Hütte selbst baut, oder von denjenigen, welche die Neger im Walde verlassen haben, Besitz nimmt. Diese Construktionsfähigkeit, wenn es uns erlaubt ist, einen Ausdruck von den Phrenologen zu leihen, scheint uns hauptsächlich von der Nothwendigkeit herzurühren, worin sich diese Thiere befinden, einen sicheren und bequemen Schlafplatz aufzusuchen; wir sind ferner der Meinung, daß dieselbe in zweiter Linie ihrem Mangel an Gesäßschwielen entspringt; welcher Ursache aber sie auch zuzuschreiben sein mag, so ist sie unstreitig eine ihrer interessantesten und eigenthümlichsten Gewohnheiten, die sie weder mit den Gibbons, noch irgend einer anderen Gruppe von Quadrumanen in Gemeinschaft haben.

Aber die hier aufgezählteu Kennzeichen — das ungeheure Mißverhältniß der Extremitäten, der Besitz von Schwielen und der Mangel von Schwänzen und Backentaschen — sind, wenn auch die wichtigsten, doch keineswegs die einzigen oder eigenthümlichsten von denjenigen, welche die Gibbons auszeichnen; im Gegentheil besitzen diese Thiere noch andere Merkzeichen, von denen einige ihnen ganz besonders angehören, mindestens unter den Quadrumanen. Ein solches ist z. B. die Verbindung des Zeige- und Mittelfingers, die bei vielen Arten von Hylobates gefunden wird und sich nicht auf den Siamang wie von Sir Stamford Raffles vermuthet ward, beschränkt, ebensowenig aber einen bloßen Geschlechtsunterschied anzeigt, wie uns Duvaucel glauben machen will. Von den neun hier beschriebenen Species besitzen fünf diese Bildungseigen-

thümlichkeit unzweifelhaft und vielleicht auch noch eine sechste; soviel ist indessen gewiß, daß nur drei bekannt sind, die dieselbe nicht besitzen — so daß sie viel passender in dem Lichte eines generischen als in dem eines specifischen oder sexuellen Kennzeichens betrachtet werden kann. Die Unwahrscheinlichkeit der letzteren Meinung ist schon aus analogischen Gründen und ohne den Widerspruch, worin sie mit der wirklichen Beobachtung steht, einleuchtend genug. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Männchen und Weibchen einer Art sich, wie Duvaucel annimmt, in einem so wichtigen Theile ihres Baues, wie der, welcher die Bildung der Tast- und Greiforgane betrifft, unterscheiden sollten; von einer solchen sexuellen Verschiedenheit wird in der ganzen Reihe der Wirbelthiere kein Beispiel gefunden. Es ist wohl bekannt, daß dieses Kennzeichen bei den australischen Beutelthieren, die eine ähnliche Vereinigung des Zeigefingers und der mittleren Hinterfinger zeigen, stets generisch, niemals sexuell ist, und schließlich haben wir selbst so sorgfältig, wie eine aufmerksame Untersuchung der präparirten Exemplare von sieben in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft befindlichen Gibbonarten erlaubt, uns vergewissert, daß es bei beiden Geschlechtern gleicherweise gefunden wird und stets bei den Männchen sowohl wie bei den Weibchen derjenigen Art vorkommt, welche es überhaupt besitzen. Wenn auch in anderer Beziehung die fragliche Eigenthümlichkeit bei Thieren, die so hoch auf der Stufenleiter der Natur stehen, wie die Hylobates, seltsam genug erscheint, so ist sie doch bei anderen Klassen keineswegs selten; der größere Theil der australischen Beutelthiere besitzt dieselbe, wie schon bemerkt, in gleichem oder selbst höherem Grade als die Gibbons, da ihre Zehen der ganzen Länge nach verbunden sind, während bei den letzteren diese Vereinigung nur am ersten oder höchstens einem Theil des zweiten Gelenkes stattfindet, und es ist wohl bekannt, daß die ganze Ordnung der Incessores in der Ornithologie sich hauptsächlich an dieser Eigenthümlichkeit der Bildung erkennen läßt.

Die Kopfform nähert sich bei dem Gibbon mehr der des Schimpanse als des erwachsenen Orangs, nur, daß die Stirne noch flacher und die Augenbrauen weniger hervorstehend sind als bei diesen Thieren. Der Schädel ist glatt und rund, das Occiput besonders weit, auch finden sich hier keine Zeichen der enormen Erhöhungen, welche bei dem Schädel der Orangs ein so merkwürdiges Erkennungszeichen bilden und dem Kopfe dieses Thieres seine eigenthümlich gedrückte und prismatische Form geben. Außer in der starken Entwicklung der Hunds-

zähne, besonders bei den erwachsenen Männchen, findet sich kein wesentlicher Unterschied vom Zahnsysteme des Menschen und anderer Simien. Die Gibbons besitzen aber noch eine Eigenthümlichkeit, welche sie dem Menschentypus näher bringt als irgend einen anderen Vierhänder, ohne selbst den Schimpanse auszunehmen, der doch in anderer Beziehung bekanntlich das Verbindungsglied zwischen dem Menschen und den niederen Thieren bildet. Wir beziehen uns nämlich auf die Form der Nase und die Stellung der Nasenlöcher bei diesen Thieren. Bei dem Schimpanse und den Orangs kann kaum gesagt werden, daß überhaupt eine Nase existire. Die großen offenen Nasenlöcher stehen deutlich in der Mitte des Gesichts, und wir sehen diese Thiere fast mit dem gleichen Gefühle des Abscheues und des Ekels an, womit wir ein menschliches Wesen betrachten, das durch Krankheit oder Zufall dieses wichtigen und hervorragenden Organs beraubt ist. Dagegen ist die Nase der Gibbons, wenn auch klein und flach, doch genügend entwickelt und leidlich gut gebildet; die Nasenlöcher sind klein und am äußersten Ende der Nase geöffnet, fast wie beim Menschen, nur ein wenig mehr seitwärts, und das ganze Organ zeigt einen Grad von Symmetrie, der Allem, was man von dieser Art bei vielen Neger- und Hottentottenstämmen sieht, weit überlegen ist. Dieser charakteristische Zug ertheilt der Physiognomie der Gibbons einen gefälligen Ausdruck und benimmt derselben jenen Schein häßlicher Deformität, die uns bei dem Orang und Schimpanse anekelt, während sie uns erniedrigt, wenn wir darin eine karrikirte Aehnlichkeit sehen und mit den Folgen menschlicher Krankheit oder Verderbtheit vergleichen. Die Augen der Gibbons sind ferner mehr von einander getrennt und stehen nicht so tief als bei dem Schimpanse oder den Orangs; der Mund ist kleiner und netter geformt, die Schnauze weniger hervorstehend und das Kinn kräftiger entwickelt, kurz, der ganze Contur und Ausdruck des Kopfes und Gesichts nähert sich mehr der menschlichen Bildung als derjenigen anderer Affen, welche allgemein als an Verstandes- und Körpereigenschaften über ihnen stehend betrachtet werden.

Es ist unnöthig, bei den unwichtigeren Kennzeichen der Gibbons zu verweilen. Bei allen denjenigen, welche sorgfältig secirt worden sind, nämlich H. Lar, H. Scyritus, H. Unicolor, H. Choromandus und H. Leuciscus, fand sich das wurmförmige Anhängsel am Coecum, wie beim Menschen. Mit einziger Ausnahme des Siamang (H. Syndactilus), scheinen sie der Kehlsäcke, welche den Schimpanse, die Orangs und selbst einige der niedrigeren Simien auszeichnen, zu

entbehren, mindestens sind diese Organe bei keiner anderen Art des vorliegenden Genus bemerkt worden, und Sir Stamford Raffles läugnet ausdrücklich, daß irgend ein anderer Gibbon, mit dem er bekannt war, dieselben besessen hätte. Die Zahl der Rippen wechselt von zwölf bis vierzehn Paaren; der H. Lar hat zwölf Paare, H. Syndactylus, H. Agilis und H. Leuciscus dreizehn, und H. Rafflesii und H. Unicolor vierzehn; die Zahl derselben bei den übrigen vier Arten, aus denen gegenwärtig das Genus besteht, wird nicht berichtet. Der Pelz ist im Allgemeinen von feiner wolliger Beschaffenheit, weich, dicht und aufrecht stehend; bei H. Syndactylus und H. Scyritus jedoch ist derselbe von härterer, seidenähnlicher Art, wie der des Gesichtes, der Hände und Füße bei den übrigen Arten; bei diesen zwei Thieren sowohl, als bei H. Rafflesii und H. Choromandus, ist das Haar des Vorderarms wie bei den Orangs und dem Schimpanse nach dem Ellenbogen zugestrichen, wenn auch bei den letzterwähnten Gibbons dieses Kennzeichen in Folge der wolligen und biegsameren Art des Pelzes weniger entschieden hervortritt. Gesicht und Ohren sind gewöhnlich nackt, oder dünn mit sehr kurzem angedrücktem Haar bedeckt, die Handflächen und Fußsohlen stets nackt. Die Färbung wechselt vom hellen Aschgrau des H. Leuciscus durch fast jede Schattirung von Braun, bis wir zuletzt bei dem tiefen glänzenden Schwarz des H. Syndactylus ankommen; der Contur des Gesichts, so wie die Hand und Fußrücken, sind bei mehren Arten mehr oder weniger weiß oder hellgrau gezeichnet, und wir wünschen um so mehr die Aufmerksamkeit auf dieses Kennzeichen hinzulenken, als wir gefunden haben, daß die Natur und Ausdehnung dieser Zeichnungen bei Thieren, unter Individuen derselben Species ziemlich gleichmäßig sind, und wir glauben, daß Unkenntniß dieser Thatsache der Hauptgrund für die Zweifel und Streitigkeiten gewesen ist, welche bisher unter den Zoologen in Bezug auf die specifischen Unterschiede dieser Thiere vorgewaltet haben.

Die Geschichte unserer Kenntniß der Gibbons und anderer wahrer Affen steigt bis zu einer entfernteren Periode des Alterthums hinauf, als wir bisher vermuthet haben, da wir finden, daß der Name Gibbon uralten Ursprungs ist, obgleich dessen Anwendung auf die Thiere, welche denselben jetzt tragen, erst in neuerer Zeit stattgefunden hat. Von Aristoteles lernen wir, daß der κῆβος, κῆπος, κεῖπος, oder cephus der alten Griechen und Römer (was augenscheinlich von dem hebräischen koph abgeleitet ist) einen langen Schwanz besaß; obgleich aber der Name ursprünglich

fälschlich auf die Gibbons angewendet worden sein mag, so hat doch die Gewohnheit seinen Gebrauch so geheiligt, daß es, wäre es selbst wünschenswerth, schwierig sein würde, denselben zu ändern. Die früheste unbestrittene Nachricht über die wahren Affen, welche wir unter den klassischen Schriftstellern zu entdecken im Stande waren, findet sich in der Erzählung einer Reise entlang der Westküste von Afrika, die ungefähr 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung von dem karthagischen Admiral Hanno unternommen wurde. Dieser merkwürdige Auszug ist bereits in der Abtheilung des Schimpanse gegeben worden, auf welchen sich derselbe bezog, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß die alten Fabeln von Pygmäen, Satyren, Kynokephalen und Kynoprosopen u. s. w., und anderen angeblichen Stämmen menschenähnlicher Ungeheuer in unbestimmten Berichten über verschiedene Species von Simien ihren Ursprung haben. Folgende Stelle des Plinius, worin drei dieser angeblichen Arten von menschlichen Ungeheuern beschrieben sind, ist augenscheinlich aus unvollkommenen Beschreibungen eigentlicher Affen geschöpft, und bezieht sich nicht unwahrscheinlich auf die zwei continentalen Arten der Gibbons, welche wir später beschreiben werden. „Sunt et Satyri subsolanis Indorum montibus (Catharcludorum dicitur regio), pernicissimum animal: cum quadrupedes tum recte currentes, humana effigie, propter velocitatem, nisi senes aut ægri, non capiuntur. Choromandarum gentem vocat Tauron, silvestrem, sine voce stridoris horrendi, hirtis corporibus, oculisque glaucis, dentibus caninis. Eudoxus in meridianis Indiæ viris plantas esse cubitales, feminis adeo parvas ut struthopodes appellentur. Megasthenes gentem inter nomadas Indos narium loco foramina tantum habentem, anguium modo loripedem, vocari scyritas. (Plin. Hist. Nat., lib. VII. c. 2)“ — „In den tropischen Gebirgen von Indien, nämlich im Lande der Catharcluden, werden Satyre gefunden, die Thiere von erstaunlicher Schnelle und Beweglichkeit sind. Das Gesicht dieser Geschöpfe gleicht dem menschlichen; zuweilen gehen sie auf allen Vieren, zuweilen nur auf zwei Füßen, und können ihrer großen Schnelligkeit wegen nur gefangen werden, wenn sie krank oder alt sind. Tauron erwähnt einen Stamm von Wilden, welche er Choromanden nennt; diese haben haarige Körper, gelbe Augen, Zähne wie Hunde, und lassen statt artikulirter Laute nur ein entsetzliches Gekreisch hören. Eudoxus sagt, daß im südlichen Indien die Füße des Menschen einen vollen Cubitus (anderthalb Fuß) lang sind, die der Weiber jedoch so

kurz, daß sie Sperlingsfüßchen genannt werden. Megasthenes berichtet, daß sich unter den nomadischen Indiern ein Stamm befindet, der statt einer Nase nur zwei offene Löcher hat, und krumme Beine besitzt, die in allen Richtungen herumgewunden werden können, wie Schlangen; diese werden Scyriten genannt." Wer erkennt nicht augenblicklich in diesen Beschreibungen die Hauptmerkmale der Gibbons und Orangs? Die erstaunliche Behendigkeit, die menschenähnlichen Gesichtszüge, und der abwechselnd zwei- und vierfüßige Gang, welche dem Satyr zugeschrieben werden; die behaarte Haut, gelben Augen, langen Hundszähne — denn dies ist unstreitig die wahre Bedeutung des Ausdrucks dentibus caninis — und kreischenden Stimmen der Choromanden, so wie die bloßen Foramina statt einer regelmäßigen Nase, und die schiefen Beine der Scyriten lassen sich alle genau auf die asiatischen Affen anwenden, und sind so korrekt, daß wir glauben müssen, daß die ursprünglichen Beschreiber diese Thiere wirklich gesehen haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß Plinius selbst jemals eines der Thiere, welche er hier auf die Autorität Anderer hin beschreibt, gesehen habe, denn der Satyr, welchen er nach eigener Beobachtung erwähnt, war eine Art von Meerkatze; Aelian versichert uns, daß derselbe einen Schwanz besaß, es ist jedoch merkwürdig, daß die von uns hier angeführte Stelle der Aufmerksamkeit des berühmten Camper entgangen sein sollte, der sich große, aber nur von sehr mittelmäßigem Erfolge begleitete Mühe gegeben hat, um zu beweisen, daß die alten Römer einige Arten der wahren Affen kannten, und daß einige der anatomischen Beschreibungen Galen's von der Sektion von Orangs und Gibbons herrührten. Diese Stelle jedoch, während sie beweist, daß die Alten von diesen Thieren gehört hatten, ist der Hauptannahme Camper's ungünstig; denn Plinius sowohl wie Aelian geben ihre Beschreibungen nach den Berichten Anderer, und würden, wenn sie die Thiere jemals gesehen hätten, dieselben sicherlich nicht, wie der erstere gethan hat, unter die Varietäten des menschlichen Geschlechts versetzen. Ob die gemeinten Thiere Orangs oder Gibbons waren, ist von geringer Wichtigkeit: das Habitat, welches ihnen angewiesen wird, macht es wahrscheinlich, daß sie zu den Hylobates gehörten, und aus diesem Grunde sind von uns die Benennungen Choromandus und Scyritus den beiden hier beschriebenen Continentalspecies beigelegt worden. Die Anspielung auf die verstümmelten Füße der chinesischen Damen — denn auf diese allein kann sich der Bericht des Eudorus beziehen — beweist, daß die Alten bereits einige unbestimmte

Kenntnisse über dieses außerordentliche Volk erlangt hatten, und daß die Damenmoden des himmlischen Reichs ebenso unwandelbar sind, als dessen Gesetze und Ceremonien.

Bis zu einer vergleichsweise neueren Periode war die Bekanntschaft der civilisirten europäischen Nationen mit diesen Thieren nicht weniger unbestimmt und ungenügend, als die der Alten. Von Anfang der christlichen Zeitrechnung bis zu Marco Polo's Zeiten, eine Periode von fast dreizehn Jahrhunderten hindurch, findet sich keine ursprüngliche Erwähnung dieser Thiere. Jener frühzeitige Reisende berichtet uns, daß die Einwohner von Basura, einer Provinz von Java, die Leichname der Gibbons zu rasiren, einzubalsamiren und unter dem Namen von Pygmäen an die fremden Kaufleute zu verkaufen pflegten, welche der Handel mit Gewürzen und Arzneiwaaren an ihre Küsten zog; auch ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die Kenntnisse der Alten auf diese Art erlangt worden sein mögen. Andere Reisende melden, daß die Bewohner der malabarischen Küste ein Gleiches thaten. Die frühzeitigen portugiesischen und holländischen Seefahrer, so wie die Jesuiten-Missionäre in China und Malacca theilen gelegentlich einige Einzelnheiten über ihre Gestalt und Sitten mit; aber die erste anerkannte Abbildung und Beschreibung ist die von de Visme in dem 59. Bande der Philosophical transactions. Diese sind die des Hulok (H. Scyritus), einer seitdem vollkommener durch Dr. Harlan beschriebenen und abgebildeten Species; dieselben sind jedoch ausnehmend dürftig, und erst seit dem Erscheinen des 14. Bandes von Buffons Histoire naturelle im Jahre 1756 mit den darin enthaltenen genauen Abbildungen und Beschreibungen von H. Lar und H. Variegatus kann gesagt werden, daß die Zoologen irgend eine positive Kenntniß von dem wahren Charakter der Gibbons besitzen. Von dieser Zeit bis zur Periode von Sir Stamford Raffles und Diards und Duvaucel's Untersuchungen auf Sumatra und den benachbarten Inseln war Buffons Werk, mit Ausnahme von Campers Bericht über den H. Leuciscus, die einzige authentische Quelle originaler Kenntniß über diesen Gegenstand. Diese verdienstvollen Beobachter fügten zu der Liste bereits bekannter Species noch drei andere hinzu, nämlich H. Syndactylus, H. Agilis und H. Rafflesii. In noch neuerer Zeit hat Dr. Harlan zwei andere unterschieden, den bereits von de Visme abgebildeten, aber später mit dem H. Lar verwechselten Hulok (H. Scyritus) und H. Concolor, eine neue Art; und ganz vor kurzem ist in den Memoiren der zoologischen Gesellschaft eine neunte Species beschrieben worden.



Fig. 5. Der Siamang (H. syndactylus).

Nach der Geschichte des Schimpanse und Orang-Utan, derjenigen zwei Thiere, welche alle Beobachter der menschlichen Species am nächsten stellen, kommen wir nun zur Beschreibung der specifischen Kennzeichen einer Gruppe von kleineren Affen, die sich von dem ersteren durch den Besitz rudimentärer Kallositäten unterscheiden und aus diesem und anderen Gründen als ein besonderes Genus betrachtet werden. Dieselben sind, wie schon bemerkt wurde, gewöhnlich mit dem Namen Gibbons belegt worden, welcher aus dem griechischen kebos, kepos oder keipos herstammt, welchen die Naturforscher und Geschichtschreiber des Alterthums irgend einem vierhändigen Thiere beilegten, das sich jetzt nicht leicht mehr bestimmen läßt.

Der größte dieser Unterabtheilung der Affen ist der Siamang, Pithecus syndactylus, der von Sir Stamford Raffles und den französischen Naturforschern Diard und Duvaucel bei ihren zoologischen Untersuchungen auf der Insel Sumatra entdeckt wurde. Der Schädel dieses Thieres ist klein und gedrückt, sein Gesicht von tiefschwarzer Farbe und mit Ausnahme weniger rother Haare am Kinn, die die

Stelle eines Bartes versehen, vollkommen nackt. Die Augen stehen tief unter starken hervorspringenden Brauen; die Nase ist breit und flach mit weit geöffneten Nasenlöchern; der Mund ist sehr groß und öffnet sich fast bis an das Kinnbackengelenk. Die Backen sind unter hoch hervorstehende Backenknochen eingesenkt und das Kinn fast rudimentär. Das Haar des ganzen Körpers ist ungemein lang, grob, dichtstehend und von glänzend schwarzer Farbe; besonders stark steht es auf dem Kopfe, dem Rücken, den Schultern und den Extremitäten, während der Leib vorzüglich bei dem Weibchen fast nackt ist. Dasselbe theilt sich, wie das des Schimpanse, fast ganz auf dem Scheitel und fällt auf beiden Seiten herab, so daß es auf den Backen das Aussehen von Bärten erhält. Das Scrotum des Männchens ist mit einem Busche langen geraden Haares bewachsen, welches fast bis zu den Knieen herabgeht und dieses Geschlecht leicht von den Weibchen unterscheidet, die dagegen eben so leicht an ihrer nackten Brust und eben solchem Unterleib, so wie dem sich in große schwarze Saugwarzen endigenden Busen erkennbar sind. Die Ohren sind von dem Kopfhaar gänzlich verdeckt, nackt und wie alle übrigen nackten Theile von tiefer glänzend schwarzer Farbe. Unter dem Kinn befindet sich ein großer nackter Sack von schlaffem öligem Aussehen, der nach Willkür mit Luft gefüllt oder geleert werden kann, und, wenn er voll ist, einem enormen Kropfe gleicht. Er ist in jeder Hinsicht demjenigen, welcher bereits beim Orang beschrieben worden, ähnlich und wahrscheinlich ein Hülfsmittel, wenn nicht das Hauptwerkzeug das Volumen der Stimme anzuschwellen und jene staunenerregenden Töne herzubringen, die nach Duvaucels Bericht auf eine Entfernung von mehren Meilen hin gehört werden.

Dies ist aber nicht der einzige Vergleichungspunkt zwischen dem Siamang und dem Orang-Utan. Wie jenes Thier, hat vorliegende Art so nach vornen gerichtetes Kopfhaar, daß es die Schläfe bedeckt; ebenso ist das des Unterarmes in der Richtung des Ellbogens aufwärts gekehrt, wo es dem Haar des Oberarmes, das in entgegengesetzter Richtung wächst, begegnet und wie eine spitze Krause hervorsteht. Der außerordentlichste Theil des organischen Baues dieser Species besteht jedoch in der Verbindung der Zeige- und Mittelfinger an den hinteren Extremitäten, woher sich auch seine specifische Benennung Syndactylus leitet; — diese sind beinahe bis zum Nagelgelenk verbunden und nothwendigerweise besonderer oder individueller Bewegung unfähig.

Folgender Bericht über die Gewohnheiten und den Cha-

rakter des Siamang ist von der Feder des Herrn Duvaucel und von Cuvier in seiner Histoire naturelle des mammifères aufgenommen, welche überhaupt viele werthvolle Nachweisungen über die Affen von Sumatra enthält. Duvaucel und sein Begleiter Diard waren als Sammler von naturgeschichtlichen Gegenständen von Sir Stamford Raffles, der zu jener Zeit Gouverneur von Benkulen war, im Innern der Insel gebraucht worden, und wir verdanken unsere Bekanntschaft mit dieser und den zwei folgenden Arten den Untersuchungen dieser Naturforscher, sowie der Großmuth ihres erleuchteten Auftraggebers.

„Diese Species," sagt Duvaucel, „ist sehr gemein in unseren Wäldern (denjenigen nämlich der Nachbarschaft von Benkulen auf Sumatra), und ich habe häufig Gelegenheit gehabt, dieselbe sowohl wild, als auch in der Gefangenschaft zu beobachten. Die Siamangs vereinigen sich gewöhnlich in zahlreichen Truppen, die, wie man sagt, von einem Anführer geleitet werden, den die Malayen, wahrscheinlich weil er gelenkiger, kräftiger und schwerer zu treffen ist als die übrigen, für unverwundbar halten. So vereinigt, begrüßen sie den Sonnen-Auf- und Niedergang mit einem entsetzlichen Geschrei, das mehre Meilen weit gehört werden kann und in der Nähe betäubt, wenn nicht erschreckt. Dies ist der Morgenruf der Berg-Malayen, aber eine fast unerträgliche Plage für die Städtebewohner. Zur Ausgleichung bewahren sie den Tag über das tiefste Schweigen, außer wenn sie in ihrer Ruhe oder ihrem Schlaf gestört werden. Diese Thiere sind in ihren Bewegungen langsam und schwerfällig; sie besitzen weder Selbstvertrauen beim Klettern, noch Beweglichkeit beim Springen, so daß sie leicht gefangen werden können, wenn man sie überrascht. Die Natur aber, indem sie dieselben der Mittel, schnell einer Gefahr zu entgehen, beraubte, hat sie mit einer Wachsamkeit begabt, die sie selten verläßt; — wenn sie, selbst auf Meilen weit, ein ihnen unbekanntes Geräusch hören, so nehmen sie augenblicklich, von Furcht ergriffen, die Flucht; werden sie indessen auf ebener Erde überfallen, so kann man sich ihrer ohne Widerstand bemächtigen, indem sie entweder von Furcht überwältigt werden, oder sich ihrer Schwäche und der Unmöglichkeit, zu entfliehen, bewußt sind. Anfangs versuchen sie zwar, vor ihren Verfolgern zu flüchten, und dann ist ihr Ungeschick am auffallendsten; ihr für ihre kurzen, dünnen Schenkel zu großer und schwerer Körper ist vorn übergebeugt, und sich ihrer langen Arme wie Krücken bedienend, bewegen sie sich ruckweise vorwärts, so daß sie einem Lahmen glei-

chen, der von der Furcht zu außerordentlichen Anstrengungen getrieben wird.

„Wie zahlreich auch immer der Trupp sein mag, so geben doch, sobald ein Glied davon verwundet wird, die übrigen dasselbe sogleich auf, außer vielleicht, wenn es ein Junges ist; in diesem Falle stürzt die Mutter, welche es entweder trägt oder dicht hinter ihm folgt, mit demselben nieder und wirft sich, kläglich schreiend, mit offenem Munde und ausgebreiteten Armen dem gemeinsamen Feinde entgegen. Es ist indessen klar, daß diese Thiere nicht zum Kampfe gebildet sind, denn sie verstehen weder einen Schlag zu geben, noch einem solchen auszuweichen. Auch zeigt sich ihre mütterliche Zuneigung nicht bloß im Augenblicke der Gefahr: die Sorge, welche die Weibchen für ihre Jungen tragen, ist so zärtlich und selbst verfeinert, daß man fast versucht wird, dieses Gefühl mehr einem rationellen als instinktivem Vorgange zuzuschreiben. Es ist ein merkwürdiges und interessantes Schauspiel (von dem mir ein wenig Vorsicht verstattet hat, Zeuge zu sein), wie diese Weibchen ihre Jungen an den Fluß tragen, ihnen trotz ihres kindischen Geschreis das Gesicht waschen und überhaupt auf ihre Reinlichkeit so viel Zeit und Sorgfalt verwenden, als in vielen Fällen den Kindern unserer eigenen Art nicht zu Theil wird. Die Malayen erzählten mir selbst eine Thatsache, die ich zuerst bezweifelte, welche aber in hohem Maaße durch meine eigenen späteren Beobachtungen bestätigt ward. Die jungen Siamangs nämlich werden, so lange sie noch zu schwach zum Alleingehen sind, von Individuen ihres eigenen Geschlechtes getragen, die Männchen von ihren Vätern, die Weibchen von ihren Müttern. Ebenso ist mir versichert worden, daß diese Thiere häufig in Folge der Art von Fascination, welche die Schlangen auf Vögel, Eichhörnchen und andere kleine Thiere ausüben sollen, eine Beute der Tiger werden.

„Selbst die längste Gefangenschaft scheint die charakteristischen Mängel dieses Affen, seine Stupidität, Langsamkeit und Ungeschicktheit nicht modifiziren zu können. Zwar sind wenige Tage schon hinreichend, um ihn eben so sanft und zufrieden zu machen, als er früher wild und mißtrauisch war; doch erlangt er wegen seiner angeborenen Furchtsamkeit niemals die Familiarität anderer Affen, und selbst seine Unterwerfung scheint eher die Folge äußerster Apathie, als des Zutrauens und der Zuneigung zu sein. Er ist fast gleich unempfindlich für gute wie schlechte Behandlung; Dankbarkeit und Rache sind ihm gleich fern liegende Ge-

fühle. Alle seine Sinne sind unvollkommen und abgestumpft; wenn er einen Gegenstand betrachtet, so geschieht es augenscheinlich ohne Interesse; wenn er ihn berührt, so ist es unwillkürlich. In einem Worte, der Siamang zeigt vollkommene Abwesenheit aller intellektuellen Fähigkeiten, und wenn die Thiere nach ihren Verstandeskräften eingetheilt würden, so müßte er nothwendigerweise eine sehr niedrige Stelle einnehmen. Meist auf den Schenkeln sitzend, seine langen Arme um sich herumgeschlungen und mit zwischen den Beinen verborgenem Kopfe, eine Lage, die er auch beim Schlafe einnimmt, läßt er sich selten aus seiner Lethargie erwecken und bricht nur in großen Zwischenräumen sein Schweigen, um einen unangenehmen Schrei auszustoßen, der dem des Truthahnes ähnelt, aber weder irgend ein Gefühl auszudrücken, noch ein Verlangen anzugeben, kurz, ganz bedeutungslos zu sein scheint. Selbst Hunger ist unfähig, ihn aus seiner natürlichen Lethargie zu erwecken: er nimmt seine Nahrung mit Gleichgültigkeit an, führt sie ohne Begierde dem Munde zu und läßt sich derselben berauben, ohne Erstaunen oder Zorn zu bezeugen."

Dieses wenig schmeichelhafte und wahrscheinlich stark aufgetragene Gemälde gewährt keine sehr günstigen Eindrücke von den intellektuellen Fähigkeiten des Siamang; obgleich zu bemerken ist, daß der letzte Theil des Berichts nicht ganz mit der verfeinerten Zuneigung, welche Duvaucel den Weibchen dieser Art beigelegt hat, übereinstimmt, ebensowenig als mit der Wachsamkeit, welche sie nach seiner Beschreibung zur Vermeidung selbst entfernter Gefahren anwenden. Der letzte Theil seiner Beobachtungen scheint in der That an einem wahrscheinlich im letzten Stadium der Krankheit befindlichen gefangenen Individuum gemacht worden zu sein, denn nur auf diese Art lassen sich die Widersprüche in Duvaucel's eigenem Berichte erklären und mit dem günstigeren Zeugnisse von Herrn Georg Bennett über die Verstandes- und Körperfähigkeiten des Thieres zu vereinigen, das wir, um dem Siamang Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, unseren Lesern glauben vorlegen zu müssen. Herr Bennett machte seine Beobachtungen an einem aus dem Innern von Sumatra gebrachten jungen Thiere, welches er sich im Jahr 1830 in Singapore verschaffte. Die Malayen von Singapore nannten dieses Thier nach Herrn Bennetts Bericht Ungka, und läugneten, daß es der Siamang sei, welchen sie als eine verschiedene Species beschrieben, die sich durch einem Kreis von weißem Haar um das Gesicht auszeichne. Der Name Siamang mag vielleicht dem vorliegenden Thiere

mit Unrecht beigelegt worden sein; er beruht auf der Autorität des Sir Stamford Raffles, der die Species zuerst im dreizehnten Bande der „Linnæan Transactions“ beschrieb und benannte; dagegen scheint aus Sir Stamford's Abhandlung hervorzugehen, daß der Name Ungka in der malayischen Sprache generisch ist und mindestens zwei anderen Gibbons, mit einem additionellen Epithet zur Unterscheidung beigelegt wird, wie z. B. Ungka-Puti, Ungka-Etam u. s. w.

Nach Beschreibung des fraglichen Exemplares fährt Herr Bennett fort: „Er geht stets in aufrechter Stellung, wenn er sich auf einer ebenen Fläche befindet, und läßt dann entweder die Arme hängen, um sich von Zeit zu Zeit auf die Knöchel zu stemmen oder hält dieselben gewöhnlich fast gerade über seinen Kopf empor, wobei er die Hände in Bereitschaft hält, ein Seil zu ergreifen, um bei Annäherung von Gefahr oder beim Eindringen von Fremden sich aufzuschwingen; er geht in aufrechter Stellung ziemlich schnell, jedoch mit watender Bewegung und läßt sich bald fangen, wenn er bei der Verfolgung keine Gelegenheit findet, durch Klettern zu entfliehen.

„Seine Nahrung ist verschiedenartig; er liebte besonders vegetabilische Diät, wie Reiß, Paradiesfeigen u. s. w., war aber sehr gefräßig, wenn er Mohrrüben, von denen wir eine Quantität an Bord hatten, erlangen konnte. Obgleich er sich bei Tische gut zu betragen pflegte und seine Pfoten nicht auf unsere Teller brachte, so verschwand doch sein ganzer Anstand, sobald Mohrrüben erschienen, und es erforderte einige Anstrengung, ihn abzuhalten, sich derselben ohne Umstände zu bemächtigen. Man konnte ihn mit einem Stück Mohrrüben von einem Ende der Tafel bis zum andern locken, über die er troß dem Schwanken des Schiffes ging, ohne einen Gegenstand zu berühren; so bewundernswürdig können sich diese Thiere im Gleichgewicht erhalten. Dies ist besonders sichtbar, wenn sie im Takelwerk eines Schiffes zur See herumspielen; oftmals erwartete ich ihn, wenn er von einem Tau zum andern sprang, in die Wellen versinken zu sehen, eben so oft fand ich aber auch, daß alle meine Befürchtungen grundlos waren.

„Er trank Thee, Kaffee und Chokolade, aber weder Wein noch andere geistige Getränke; von animalischer Nahrung liebte er besonders Geflügel; als aber einst eine Eidechse an Bord gefangen und ihm vorgelegt wurde, ergriff er das Thier augenblicklich und verzehrte es mit Begierde. Ebenso sehr liebte er Süßigkeiten, wie Obstconserven, Gelees, Datteln u. s. w., und ein Kind konnte nicht mit grö-

ßerem Entzücken Bonbons verzehren, als dieses kleine Thier. Einige süße Manillakuchen, die sich an Bord befanden, suchte er sich stets zu verschaffen, drang häufig in die Kajüte, worin sie verwahrt wurden, und versuchte den Deckel des Kruges aufzuheben; nicht weniger liebte er Zwiebeln, obgleich ihre Schärfe ihn zum Nießen brachte, wobei er die Zunge herausstreckte, und er pflegte, sobald er eine erhalten konnte, dieselbe in den Mund zu stecken und eiligst zu verzehren.

„Das erste Beispiel von seiner Freiheitsliebe bemerkte ich bald, nachdem er mir von Herrn Boustead geschenkt worden war. Beim Eintreten in den Hof, wo er angebunden war, bemerkte ich eines Morgens mit unangenehmem Erstaunen, daß er beschäftigt war, den Gürtel zu entfernen, welcher seine Schnur oder Kette befestigte, wobei er winselte und eigenthümliche quikende Laute ausstieß. Sobald es ihm gelungen war, sich seine Freiheit zu verschaffen, ging er in seiner gewöhnlichen aufrechten Stellung auf einige Malayen, die sich in der Nähe befanden, zu, und begab sich, nachdem er die Beine mehrer derselben umfaßt, ohne sich jedoch von ihnen auf die Arme nehmen zu lassen, zu einem malayischen Knaben, der der Gegenstand seines Suchens gewesen zu sein schien, denn er kletterte, so bald er mit ihm zusammentraf, auf dessen Arme und umschlang ihn eng, wobei er sowohl im Blick als in seinen Manieren einen Ausdruck von Freude zeigte, sich wieder in den Armen desjenigen zu befinden, der — wie ich jetzt erfuhr — früher sein Herr gewesen war. Als dieser Knabe das Thier an Hrn. Boustead verkaufte, wurde dasselbe im Hofraume des Hauses festgebunden, wo sein Geschrei nach Freiheit den Bewohnern der Nachbarhäuser viel Plage zu machen pflegte. Es entwischte mehremale und begab sich dann stets nach dem Ufer, da sich der Malayenknabe gewöhnlich an Bord der Prau befand, worin er von Sumatra angekommen war. Es wurde nicht eher wieder eingefangen, als bis es das Wasser erreicht hatte und nicht weiter konnte. Den Tag vor unserer Abfahrt sendete ich es durch einen malayischen Diener des Hrn. Boustead an Bord, da der Knabe, welcher es zuerst gebracht hatte, nicht aufzufinden war. Das Thier war Anfangs ein wenig beschwerlich, kam aber endlich im Boote zur Ruhe. Bei der Ankunft an Bord gelang es ihm, die Flucht zu ergreifen, indem es seinen Führer zum Andenken mit einem Bisse belohnte und das Takelwerk mit solcher Behendigkeit erstieg, daß es das Erstaunen und die Bewunderung der Mannschaft erregte; als die Nacht einbrach, kam

es auf das Verdeck herab und ließ sich ohne Schwierigkeit fangen. Wir fanden jedoch nach ein paar Tagen, daß es in der Freiheit so gelehrig, und so erzürnt war, wenn er beschränkt wurde, daß wir ihm freien Spielraum auf dem Verdeck und im Takelwerk gestatteten.

„In der ersten Zeit pflegte es sich, nachdem es sich im Takelwerk Bewegung gemacht hatte, auf dem großen Maste gegen Sonnenuntergang zur Ruhe zu begeben und regelmäßig mit Tagesanbruch wieder auf das Verdeck herabzukommen. Dies dauerte bis zu unserer Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo es in Folge der niedrigen Temperatur ein lebhaftes Verlangen zeigte, in meine Arme genommen zu werden und die Nacht in meiner Kajüte zuzubringen, für welche es bald eine so entschiedene Vorliebe bewies, daß es auch beim Eintreten wärmerer Witterung sich nicht wieder nach seinem Mastkorb zurückziehen wollte, sondern entschlossen schien zu bleiben, wo es sich am bequemsten glaubte, was ich ihm denn auch endlich nach vielem Schreien und Betteln gestattete.

„Beim Schlafen lag der Siamang entweder auf der Seite oder dem Rücken ausgestreckt, wobei er den Kopf auf den Händen ruhen ließ, und wünschte stets mit Sonnenuntergang zur Ruhe zu gehen. Um diese Zeit pflegte er sich mir ungerufen zu nähern und durch ein eigenthümliches bettelndes, zirpendes Geräusch anzudeuten, daß er in die Kajüte und zu Bett gebracht zu werden wünsche. Ehe ich ihn in meine Kajüte zuließ, widerstand ich seinen kläglichen bittenden Tönen und Schreien, und in diesem Falle stieg er in das Takelwerk hinauf und nahm seinen Ruheplatz für die Nacht im großen Mars. Oftmals (wahrscheinlich in Folge seiner erhöhten Civilisation) lag er noch nach Sonnenaufgang im Bett, und häufig sah ich ihn beim Erwachen mit ausgestreckten Armen und offenen Augen auf dem Rücken liegen, als ob er in tiefes Nachdenken versunken sei. Er konnte keine Täuschung ertragen und war, wie die Menschen, stets in besserer Laune, wenn alles nach seinem Kopfe ging; wurde ihm etwas verweigert, so pflegte er wie ein verzogenes Kind seinem Zorne freien Lauf zu lassen, sich zu Boden zu werfen, umherzurollen, seine Arme und Beine in verschiedene Stellungen und Richtungen herumzuwerfen, alles was sich in seinem Bereich befand, bei Seite zu schleudern, in größter Schnelle herumzulaufen und diese Scene zwanzigmal zu wiederholen, wobei er Kehltöne, die wie reh, reh klangen, ausstieß; die Anwendung von Zwangsmaßregeln während dieser Paroxismen brachte ihn jedoch in kurzer Zeit zum Gehorsam,

und seiner Leidenschaftlichkeit wurde hierdurch in gewissem Maße Einhalt gethan.

„Wenn er bei Sonnenuntergang kam, um in meine Arme genommen zu werden, und ihm dies abgeschlagen wurde, gerieth er in einen Paroxismus von Wuth, kletterte aber, sobald er dies erfolglos und unbeachtet fand, in das Takelwerk über demjenigen Theile des Verdecks, wo ich spazieren ging, und ließ sich plötzlich in meine Arme herabfallen. Die Laute, welche er ausstieß, waren verschiedenartig: beim Erkennen seiner Freunde ließ er einen eigenthümlichen, quikenden, zirpenden Ton hören; im Zorn brachte er ein dumpfes, bellendes Geräusch hervor, wenn er aber wüthend oder erschreckt war, oder gezüchtigt wurde, so erfolgten unabänderlich die lauten, gutturalen Töne reh reh reh. Wenn ich mich ihm des Morgens zum erstenmale näherte, begrüßte er mich mit seinen zirpenden Tönen, wobei er mir sein Gesicht nahe brachte, als wolle er geküßt sein. Sein Aussehen war ernst, seine Manieren mild, und die den Affen im Allgemeinen so eigenen muthwilligen Streiche fehlten ihm ganz. Nur in einer Hinsicht pflegte er bei mir Unheil anzustiften, nämlich in Beziehung auf mein Dintenfaß: er schien für die schwarze Flüssigkeit eine außerordentliche Neigung zu haben, trank die Dinte, indem er seinen Finger in das Dintenfaß steckte und ableckte, und sog die Federn aus, sobald er Gelegenheit fand, diesen krankhaften Trieb zu befriedigen. Dieses Thier besaß einen Grad von Intelligenz, welcher über das, was man Instinkt zu nennen pflegt, weit hinausging. Ein Beispiel dichter Annäherung an, wenn es nicht absolut eine Ausübung von Verstandeskräften genannt werden kann, mag hier stehen. Ich hatte ihm einmal oder zweimal das Wegnehmen meiner Seife von dem Waschtische, die er zu seinem Vergnügen von dort wegzuholen und irgendwo anders in der Kajüte liegen zu lassen pflegte, verwiesen. Eines Morgens war, während ich schrieb, der Affe in der Kajüte gegenwärtig, und ich sah, als ich meine Augen zufällig auf ihn warf, den kleinen Burschen die Seife fortnehmen; ich beobachtete ihn, ohne daß er es gewahr wurde, obgleich er gelegentlich verstohlen nach dem Platze, wo ich saß, hinblickte. Ich stellte mich, als ob ich schrieb, und da er sah, daß ich beschäftigt war, nahm er die Seife in die Pfote und entfernte sich damit. Als er die Kajüte halb durchschritten hatte, sprach ich ruhig und ohne ihn zu erschrecken, zu ihm; sobald er fand, daß ich ihn sah, begab er sich wieder zurück und legte die Seife fast an derselben Stelle nieder, wo er sie fortge-

nommen hatte. In dieser Handlung zeigte sich gewiß mehr als Instinkt; er verrieth augenscheinlich von Anfang bis zu Ende das Bewußtsein, Unrecht gethan zu haben, und wenn dies nicht ein Zeichen davon ist, so weiß ich nicht, worin der Verstand bestehen soll.

„Wenn er aufrecht geht, so ist Bein und Fuß auswärts gerichtet, wodurch er einen schwankenden Gang erhält und säbelbeinig erscheint. Führte man ihn an seinen langen Armen auf dem Verdecke hin, so sah er aus wie ein Kind, das laufen lernt. Seine muskulösen, starken Beine machen dieses Thier zum Bewohnen der Wälder besonders geschickt, indem sie es befähigen, mit einer Behendigkeit, von der es uns oft im Takelwerk des Schiffes Proben gab, von einem Baume zum andern zu springen. Er ging häufig die Stage herab, zuweilen an den Händen hängend, zu andern Zeiten aber auch aufrecht, wie ein Seiltänzer, wobei er sich mit den Armen balancirte; manchmal sprang er auch auf weite Entfernungen von einem Tau zum andern, oder ließ sich von einem höhern auf ein tiefer gespanntes herabfallen. Da er sich seiner Unfähigkeit bewußt war, auf ebenem Boden einer Verfolgung zu entgehen, so war es, wenn er einen Angriff machen wollte, sein Erstes, sich an einem Tau festzuhängen und sich nach dem Gegenstande, den er angreifen wollte, hinzuschwingen; mißlang ihm dies aber, so entging er der Verfolgung durch Klettern.

„Seine Art, zu trinken, ist ungeschickt und verursacht bedeutenden Verlust von Flüssigkeit: er bringt die Lippen an das Gefäß, indem er den Kopf aufwirft, was in gewissem Grade von dem Hervorstehen des Unterkiefers herrühren mag; ist aber das Gefäß flach, so taucht er die Pfote hinein, hält diese über den Mund und läßt die Flüssigkeit abtropfen. Ich bemerkte nie, daß er sein Getränk mit der Zunge aufschlappte; wurde ihm aber Thee oder Kaffee gegeben, so streckte er dieselbe vorsichtig vor, um sich zu überzeugen, ob das Getränk nicht zu warm sei. Diese Vorsichtigkeit beschränkt sich jedoch nicht bloß auf die vorliegende Art, da ich mehre andere kenne, die dasselbe thun, wenn man ihnen heißen Thee oder Kaffee gibt, und ihr weises Haupt gewaltig schütteln, sobald sie von der Flüssigkeit gebrannt werden, indessen sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern geduldig warten, bis die heiße Flüssigkeit kühl genug zum Trinken wird.

„Er hörte bald auf den Namen Ungka, welchen wir ihm gegeben hatten, und kam bereitwillig herbeigelaufen, wenn ihn einer seiner Freunde bei diesem Namen rief. Seine

Sanftmuth und Scherzhaftigkeit machten ihn zum Liebling Aller an Bord des Schiffes. Er spielte gern, zog aber Kinder Erwachsenen vor, und wurde besonders einem kleinen Papua-Kinde (Elau, eine Eingeborene von Erromanga, einer Insel der Neuhebriden) zugethan, das sich an Bord befand und welches er gewissermaßen als seiner eigenen Species verwandt betrachtet haben mag. Man sah sie oft zusammen in der Nähe der Ankerwinde sitzen und in der größten Eintracht zusammen Schiffszwiebacl verzehren, wobei der Affe seine langen Arme um ihren Hals geschlungen hatte. Sie pflegte ihn an den Armen umherzuführen, wie ein älteres Kind seine jungen Geschwister, und es war höchst grotesk zu beobachten, wenn er sich mit dem Mädchen um die Ankerwinde jagte. Er wackelte dann in aufrechter Stellung eiligst herum, wobei er sich zuweilen auf die Knöchel stützte; war er aber ermüdet, so sprang er bei Seite, ergriff das erste beste Tau, erstieg eine geringe Höhe und betrachtete sich dann als sicher vor Verfolgung. Er wälzte sich im Spaß mit dem Kinde auf dem Verdeck herum, wie in einem Scheinkampfe, stieß mit den Füßen (worin er große Muskelkraft bewies), umschlang es mit seinen langen Armen und stellte sich, als ob er biß; oder schwang sich an einem Seil auf dasselbe zu und fuhr zurück, wenn es sich bemühte, ihn zu halten, oder er änderte auch seinen Angriffsplan, ließ sich von einem horizontalen Taue auf sie niederfallen, und gefiel sich dann in verschiedenartigen scherzhaften Sprüngen. Auf ähnliche Weise spielte er auch mit Erwachsenen; da er aber diese gewöhnlich zu stark und rauh für sich fand, zog er Kinder vor und gab seine Spiele mit diesen auf, wenn sich Erwachsene hineinmischten. Versuchte jedoch das Kind mit ihm zu spielen, wenn er nicht bei Laune war, oder nachdem er irgend eine Unannehmlichkeit erfahren hatte, so drückte er gewöhnlich seine Zähne ein wenig in dessen Arm ein, gerade als wollte er es warnen oder einen ernsten Wink geben, sich keine Freiheiten gegen ihn herauszunehmen, oder wie das Kind gesagt haben würde: „Ungka, nicht spielen jetzt.“ Nicht selten belustigte sich das Kind damit, das geduldige Thier an einer um das Bein gebundenen Schnur auf dem Verdeck herumzuziehen; dies ertrug er eine Zeitlang gutmüthig, indem er vielleicht meinte, es mache seiner kleinen Spielkameradin Vergnügen, dauerte es ihm aber zu lange, so wurde er des Scherzes überdrüssig, wovon er nur den Antheil des Leidenden hatte, und er versuchte sich loszumachen und zurückzuziehen. Fand er seine Anstrengungen erfolglos, so ging er ruhig auf das Kind zu,

machte einen Eindruck mit seinen Zähnen, der an Heftigkeit mit der Art seiner Behandlung im Verhältniß stand, womit sich das Spiel endigte und er seine Freiheit erhielt.

„Es befanden sich noch mehre kleine Affen an Bord, mit denen Ungka Bekanntschaft anzuknüpfen wünschte; diese aber behandelten ihn als einen Auswürfling und verbanden sich stets, alle seine Annäherungen durch Schnattern und andere feindselige Bewegungen zurückzuweisen.

„Sobald der Steward anzeigte, daß gedeckt sei, und sich der Kapitän und die Offiziere versammelten, konnte man Ungka, der sich auch für einen Tischgenossen ansah, seine Schritte nach dem Speisezimmer richten und seinen Platz zwischen dem Kapitän und mir an einer Ecke des Tisches nehmen sehen, wo er blieb und seinen Theil erwartete. Brachte uns eine seiner komischen Bewegungen bei Tische zum Lachen, so machte er seiner Indignation, ausgelacht zu werden, durch ein eigenthümliches dumpfes Bellen Luft, wobei er seinen Luftsack aufblies und die Lacher mit höchst ernsthafter Miene ansah, bis sie geendigt hatten, worauf er sich wieder ruhig an sein Mahl begab.

„Dieses Thier hatte einen ausnehmenden Widerwillen gegen die Gefangenschaft, und war so geselliger Gemüthsart, daß es jede Gesellschaft dem Alleinsein vorzog. Wurde er eingesperrt, so gerieth er in heftigen Zorn, warf Alles in seinem Bereiche, was nicht niet- und nagelfest war, umher, wurde aber vollkommen ruhig, sobald man ihn erlöste. Wenn er mit dem Rücken gegen den Beschauer stand, so gab ihm die aufrechte Stellung und der Mangel eines Schwanzes das Aussehen eines kleinen, schwarzen, behaarten Menschen, und ein solches Wesen könnte von Abergläubischen leicht für einen höllischen Kobold angesehen werden. — Beim Gehen „hißt er den Körper" (um eine nautische Phrase zu gebrauchen), und verursacht, da er mit der ganzen Sohle zugleich auftritt, ein klapperndes Geräusch, wie wenn eine Ente oder irgend ein anderer Wasservogel auf dem Verdeck eines Schiffes läuft. Ist das Wetter kühl, so schmiegt er sich zusammen, verliert alle seine lebhafte und scherzhafte Art, schläft fast den ganzen Tag und gibt alle Bewegung auf. Die Rückkehr warmer Witterung gab dem Thiere neues Leben, seine Lebhaftigkeit kehrte zurück und er nahm seine Sprünge und Späße wieder vor. Obgleich die Offiziere und die Mannschaft ihm alle Freundschaft bewiesen und ihn durch Süßigkeiten und andere Delikatessen anzulocken und seine gute Meinung und Zutraulichkeit zu erlangen versuchten, so ließ er sich doch, außer von dem Kapitän, dem

dritten Offizier und mir selbst, von Keinem auf die Arme nehmen oder streicheln, während er mit den Kindern gern spielte. Es war eine seltsame Erscheinung, daß er besonders diejenigen vermied, welche große buschige Backenbärte trugen. Belustigend war es, die erschreckten Blicke des Thieres zu beobachten, wenn sein Finger einer Tasse heißen Thees nahe gebracht wurde, als ob man damit die Temperatur desselben untersuchen wollte, und seine Versuche, sich gegen eine solche Ungehörigkeit zu verwahren, sowie sein halb unterdrücktes Geschrei, waren höchst amüsant. Unter anderen Unterhaltungen pflegte er sich oft mit einem Arme an ein Tau zu hängen und, wenn er sich in ganz besonders munterer Laune befand, mit geschlossenen Augen umherzuzappeln, was ihm das Aussehen eines Erhängten im Todeskampfe gab. Wenn wir ein Schiff auf der See anriefen, so schien seine Neugier durch den neuen Gegenstand in unserer Nähe bedeutend erregt zu werden, denn er stieg in diesem Falle stets in das Takelwerk, bis er sich in genügender Höhe befand, um den Fremden bequem sehen zu können, und nahm zuweilen seine Stellung an der Gaffel-Raa, gerade unter der Flagge, wo er ein ohne Zweifel schwer für den Fremden verständliches Signal bildete; dort blieb er und schaute dem Fremden aufmerksam nach, bis derselbe gänzlich aus dem Gesichtskreise verschwunden war, kam dann wieder auf das Verdeck herab und begann die Spiele, von welchen ihn die fremdartige Erscheinung abgezogen hatte, von Neuem."

Diese günstigere Charakterisirung des Aeußeren und der Verstandeskräfte des Siamang wird von Sir Stamford Raffles, der sich viele Exemplare dieser Art mit der ausdrücklichen Absicht, deren Gewohnheiten zu studiren, hielt, und dessen Stellung in anderer Beziehung ihm die besten Mittel an die Hand gab, genaue Nachrichten über deren Sitten und und Haushalt einzuziehen, in jeder Hinsicht bestätigt. Derselbe beschreibt sie als stark und muthig, aber leicht zu zähmen und so gesellig und zärtlich, daß sie sich nur in Gesellschaft derjenigen, welchen sie zugethan sind, wohl fühlen. Sie werden etwas über 3½ Fuß hoch und sind sehr häufig in den Wäldern um Benkulen, wo sie sich in großen Heerden zusammenfinden, und die Wälder von ihrem rauhen, gutturalen Geschrei wiederhallen lassen.

Sechstes Kapitel.

Der weißhändige Gibbon, der Hulok und der Ungka-Etam.

Wir fassen diese drei Arten unter der gleichen Ueberschrift zusammen, nicht weil sich bezweifeln ließe, daß sie vollkommen abgesondert von einander seien, sondern vielmehr, weil sie einander an Gestalt und Farbe so ähnlich sind, daß sie sich nur durch die größere oder geringere Ausdehnung der weißen Zeichnungen auf dem Kopfe und den Extremitäten unterscheiden, während ihre Gewohnheiten so übereinstimmen, daß sie die Nothwendigkeit einer besondern Notiz ausschließen. Ihre specifische Verschiedenheit jedoch, obgleich sie sich, soweit es ihre äußere Bildung betrifft, auf so schwache und unwichtige Kennzeichen stützt, wird durch die dauernden und einflußreicheren Modifikationen ihres inneren Baues vollkommen festgestellt. Das Museum der zoologischen Gesellschaft enthält Exemplare der beiden erstern Arten, während die dritte nach den Briefen und Zeichnungen von Diard und Duvaucel in der Histoire naturelle des mammifères beschrieben und abgebildet ist. Schon früher hatte Buffon den weißhändigen Gibbon lebend gesehen und abgebildet, und der Hulok, nachdem er von vielen früheren Schriftstellern flüchtig erwähnt worden war, ist endlich von Dr. Harlan genau beschrieben und abgebildet worden. Diese Quellen in Verbindung mit unseren persönlichen Beobachtungen, haben das Material zur genauen Unterscheidung und Beschreibung der Arten, sowie zur Erzählung des Interessantesten und am besten Verbürgten in ihren Manieren und Gewohnheiten geliefert. Ehe wir indeß dasjenige, was über ihre Gewohnheiten und Haushalt bekannt ist, ausführlich beschreiben, werden wir nach unserer Gewohnheit die Arten kurz charakterisiren, und die Hauptkennzeichen angeben, wodurch sie sich am leichtesten von einander unterscheiden lassen.

1. Der weißhändige Gibbon, oder Simia Lar Linné's und Geoffroy St. Hilaire's ist von gleichmäßig schwarzer Farbe, die zuweilen ins Braune hinüberspielt, mit einem das Gesicht umgebenden breiten, rein weißen Kreise und hellgrauen Rücken der Hände und Füße von den Handgelenken und Knöcheln an bis zu den Finger- und Zehenspitzen. Der weiße Kreis um das Gesicht ist auf der Stirn nicht sehr breit, dehnt sich aber auf den Backen zu großen Bärten aus,

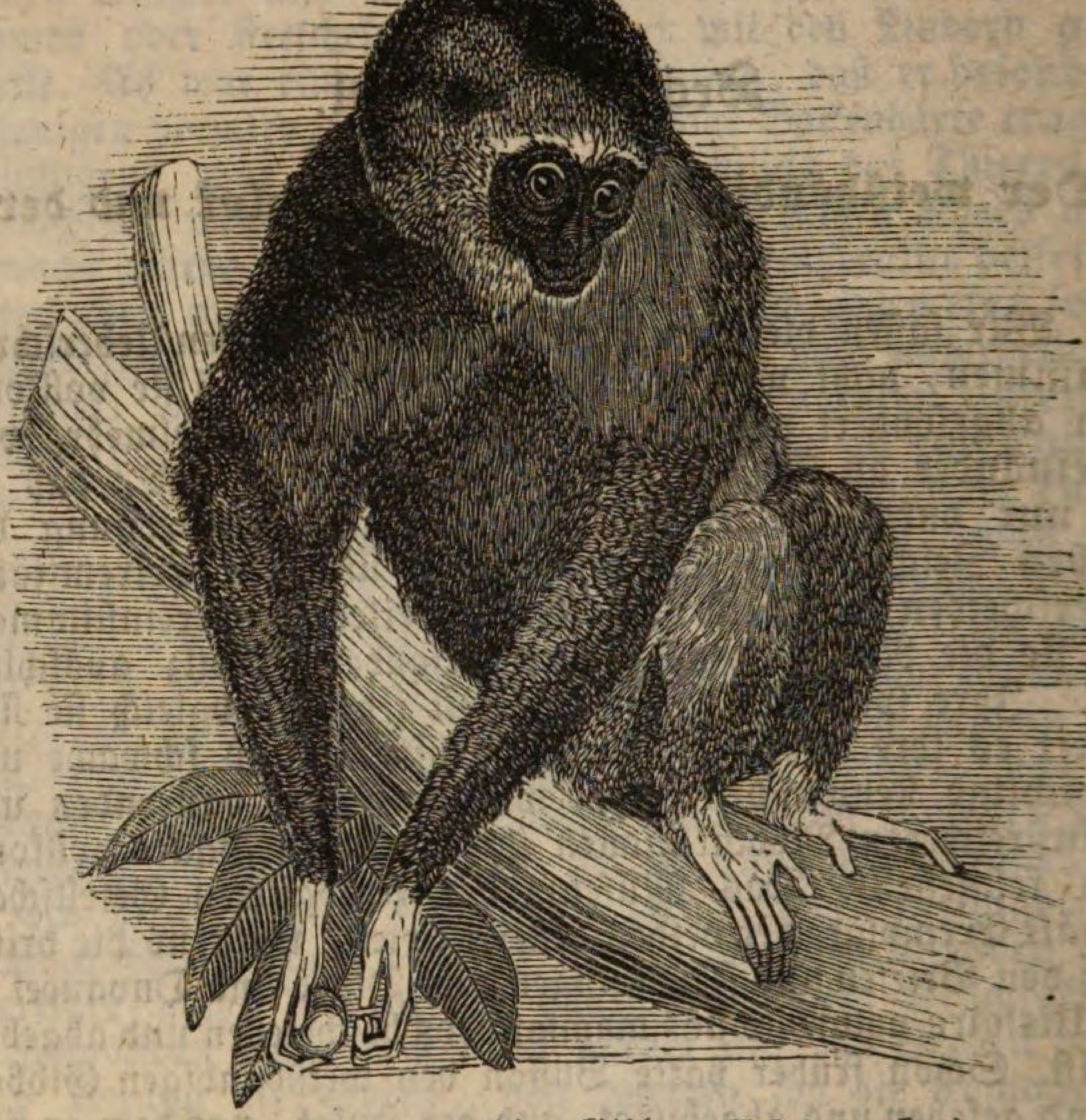


Fig. 6. Der weißhändige Gibbon (**Hylobates Lar**).

die unter dem Kinn zusammentreffen, so daß das ganze Unterkinn von reiner unvermischt weißer Farbe ist. Gesicht und Hände stechen seltsam von der Färbung des übrigen Körpers ab, der sowohl an dem von uns selbst untersuchten Exemplare, als an dem von Buffon beschriebenen ganz schwarz, aber bei den von Geoffroy beschriebenen, die sich gegenwärtig im Museum des Jardin des plantes befinden, mit einer Schattirung von sehr tiefem Braun gefärbt war. Das Haar oder vielmehr der Pelz, besitzt alle Kennzeichen der gewöhnlichen Wolle; er fühlt sich fettig an, ist theilweise spiralförmig, theilt sich gern in kleine Locken oder Büsche, und steht perpendikulär vom Körper ab; ebenso ist er, wie die Wolle, sehr dick, und eng zusammengepreßt. Diese Bemerkungen beziehen sich indessen nur auf den schwarzen Pelz, der weiße, welcher das Gesicht umgibt und Hände und Füße bedeckt, ist von gröberer Qualität, kurz, hart und ähnelt mehr gewöhnlichem Haar, dem er ferner dadurch gleicht, daß er glatt auf der Haut anliegt. Der Pelz des Vorderarmes zeigt dieselben Eigenschaften wie der am übrigen Körper, und man kann

deßhalb weder sagen, daß er vorwärts nach dem Handgelenk, noch daß er rückwärts nach dem Ellenbogen gekehrt sei, wie bei einigen andern Affenarten; er ist an diesen Theilen ebenso dick und dicht, wie an den andern, und bedeckt den Rücken der Hände, Füße und Zehen bis an die Nägel. Gesicht, Ohren, Handflächen und Fußsohlen sind nackt und schwarz, und die Augen mit langen, steifen, schwarzen Lidern eingefaßt. Alle Zehen der Hinterfüße sind durch ein an der Basis beginnendes und sich bis zur Hälfte der ersten Gelenke erstreckendes Häutchen verbunden; welches sich zwischen der zweiten und Mittelzehe fast bis zur ganzen Länge des Nagelgelenks erstreckt, aber da es ziemlich breit ist, gestattet, daß die Finger weit von einander getrennt werden, und in der That nur aus einer Verlängerung des kleinen, rudimentären Gewebes, an der Basis der menschlichen Finger besteht. Das hier beschriebene Exemplar ist ein Weibchen, und, nach dem Zustande der Zähne zu urtheilen, augenscheinlich von unreifem Alter. Die ganze Länge des Kopfes und Körpers beträgt 15″, die Länge der vorderen Extremitäten 18″ und die der hinteren 15″. Es gehört zu der großartigen Sammlung sumatranischer Thiere, die von Sir Stamford Raffles der zoologischen Gesellschaft zum Geschenk gemacht worden ist. Das von Buffon beschriebene Individuum war von Pondichery gebracht worden, kam aber wahrscheinlich ursprünglich von Sumatra oder einer der benachbarten Inseln, da, obgleich einige alte Schriftsteller das Gegentheil versichern, die neueren Reisenden uns keinen Grund zu der Vermuthung geben, daß irgend eine Species von wahren Affen auf der westlichen Halbinsel von Indien zu finden ist.* Geoffroy hat die Lokalität nicht angegeben, von wo er die Exemplare im französischen Museum erhielt.

2. Der Hulok, Golok, Hulu, oder Boulock (Hylobates scyritus) — denn die Reisenden stimmen in der Orthographie nicht überein — wurde zuerst im vierzehnten Bande der Philosophical Transactions erwähnt, und ist neuerdings von Dr. Harlan beschrieben und genau abgebildet worden. Er bewohnt die Provinz Assam, wahrscheinlich auch andere Theile der östlichen Halbinsel, und erreicht eine Höhe von über vier Fuß, wenn er ausgewachsen ist und aufrecht steht. Das ganze Thier ist mit schwarzem Haar von glänzender, fester

* Wir haben seitdem von einem hochgestellten und berühmten indischen Offizier gehört, daß ohne Zweifel eine Art von wahren Affen (höchst wahrscheinlich die fragliche Species) in den Wäldern der malabarischen Küste angetroffen wird: derselbe hatte die Eingeborenen oft davon sprechen hören, und häufig sein Geschrei „Wuwu“ in den Wäldern vernommen, obgleich er ihn niemals selbst gesehen hatte.

Art bedeckt, das sich von der wolligen Bildung der letzten Art bedeutend unterscheidet, und bei Abwesenheit anderer Kennzeichen allein schon hinreichend sein würde, die beiden von einander zu trennen. Ein weißes Band oder Streif von der Breite eines halben Zolles trennt das Gesicht von der Stirn, indem es unmittelbar über den Augenbrauen weggeht, aber sich nicht über die Schläfe hinaus erstreckt, und Backen wie Kinn von gleicher schwarzer Farbe wie der übrige Körper läßt. Der Rücken der Hände und Füße ist ebenfalls schwarz, und das Haar der Vorderarme nach dem Ellenbogen zurückgekehrt. Alle diese, den Huloks beider Geschlechter zukommenden Kennzeichen unterscheiden diese Species genügend von der erst erwähnten; — außerdem besitzt aber das vorliegende Thier noch vollkommen freie Hinterzehen, die selbst der Membrane ermangeln, welche bei dem weißhändigen Gibbon die ersten Zehen verbindet. Das Gesicht des hier beschriebenen ausgestopften Individuums ist von schmutzig blauer Farbe und spärlich mit kurzen, grauen Haaren bewachsen; es erscheint jedoch nach Dr. Harlan's Beschreibung, daß die Haut des frisch getödteten Thieres durchweg tief schwarz war; die Nase ist ziemlich hervorstehend, mit einem schmalen Septum, und die Nasenlöcher schief seitwärts geöffnet. Wir haben bereits bemerkt, daß sich die Nasen aller Gibbons der menschlichen Form mehr nähern, als die des Orang und Schimpanse; sie stehen höher über die Gesichtsfläche heraus, sind länger, erstrecken sich fast bis zum Rande der Oberlippe, und haben etwas seitwärts aber mehr nach unten als oben geöffnete Nasenlöcher. Das hier beschriebene Individuum ist ein von dem verstorbenen General Hardwicke, der es vom ostindischen Continent erhielt, der zoologischen Gesellschaft geschenktes, junges Weibchen. Es ist dasselbe, worauf sich der vierte Band des Zoological Journal unter dem Namen Simia Lar bezieht. Sowohl das gegenwärtige Thier, wie der weißhändige Gibbon besitzen den wurmförmigen Fortsatz des Cöcum; und letztere Art wenigstens hat nur zwölf Rippenpaare, wie der Mensch, obgleich sie mit sechs Lumbarwirbeln versehen ist. Dr. Harlan erwähnt, daß das Junge des Hulok von schwärzlich brauner Farbe, aber an den Händen und Fußrücken grau gesprenkelt ist; das Gesäß ist graulich, ein Busch grauer Haare steht an der Spitze des Kinnes, und eine Linie von derselben Farbe zieht sich auf der Mitte der Brust und des Leibes hinab; das Stirnband ist bei dem Erwachsenen schmäler als beim Jungen und gewöhnlich in der Mitte durch eine schwarze Linie unterbrochen. Die hier dem Jungen zugeschriebenen Kenn-

zeichen sind wahrscheinlich bloß individuelle Zeichnungen, da sie bei dem Exemplare der zoologischen Gesellschaft', welches unstreitig ein junges Thier und von demselben Geschlechte wie das Dr. Harlan's ist, nicht existiren. Auf alle Fälle, selbst wenn wir sie als beständig annehmen, werden die oben angegebenen Diagnosen genügend sein, den jungen Hulok von dem weißhändigen Gibbon zu unterscheiden.

3. Der Ungka-Etam, von Sir Stamford Raffles und F. Cuvier mit Linné's Simia Lar verwechselt, ist von Geoffroy St. Hilaire genügend unterschieden worden, der ihn auch dem Gedächtniß des ausgezeichneten Mannes, welcher ihn entdeckt hat, unter dem Namen Hylobates Rafflesii zueignete. Er ist zuerst durch die in der Histoire naturelle des mammifères enthaltene Beschreibung und Abbildung von Duvaucel bekannt worden, von deren Genauigkeit wir uns durch die Untersuchung eines schönen Exemplars im Brittischen Museum und zahlreicher anderer in dem Niederländischen Museum zu Leyden überzeugt haben. Das Haar dieser Species ist dick, pelzartig und von gleichmäßig schwarzer Farbe, nicht so glänzend wie das des Siamang, und in einem gewissen Lichte in das Tiefbraune spielend, was sich besonders an den Lenden und der äußern Fläche der Schenkel zeigt, die offenbar von hellerer Farbe als der übrige Körper sind, und sich mehr dem Blaß-Kaffeebraunen nähernd. Das Gesicht ist, wie bei Simia Lar, vollständig mit einem Kranze von weißem Haar umgeben, der auf der Stirn schmal, aber auf den Backen in Form breiter, buschiger Bärte erweitert scheint und sich unter dem Kinne so weit erstreckt, daß er beide Backenbärte vereinigt; dieser Kranz besteht bei dem Weibchen nur aus einem schmalen, über die Stirn laufenden Bande, während Backenbärte und Kinn von gleicher schwarzer Farbe wie der übrige Körper sind; dieses Geschlecht soll sich auch noch weiter durch die Verbindung der zweiten und Mittelzehe der Hinterfüße unterscheiden. Duvaucel ist aber sicherlich im Irrthum, wenn er diese Eigenschaft für ein allen weiblichen Gibbons zukommendes Unterscheidungszeichen hält. Diese Ansicht ist wahrscheinlich zu schnell gefaßt und ohne genügend ausgedehnte Beobachtungen generalisirt worden; denn es widerspricht aller Erfahrung und Wahrscheinlichkeit, daß die verschiedenen Geschlechter derselben Art eine derartige Anomalie der Bildung zeigen sollten, und da Duvaucel sich unstreitig täuscht, wenn er dieselbe dem Ungka-Puti zuschreibt, so läßt sich natürlicherweise vermuthen, daß er sich auch im vorliegenden Falle geirrt habe. Wenn zwischen den von Duvaucel beobachteten Thieren wirklich eine Verschiedenheit existirte,

so rührte sie wahrscheinlich daher, daß er die Männchen und Weibchen zweier verschiedenen Arten identifizirte, was schon von Cuvier vermuthet wurde und auch aus anderen Rücksichten wahrscheinlich ist. Der Rücken der Hände und Füße des Ungka-Etam ist von gleicher, durchgehends schwarzer Farbe, wie der übrige Körper, und — wenigstens nach den Abbildungen zu schließen, da der Text über diese Punkte schweigt — Gesicht, Handflächen und Sohlen sind dunkelblau und das Haar des Unterarmes nach dem Ellbogen zugekehrt. Diese Art unterscheidet sich demnach vom H. Lar durch die schwarzen Hände und Füße, vom Hulok durch die weiße Farbe des Bartes und Kinnes, sowie die theilweise Verbindung der Zehen, und von beiden dadurch, daß die Färbung der Schenkel bedeutend heller ist, als die des übrigen Körpers. Ferner unterscheidet sie sich nicht nur von diesen, sondern von allen übrigen bekannten Affenarten durch den Besitz von 14 Rippenpaaren, was uns lehren sollte, selbst geringe äußere Verschiedenheiten zu beachten, da diese von so wichtigen inneren Eigenthümlichkeiten begleitet sein können.

Der von Cuvier einfach Ungka oder Ounka genannte Ungka-Etam soll so selten sein, daß Duvaucel selbst während eines fünfzehnmonatlichen, mit Untersuchung der Zoologie von Sumatra zugebrachten Aufenthaltes nie Grund fand, sein Vorhandensein zu vermuthen, und nur kurze Zeit vor seiner Abreise von der Insel so glücklich war, denselben in der Nähe von Padam zu finden. Derselbe hat über Charakter und Gewohnheiten dieses Thieres keine Nachrichten gegeben, und die kurze Notiz von Sir Stamford Raffles lehrt uns nur, daß es, sowie der Ungka-Puti, von furchtsamer, sanfter Art sei, und weder die Größe und Stärke, noch den Muth des Siamang besitze. Buffon hat uns, gegen die Gewohnheit dieses beredten Schriftstellers, fast eben so magere Angaben über die Sitten des weißhändigen Gibbons hinterlassen, als Sir Stamford und Duvaucel. Er theilt bloß mit, daß das von ihm beobachtete Individuum von milder Gemüthsart, besonders sanften Sitten war, sich gemessen und vorsichtig bewegte und was ihm von Nahrung gereicht wurde, mit einem Anschein von Demuth annahm, der sehr von den übereilten und vorschnellen Bewegungen der gemeinen Affen abstach. Es wurde mit Brod, Früchten, Mandeln u. s. w. gefüttert und zeigte großen Widerwillen gegen Kälte und Feuchtigkeit.

Von den Gewohnheiten und Verstandeskräften des Hulok besitzen wir jedoch mehr ins Einzelne gehende und genauere Berichte, die unsere spärliche Kenntniß von den beiden an-

dern Arten reichlich aufwiegen, während die wahrscheinliche Gleichartigkeit ihrer Sitten uns geringen Grund läßt, unsere Unwissenheit über diesen Punkt zu bedauern. Allamand fügt seiner Uebersetzung ins Holländische von Buffons Werken folgende, aus dem Munde des Oberst Gordon erhaltene Notiz über ein Thier dieser Art bei, welches vom König von Assam einem Herrn Harwood zum Geschenk gemacht und von dessen Bruder nach dem Cap der guten Hoffnung gebracht worden war, wo es der Beschreibende erhalten hatte. „Dieser in seinem Heimathslande Voulock genannte Affe," sagt Oberst Gordon, „war ein Weibchen von besonders sanfter Gemüthsart; es hatte nur einen Widerwillen gegen kleine Affen, deren Gegenwart es nie ertragen konnte. Es ging stets aufrecht auf den Hinterbeinen und konnte selbst sehr schnell laufen; wenn es über einen Tisch oder zwischen Porzellan herumsprang, hütete es sich mit großer Vorsicht, etwas zu zerbrechen; es bediente sich seiner Hände nur zum Greifen, und seine Knie waren wie beim Menschen gebildet. Sein Geschrei war so durchdringend, daß man sich in der Nähe die Ohren verstopfen mußte, um nicht betäubt zu werden; es pflegte das Wort ja-hu mehremale hintereinander hören zu lassen, wobei es eine starke Betonung auf die letzte Silbe legte, und beantwortete, wenn es ein diesen Tönen gleichendes Geräusch hörte, dasselbe in gleicher Weise; um Vergnügen oder Zufriedenheit auszudrücken, bediente es sich jedoch eines leisen Kehllautes. Fühlte es sich nur im geringsten unwohl, so klagte es wie ein Kind, und kam zu seinen Bekannten, um geschmeichelt und beruhigt zu werden. Seine Nahrung bestand aus Milch und Vegetabilien, und es hatte eine solche Abneigung gegen alles Fleisch, daß es selbst nicht von einem Teller aß, worauf sich Fleischspeisen befunden hatten. War es durstig, so tauchte es seine Finger in die Flüssigkeit und saugte dieselben ab; Kleider litt es nicht, hüllte sich aber aus freiem Antrieb in jede Art von Tuch, das sich gerade zur Hand fand, um die Nachtluft abzuhalten. Sein Charakter war melancholisch und still; es hörte aber auf seinen Namen Jenny und kam schnell herbei, wenn es gerufen wurde."

Die vollständigste Beschreibung, die wir indeß über den Charakter und die Gewohnheiten dieser Species besitzen, ist in folgendem Briefe des Dr. Burrough enthalten, in dessen Besitz sich die später von Dr. Harlan abgebildeten und beschriebenen Exemplare befanden: „Diese Gibbons," sagt Dr. B., „waren mir von Kapitän Alexander Davidson, in Diensten der Ostindischen Compagnie, auf der Seestation von Goalpara,

am Burramputerflusse im Königreich Assam, geschenkt worden. Sie werden von den Assamesen Hulok genannt, und auf dem Garrowgebirge, in der Nähe von Goalpara, zwischen dem 25. und 28. nördlichen Breitegrade gefunden, auch wurden die erwähnten Exemplare wenige Meilen von der Stadt Goalpara gefangen. Der Ausgewachsene war lebend vom Januar bis Mai in meinem Besitz. Sie bewohnen vorzüglich die niederen Hügel, da sie die Kälte der mehr als vier bis fünfhundert Fuß hohen Bergrücken des Garrows nicht ertragen können. Ihre Nahrung besteht im Zustande der Wildheit meist aus Früchten, die nur in den Dschungeln dieses Landstrichs häufig vorkommen, und sie lieben besonders die Samen und Früchte des in Indien heiligen Pipulbaums, der auf den Garrowbergen eine bedeutende Höhe erreicht, greifen aber auch zu einigen Grasarten und den zarten Zweigen und Blättern des Pipuls oder anderer Bäume, die sie kauen, den Saft verschlucken und den unverdaulichen Theil fortwerfen. Sie lassen sich leicht zähmen, und beißen, selbst kurz nachdem sie eingefangen sind, nicht leicht, außer wenn sie zum Zorne gereizt werden, und zeigen selbst dann Widerstreben, sich zu vertheidigen, indem sie sich eher in einen Winkel zurückziehen, als ihren Feind angreifen; — sie gehen aufrecht; wenn man sie auf den Erdboden stellt, balanciren sie sich sehr hübsch, indem sie die Hände über den Kopf heben, und den Arm am Ellbogen- und Handgelenk ein wenig biegen, und laufen dann ziemlich schnell, mit einer wiegenden Bewegung; treibt man sie zu größerer Eile an, so lassen sie die Hände auf den Boden nieder und helfen sich damit, mehr springend als laufend, vorwärts, wobei sie immer noch den Körper fast aufrecht halten. Gelingt es ihnen, eine Baumgruppe zu erreichen, so schwingen sie sich mit so erstaunlicher Schnelligkeit von Zweig zu Zweig und von Baum zu Baum, daß sie sich bald im Dschungel oder Walde verlieren.

„Das in Rede stehende Individuum wurde in weniger als einem Monat so zahm und umgänglich, daß es meine Hand ergriff und mit mir ging, wobei es sich in der oben beschriebenen Weise mit der andern Hand forthalf. Er kam auf den Ruf und setzte sich neben mir auf einen Stuhl am Frühstückstische, und nahm ein Ei oder einen Hühnerflügel von meinem Teller, ohne mein Tischgeräth in Gefahr zu bringen. Er trank Kaffee, Chokolade, Milch, Thee u. s. w., und obgleich er gewöhnlich Flüssigkeiten in der Art genoß, daß er die Knöchel in die Tasse tauchte und seine Finger ableckte, so ergriff er doch, wenn er durstiger schien, das Gefäß, aus welchem ich ihn fütterte, mit beiden Händen

und trank, wie ein Mensch aus einer Quelle; seine Nahrung bestand hauptsächlich aus gekochtem Reiß, gekochtem Brod und Milch mit Zucker, Adamsfeigen, Bananen, Orangen, was er alles gern aß, aber Bananen am liebsten zu genießen schien; er fraß auch gern Insekten, suchte in den Spalten meines Hauses nach Spinnen, und wenn zufällig eine Fliege in seinen Bereich kam, so fing er sie geschickt mit der einen Hand, wozu er sich meist der rechten bediente. Er schien, wie viele religiöse Kasten seines Vaterlandes (Indien), eine Antipathie gegen den Genuß der meisten Arten von animalischer Nahrung zu besitzen, und aß weder Kuh- noch Schweinefleisch, zuweilen versuchte er wohl ein kleines Stück Ochsenfleisch, aß jedoch nie davon; gebratene Fische schien er allen andern thierischen Nahrungsmitteln, Huhn ausgenommen, vorzuziehen, und selbst hievon genoß er nur spärlich, indem er sich lieber an seine gewöhnliche Diät, Brod und Milch, gezuckerte Milch, Früchte u. s. w. hielt. Er war ungemein friedfertig und ergriff, wie es mir schien, mit Freuden jede Gelegenheit, seine Neigung und Anhänglichkeit für mich zu zeigen. Wenn ich ihn des Morgens besuchte, so erhob er ein lautes, schrillendes Geschrei Hu-hu-hu, das er oft fünf bis zehn Minuten lang fortsetzte, und sich darin nur so lange unterbrach, als er Zeit bedurfte, tief Athem zu holen; bis er sich endlich, wie ganz erschöpft niederlegte, mich seinen Kopf kämmen und das lange Haar seiner Arme bürsten ließ, aber besonders von dem kitzelnden Gefühle, das die Bürste auf seinem Leibe und Beinen hervorbrachte, ergötzt schien. Er wendete sich dabei von einer Seite zur andern, hielt zuerst den einen Arm hin und dann den zweiten, und er faßte, wenn ich weggehen wollte, meinen Arm oder Rockflügel, um mich zurückzuziehen um meine täglichen, kleinen Aufmerksamkeiten von Neuem zu beginnen. Wenn ich ihm aus der Entfernung rief und er meine Stimme erkennen konnte, so ließ er sogleich sein gewöhnliches Geschrei hören, das er zuweilen allmählig bis zu einer Art von Gewinsel herabbrachte, indeß meist seinen lauteren Ton wieder annahm, wenn ich mich ihm näherte. Dieses Thier war ein Männchen, besaß aber keine besonderen Geschlechtszeichen, und hätte leicht von einem oberflächlichen Beobachter für ein Weibchen gehalten werden können. Ich habe keinen genauen Anhaltspunkt über sein Alter, vermuthe indeß nach der Größe und Länge seiner Hundszähne, daß er schon bei Jahren war.

„Der andere große Hulok, dessen Schädel Sie besitzen, war auch ein ausgewachsenes Männchen, stammte ebenfalls

aus den Garrowbergen in Assam und wurde mir gleicherweise von meinem Freunde, Kapitän Davidson von Goalpara, zum Geschenk gemacht. Er kam im Monat April in meinen Besitz und starb im Juli zur See, gerade ehe wir auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung ankamen, an einer katarrhalischen Krankheit. Sein Tod wurde vielleicht durch den Mangel an gehöriger Nahrung, die auf weiten Reisen nicht zu haben ist, beschleunigt. Dieses Thier war dem vorher beschriebenen an Charakter und Gewohnheiten ähnlich und mag acht bis zehn Jahre oder noch älter gewesen sein, da mir die Eingeborenen von Assam erzählt haben, daß sie ein Alter von 25—30 Jahren erreichen.

„Das junge Thier kam ebenfalls lebend in meinen Besitz; es war ein Weibchen, das mir zur selben Zeit, als ich das erste erhielt, von einem Garrowindianer gebracht wurde, starb aber auf dem Wege von Goalpara nach Kalkutta an einer aus Katarrh entspringenden Lungenkrankheit. Als dieses arme Thier anfing, sich krank zu fühlen, litt es viel an Schmerzen und Beklemmung der Brust, wogegen ich ein Abführungsmittel von Kastoröl und Calomel und warme Bäder verordnete, wovon es zwar vorübergehende Erleichterung zu spüren schien, aber doch nach zehntägiger Krankheit starb. Das Thier schien an dem Bade Vergnügen zu finden, und lief, wenn ich es aus dem Gefäße hob, wieder zu dem Wasser zurück und legte sich darin nieder, bis ich es wieder daraus fortnahm; wie die andern, welche ich im Besitz hatte, war es sanft und friedfertig, obgleich sehr furchtsam und scheu vor Fremden; es befand sich aber noch keine Woche in der Gefangenschaft, so lief es, wenn es in einem offenen Raume niedergesetzt wurde, schnell auf mich zu, sprang in meine Arme und umschlang meinen Hals; es mochte zwischen neun Monaten und einem Jahre alt sein. Ich fütterte es mit gekochter, mit Wasser verdünnter und mit Kandiszucker versüßter Ziegenmilch; zuweilen verzehrte es auch etwas Brod und Milch mit dem älteren Thiere und lernte bald die Milch durch einen mit einem Lumpen bedeckten Federkiel aus einer kleinen Flasche saugen.“

Außer den drei Gibbons, deren Unterscheidungszeichen und Gewohnheiten hier beschrieben worden sind, und die sich von andern Thieren derselben Familie durch die dunkelbraune oder schwarze Farbe ihres Pelzes unterscheiden, ist noch eine vierte Art von Dr. Harlan in dem Journal der philadelphischen Akademie der Naturwissenschaften beschrieben und abgebildet worden, und wenn gleich die dort gegebene Darstellung nicht umständlich genug ist, uns zu befähigen, uns

positiv über die specifische Verschiedenheit des fraglichen Thieres oder seine Identität mit einer der schon beschriebenen Species auszusprechen, so dürfen wir doch den vorliegenden Theil unseres Gegenstandes nicht beschließen, ohne dessen zu erwähnen. Das von Dr. Harlan beschriebene Individuum wurde im Mai 1826 von Borneo nach New=York gebracht. Seine Größe und der Zustand seiner Zähne zeigten augenscheinlich, daß es ein junges Thier war; seine ganze Länge vom Scheitel bis zur Sohle betrug 2′ 2″, und auf jeder Seite der Kiefer waren erst 3 Backenzähne entwickelt. Das ganze Thier war, mit Ausnahme von Gesicht, Ohren, Handflächen und Fußsohlen, mit einem dicken, krauswolligen Pelze von gleichmäßiger tiefschwarzer Farbe bedeckt und zeigte keine Spur der weißen Zeichnungen auf Gesicht und Händen, welche die drei bereits beschriebenen Arten unterscheiden. Die Haut der nackten Theile, Gesicht, Ohren, Handflächen und Sohlen, war ebenfalls tiefschwarz; die Augäpfel hervorstehend, die Arme so lang, daß bei aufrechter Stellung die Finger fast den Boden berührten, die Nase hervorstehender und der Gesichtswinkel höher als bei den Orangs.

In Gewohnheiten und Sitten zeigte das fragliche Individuum alle die Affen im Allgemeinen charakterisirende Gelehrigkeit und Intelligenz; wenn es sich auf einer ebenen Fläche bewegte, nahm es freiwillig die aufrechte Stellung an, kletterte mit vieler Leichtigkeit und konnte leidlich gut auf dem gespannten Seile gehen, wobei es sich mit seinen langen Armen balancirte. Es schlief in zurückgeneigter Lage, nährte sich vorzüglich von reifen Früchten und starb zuletzt an einer Diarrhöe, die es sich durch übermäßigen Genuß seines Lieblingsfutters zugezogen hatte. Bei der Sektion fand sich, daß das Thier ein vollkommener Hermaphrodit war; es hatte lange wurmförmige Fortsetzungen, vierzehn Rippenpaare, fünf Lumbar=, fünf Sakral= und fünf Coccygealwirbel und besaß keine Spur von den Kehlsäcken, welche einige der übrigen Species unterscheiden.

Es ist leicht zu sehen, daß diese Beschreibung wesentlich von denen aller übrigen bis jetzt erwähnten Gibbons abweicht. Von dem weißhändigen Gibbon (H. Lar) unterscheidet sie sich sowohl durch die gleichmäßige schwarze Farbe der Backen und Extremitäten, als durch die Zahl der Rippen, von denen die eine Species vierzehn, die andere nur zwölf Paare besitzt; die Abwesenheit der großen Kehlsäcke trennt sie specifisch von dem Siamang (H. syndactylus), unglücklicherweise sind aber die Kennzeichen nicht detaillirt genug beschrieben, um uns mit gleicher Gewißheit über die Verschiedenheit dieses

Thieres von dem Hulok (H. scyritus) und Ungka=Etam (H. Rafflesii) urtheilen zu lassen. Die durchgehends schwarze Farbe dieses Thieres bildet zwar ein genügendes äußeres Unterscheidungszeichen zwischen ihm und diesen beiden Arten, dagegen nähert es der wollige Pelz und die merkwürdige Rippenzahl von 14 Paaren dem Ungka=Etam so sehr, daß eine genauere Untersuchung der Kennzeichen desselben. besonders in Hinsicht auf die Richtung des Haares des Unterarms und die Verbindung oder Getrenntheit der zweiten und mittleren Hinterzehe, wünschenswerth ist; diese sind, wie wir bereits gesehen haben, bei dem Hulok frei, aber bei dem Ungka=Etam verbunden. Die Zahl der Rippen bei der ersteren Art ist nicht bekannt, wogegen die Rauhheit des Pelzes, sowie die Verschiedenheit des Habitat den H. concolor genügend von diesem Thiere unterscheidet, wie die Gleichförmigkeit der Farbe von dem Ungka=Etam. In der That ist es nur der eigenthümliche Umstand des Hermaphroditismus bei dem einzigen bis jetzt angetroffenen Exemplare von H. concolor, der auf seinen Anspruch, zu einer besonderen Species zu gehören, begründete Zweifel wirft, und die vorstehenden Bemerkungen werden hoffentlich diesem Gegenstande weitere Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Wauwau, Ungka=Puti, der bunte und braunbärtige Gibbon.

Der erste Theil dieses Kapitels war der Geschichte und den specifischen Verschiedenheiten von vier Gibbons gewidmet, deren gemeinsame schwarze oder braune Farbe sie bei nicht ganz sorgfältiger und genauer Untersuchung leicht verwechseln läßt, und wir haben nun eine gleiche Aufgabe in Bezug auf vier andere Species zu erfüllen, welche sich zu einander auf ähnliche Weise verhalten, während sich dieselben von der vorhergehenden Gruppe durch die bei ihnen vorwaltenden hellbraunen oder aschgrauen Farben leicht unterscheiden. Es ist nicht unsere Absicht, den vorliegenden Theil unseres Gegenstandes so weitläufig zu behandeln, aber die hohe Stellung, welche die bisher erwähnten Thiere als Verbindungsglieder zwischen dem Menschen und der vernunftlosen Schöpfung einnehmen, wird ohne Zweifel in den Augen unserer Leser die hier gegebenen ausführlicheren Details rechtfertigen, selbst wenn dies nicht durch die bisherige Verwirrung und Dunkelheit unter den specifischen Verschiedenheiten der Gibbons zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden wäre. Es existirt in der That bis jetzt noch keine kritische Vergleichung der die

verschiedenen Arten von Gibbons trennenden Kennzeichen, und die natürliche Folge davon war, daß der Ungka-Puti (H. agilis) mit dem Wauwau (H. leuciscus), der bunte Gibbon (H. variegatus) mit der weißhändigen Art (H. lar), und diese wieder mit dem Ungka-Etam (H. Rafflesii) und dem Hulok (H. scyritus) verwechselt wurde, während der braunbärtige Gibbon (H. choromandus) ganz übersehen oder, seltsam genug, als das Weibchen von H. lar betrachtet worden ist. So lange die beobachteten Verschiedenheiten der Thiere nur auf der Färbung des Haares beruhen, sind solche Meinungsverschiedenheiten bei den Naturforschern unvermeidlich; man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn die neuesten Kataloge nur fünf von den im gegenwärtigen und letzten Kapitel beschriebenen Gibbonarten aufzählen; eine aufmerksame und genaue Untersuchung hat uns indeß befähigt, dauerndere und einflußreichere Eigenthümlichkeiten bei diesen Thieren zu entdecken, welche die verschiedenen Arten wesentlich unterscheiden.

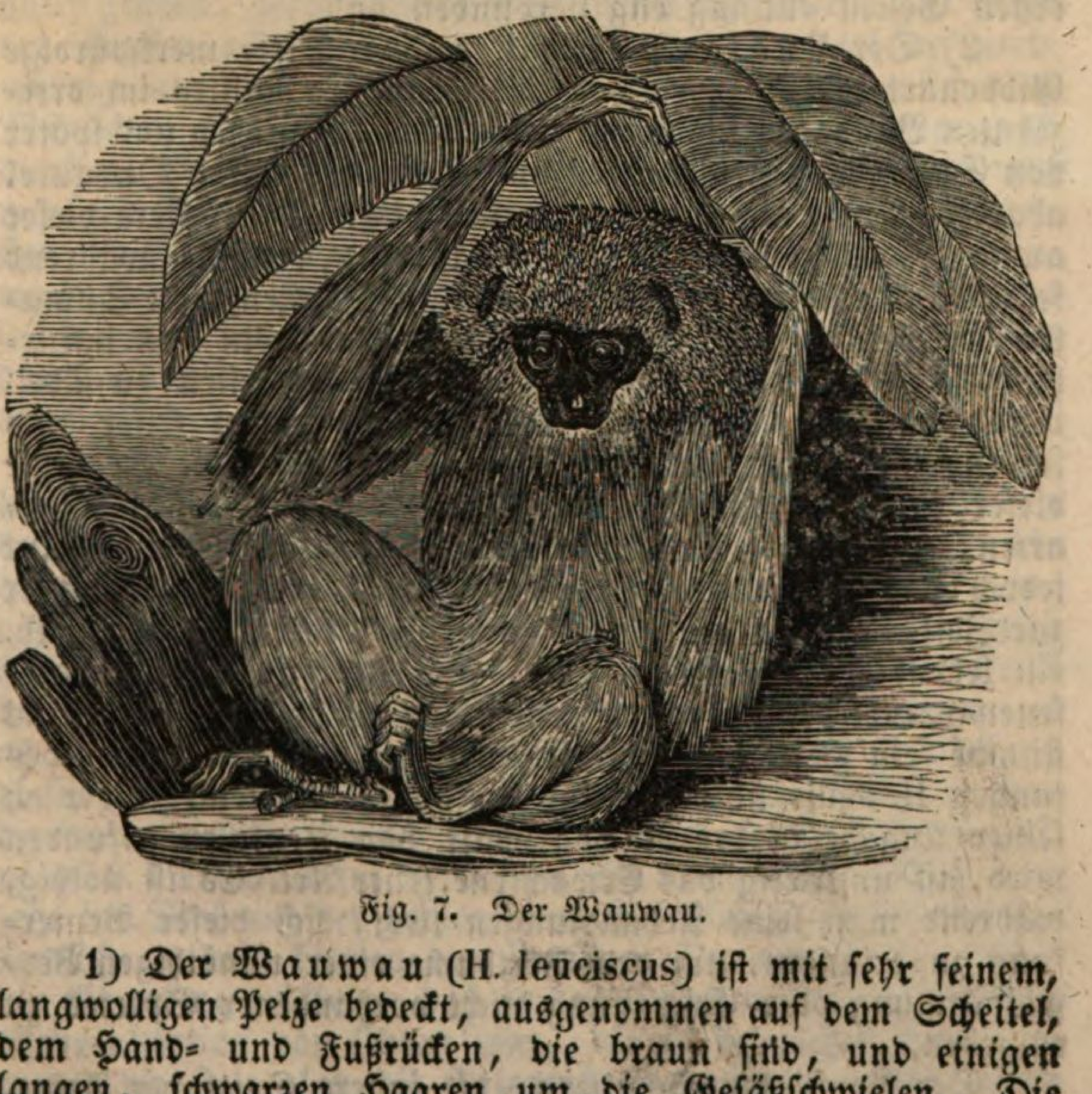


Fig. 7. Der Wauwau.

1) Der Wauwau (H. leuciscus) ist mit sehr feinem, langwolligen Pelze bedeckt, ausgenommen auf dem Scheitel, dem Hand- und Fußrücken, die braun sind, und einigen langen, schwarzen Haaren um die Gesäßschwielen. Die

Backenbärte sind schmutzigweiß und ein sehr schmales, oft kaum zu unterscheidendes Band von der gleichen Farbe geht über die Augen weg; die Wolle des Vorderarmes steht aufrecht, nicht gegen den Ellbogen zugekehrt, wie bei einigen anderen Affenarten. Die nackten Theile des Gesichts, der Hände und Füße sind von glänzendschwarzer Farbe, und der zweite und Mittelfinger der Hinterhände der ganzen Länge nach frei. Diese zuerst von dem berühmten Camper beschriebene und secirte Species bewohnt Java und die Molukken. Sir Stamford Raffles und F. Cuvier haben sie mit dem Ungka-Puti (H. agilis) verwechselt, von dem sie sich jedoch nicht nur durch die Vertheilung ihrer Farben, sondern auch durch das viel beständigere und wichtigere Charakterzeichen, welches sich aus der Verbindung des zweiten und Mittelhinterfingers unterscheidet, auf welches wir in diesem und den vorhergehenden Kapiteln so oft hingedeutet haben. Bei der vorliegenden Species sind diese Organe, wie schon bemerkt, vollkommen frei, während sie bei dem Ungka-Puti dem ganzen ersten Gelenk entlang eng verbunden sind.

2) Der Ungka-Puti (H. agilis). Diese merkwürdige Gibbonart wurde zuerst von Sir Stamford Raffles im dreizehnten Bande der Linnæan transactions beschrieben und später von Cuvier nach Zeichnungen und Noten des Herrn Duvaucel abgebildet und ausführlicher berücksichtigt. Der erstere dieser ausgezeichneten Naturforscher besaß und benützte während seines Aufenthaltes in Benkulen als Gouverneur von Sumatra Gelegenheit zum Beobachten und Sammeln von naturhistorischen Gegenständen, wie sie Anderen selten zu Theil wird, und wir verdanken hauptsächlich seinem Eifer und seinen Fähigkeiten dasjenige, was wir über die Zoologie dieser großen Insel und besonders die verschiedenen Affenarten, welche ihre Urwälder bewohnen, wissen. Er scheint jedoch das Junge des gegenwärtigen Thieres, von dem er zur Zeit, als er die bereits angeführte Beschreibung gab, ein lebendiges Exemplar besaß, für eine von dem Erwachsenen verschiedene Species genommen zu haben, mindestens stimmt sein Bericht in jeder Hinsicht mit den Kennzeichen des jungen H. agilis überein, und die andere Varietät, die nach seiner Angabe in der Nachbarschaft von Benkulen gefunden wird, ist unstreitig das Erwachsene jener Art. Es ist nöthig, während man seine Abhandlungen liest, sich dieser Bemerkung zu erinnern, um dem Irrthume einer unnöthigen Vervielfältigung oder Erschaffung nicht vorhandener Species zu entgehen.

Der Kopf, die Schultern, die innere Seite der Arme,

Beine und Schenkel sowohl, als die ganze Brust und der Leib sind von tiefer Kaffeefarbe und viel dunkler auf der untern als obern Fläche des Körpers, der gewöhnlich die Vertheilung und Intensität der Farben bei anderen Thieren beherrschenden Regel gerade entgegengesetzt, daß die dunkleren Schattirungen auf der obern und die helleren auf der untern Fläche des Körpers vorwalten. Der Hinterkopf, die ganze Ausdehnung des Rückens und der Hüften, von unmittelbar hinter den Schultern bis zur Extremität des Rumpfes, sowie die Außenseite der Schenkel, sind von hellblonder Farbe, die eigenthümlich gegen die tiefe Kaffeefarbe der Brust, des Leibes und der Schulter absticht. Große weiße Backenbärte bedecken das Gesicht und sind durch ein schmales Band von der nämlichen Farbe, das über den untern Theil der Stirne weggeht, verbunden; die Gefäßschwielen sind von wenigen röthlichbraunen Haaren umgeben; der zweite und mittlere Hinterfinger wie bei dem Siamang (H. syndactylus) verbunden; das Gesicht ist von bläulichschwarzer Farbe, die Augen tief unter großen, hervorstehenden Brauen eingesunken, das Haar des Kopfes nach hinten gekehrt und die Hundszähne merkwürdig lang und stark. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen nur durch dunklere Gesichtsfarbe, kleinere und dunklere Backenbärte, nicht so vorstehende Augenbrauen und weniger dicht behaarte Brust und Leib. Bei den Jungen sind die Farben fast eben so vertheilt wie bei den Ausgewachsenen, nur weniger markirt und dunkel, und sich zuweilen selbst einer hellgelblichen Schattirung nähernd, aber stets dunkler auf der Vorder- als Hinterseite des Körpers. Die Qualität des Pelzes ist in jedem Alter sanft und wollig.

Herr Duvaucel dehnt seine Bemerkung, daß die weiblichen Gibbons von den männlichen durch die Verbindung des zweiten und mittlern Hinterfingers verschieden sind, ausdrücklich auf die gegenwärtige Species aus. Wir haben indeß, trotz der positiven Ausdrücke, in welchen er dieses Kennzeichen dem männlichen Ungka-Puti abspricht, dasselbe bei beiden Geschlechtern gleichmäßig entwickelt gefunden, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß die von uns zur Feststellung dieses Punktes untersuchten Exemplare gerade dieselben Individuen waren, welche Herr Duvaucel selbst gesehen hat, nämlich die früher im Besitz von Sir Stamford Raffles, und jetzt im Museum der zoologischen Gesellschaft in London befindlichen; wir können den Irrthum Duvaucels nur durch die Annahme erklären, daß er das Resultat einer zu hastigen Generalisation von Ideen war, die zu bestätigen ihm entweder die Zeit oder die Gelegenheit mangelte. Wir haben

schon bei der Beschreibung des Ungka-Etam (H. Rafflesii) bemerkt, wie unwahrscheinlich es ist, daß eine so wichtige organische Modifikation, wie diese, ein bloßes geschlechtliches Unterscheidungszeichen sein sollte, und obgleich wir keine Gelegenheit fanden, diese Eigenthümlichkeit bei jener Art zu beobachten, so rechtfertigt doch das Resultat unserer Untersuchung, so weit es den Ungka-Puti angeht, vollkommen das Zurückweisen von Duvaucels Angaben für die eine wie die andere Species.

Sir Stamford Raffles geht in der irrthümlichen Darstellung des fraglichen Merkmals noch weiter als selbst Duvaucel, indem er die Vereinigung der Finger nicht nur bei dem männlichen, sondern auch bei dem weiblichen Ungka-Puti läugnet. „Bei keinem dieser Thiere," sagt er nach der Beschreibung des Ungka-Puti und Ungka-Etam, „finden sich nackte Hautfalten unter der Kehle (wie bei dem Siamang nämlich, mit dem er dieselben augenscheinlich vergleicht) und alle Zehen sind frei." Es ist unmöglich, diese Angabe eines so fähigen und vorurtheilsfreien Beobachters wie Sir Stamford anders zu erklären, als durch die Annahme, daß sein Geist zu stark von der Idee eingenommen war, diese Art der Organisation sei das specifische Unterscheidungszeichen des Siamang, bei dem er sie zuerst gefunden hatte, um ihm zu gestatten, dieselbe bei einer andern Art wahrzunehmen. Jedenfalls widerspricht diesem Duvaucel, so weit es mindestens das Weibchen des Ungka-Puti betrifft, und wir dürfen nur auf Sir Stamfords eigene Exemplare des Männchens, Weibchens und Jungen des Ungka-Puti verweisen, um zu zeigen, daß seine Angabe in Bezug auf diese Species ganz irrthümlich ist.

Wir haben ferner Cuviers Verwechslung des Ungka-Puti mit dem Wauwau angeführt, und die specifische Verschiedenheit dieser Thiere ist zwar schon, wenigstens soweit sie aus ihrer verschiedenen Färbung hervorgeht, von Geoffroy St. Hilaire in seinem Cours d'Histoire naturelle des mammifères gezeigt worden, doch verfällt dieser ausgezeichnete Zoolog selbst in einen schweren Irrthum, wenn er den Ungka-Puti mit dem Petit-Gibbon Buffons verwechselt, der bereits, wenn auch zaudernd, von Desmarest unter dem Namen H. variegatus gesondert aufgestellt worden ist. Wir werden sogleich auf diesen Gegenstand zurückkommen; für jetzt haben wir nur noch zu bemerken, um zukünftigen Verwechslungen des Ungka-Puti mit dem Ungka-Etam vorzubeugen, die durch die helle Farbe des Rückens, der Schenkel und Backenbärte beider Arten leicht veranlaßt werden könnte, daß sich außer

der verschiedenen Grundfarbe diese Thiere auch durch die Rippenzahl unterscheiden, da nach Duvaucels Sektion der Ungka-Etam vierzehn Paare, der Ungka-Puti aber nur dreizehn besitzt.

3) Der bunte Gibbon (H. variegatus) ist zuerst unter dem Namen petit Gibbon von Buffon und Daubenton beschrieben und abgebildet worden. Diese Naturforscher hielten ihn für eine bloße Varietät der weißhändigen Art (H. lar), die sie unter dem Namen grand Gibbon aufgeführt und abgebildet hatten, und die neueren Zoologen verwechselten ihn entweder mit dieser oder einer andern Art, oder gaben seine besondere Stellung nur zweifelnd zu. Die letztere Ansicht hat indeß, so viel wir wissen, Desmarest allein; er beschreibt Buffons petit Gibbon in einem besonderen Abschnitte unter dem specifischen Namen H. variegatus, scheint darüber jedoch nicht ganz gewiß zu sein, was wahrscheinlich daher kommt, daß er nie Gelegenheit gehabt hatte, das Thier selbst zu sehen, und dasselbe nur aus Daubentons Beschreibung kannte. Zwar hat sich Geoffroy St. Hilaire, keine geringe Autorität in Bezug auf diesen Gegenstand, neuerlich der alten Ansicht von der specifischen Indentität des H. variegatus und H. lar wieder zugewendet; die Untersuchung eines Individuums im Museum der zoologischen Gesellschaft, hat uns jedoch in den Stand gesetzt, Desmarests Conjektur zu bestätigen und die Verschiedenheit dieser beiden Species außer Zweifel zu stellen. Das Exemplar der zoologischen Gesellschaft, welches von Sir St. Raffles von Sumatra mitgebracht wurde, hat schmutzig braune oder hellkaffeefarbige Scheitel, Schultern, Arme, Beine und Schenkel; dagegen sind der Nacken, Außenseite der Schenkel, Brust und Leib blond oder schmutzig weiß; ein breiter weißer Kreis umgibt das Gesicht, der über den untern Theil der Stirn in ein schmäleres Band zusammengeht, sich dann auf den Backen zu großen Bärten ausdehnt, und sich unten so vereinigt, daß er die ganze Gegend unter dem Kinne bedeckt; die ganzen Hände und Füße, von den Knöcheln an, sind ebenfalls weiß oder hellgrau, und die zweite und Mittelzehe der Füße bis ein wenig über das erste Glied hinaus eng verbunden, gerade wie beim Siamang (H. syndactylus); das Individuum scheint ein junges Weibchen zu sein.

Die unterscheidenden Merkmale zwischen H. variegatus und H. lar, wenigstens so weit sie die Art und Vertheilung der Färbung betreffen, lassen sich leicht durch eine Vergleichung dieser Beschreibung mit der des weißhändigen Gibbons im vorigen Kapitel erkennen. Die graue Farbe der Hände

und Füße und der weiße Kreis um das Gesicht sind in der That die einzigen, beiden Arten gemeinschaftlichen Kennzeichen; die Grundfarben sind dagegen verschieden; bei dem einen tief schwarz, bei dem andern ein schmutziges Hellbraun, Rücken, Oberschenkel, Brust und Leib des H. variegatus sind blond oder schmutzig weiß, während bei H. lar diese Theile eben so schwarz sind, als der übrige Körper; und schließlich sind bei der ersteren Species der zweite und Mittelfinger der Hinterhände bis über das erste Glied verbunden, während dies beide anderen nur auf zwei Drittel der Länge desselben stattfindet. Diese letztere Eigenthümlichkeit ist allein schon mehr als hinreichend, die specifische Verschiedenheit dieser beiden Thiere zu beweisen, oder selbst wenn man Duvaucels Hypothese, daß dies ein geschlechtliches Merkmal sei, in ihrer vollsten Ausdehnung annimmt, so beweist dies wenigstens, daß sie nicht dem jungen und ausgewachsenen Zustande der gleichen Art angehört, da in diesem Falle das Merkmal, wenn es überhaupt vorhanden ist, nothwendigerweise bei beiden gleichmäßig entwickelt sein müßte, und daß sie nicht bloß Männchen und Weibchen der gleichen Art sind, geht aus der ausdrücklichen Erklärung Daubentons hervor, daß sowohl sein petit als grand gibbon Weibchen waren, so wie aus der Thatsache, daß die Exemplare der zoologischen Gesellschaft verschiedenen Geschlechts sind. Wir sind demnach zur Gewißheit darüber gelangt, daß dieselbe Schattirung und Vertheilung der Farben bei beiden Geschlechtern des H. variegatus vorhanden ist; und wenn auch die einzigen beobachteten Exemplare von H. lar, deren Geschlecht angegeben worden ist, Weibchen waren, so ist es doch wahrscheinlich, daß sich die Bemerkung auch auf diese Species erstreckt. Professor Geoffroy St. Hilaire hat, wie schon oben bemerkt wurde, die Vermuthung ausgesprochen, daß die uns vorliegende Art mit dem Ungka-Puti (H. agilis) identisch sei, und auf den ersten Blick möchten die helle Farbe des Rückens und der Hüften, der weiße Kreis um das Gesicht und die Verbindung des zweiten und mitteln Hinterfingers, welche beiden gemeinschaftlich sind, dieser Angabe wohl Gewicht geben; diese sind aber der That nach auch das Einzige, was beiden zukommt; der Ungka-Puti besitzt weder die weißen Hände und Füße, noch die helle Färbung des Leibes und der Brust, welche den bunten Gibbon auszeichnen; im Gegentheil, die untere Fläche des Körpers weicht von der großen Mehrzahl der Thiere dadurch ab, daß er viel dunkler gefärbt ist als der obere, und daß diese Merkmale specifisch unterscheidend sind, ergibt sich aus der Thatsache, daß sie

bei allen Geschlechtern und Lebensaltern ausdauern und sich nie verändern. Dies findet seine Anwendung mit gleicher Stärke auf den H. variegatus; die Intensität und Vertheilung seiner Farben hängt weder vom Alter, noch Geschlecht ab, und wir sind demzufolge berechtigt, ihn für eine besondere reine Art anzusehen.

4) Der braunbärtige Gibbon (H. choromandus). Diese neue Species, von der sich ein einziges Exemplar im Museum der zoologischen Gesellschaft befindet, wurde neuerlich in einer wissenschaftlichen Versammlung dieser Körperschaft beschrieben. Dasselbe war von dem ostindischen Festlande dem verstorbenen General Hardwicke nebst einem Exemplar des Hulok (H. scyritus), von dem es das Weibchen sein sollte, zugeschickt, was sich jedoch schon dadurch genügend widerlegte, daß beide in Rede stehende Thiere diesem Geschlechte angehörten, so wie, da sie von verschiedener Farbe waren, durch die in Dr. Harlans und Burroughs Beschreibung jenes Thiers enthaltene ausdrückliche Erklärung, daß sich die beiden Geschlechter dieser Species in der Farbe nicht unterscheiden, sondern gleichmäßig bis auf den kleinen Stirnreif von weißem Haar, durchgehends tief schwarz sind. Diese Erscheinung würde auch, unabhängig von den sogleich zu beschreibenden übrigen Kennzeichen, schon hinreichen, die Verschiedenheit der neuen Art zu beweisen. Der Name Choromandus, mit dem es zu bezeichnen vorgeschlagen wurde, ist von dem bei Plinius nach Tauron erwähnten Namen eines indischen Stammes hergeleitet, der nach dessen Beschreibung behaart, mit gelben Augen und Hundszähnen versehen war, und statt artikulirter Laute ein fürchterliches Geschrei und Kreischen ausstieß, und der, wie schon bemerkt, wahrscheinlich irgend eine verwirrte und unbestimmte Erzählung von dieser oder einer andern continentalen Gibbonspecies zu Grunde lag. Folgendes ist die Beschreibung der neuen Art: das untersuchte Exemplar war ein ausgewachsenes Weibchen von ungefähr der gleichen Größe wie der Ungka-Puti (H. agilis), von dem es sich auch in der Farbe nicht sehr unterschied, außer daß ihm die hellere Schattirung des Rückens und der Hüften fehlten, und daß die Backen, Bärte und der untere Theil des Kinnes, statt wie bei jener Species weiß, tief kaffeebraun sind. Alle obern Theile des Körpers, Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Schenkel, Hüften und Außenseite der Glieder sind schmutzig weißlich braun, ins Gelblichrothe stechend: Brust, Leib und die unteren Theile merklich dunkler als beim Ungka-Puti, aber ohne eine Spur der hellen Farbe auf dem Rücken und den Hüften, welche

jenes Thier auszeichnet, Finger und Zehen sind bis an die Nägel mit schwarzem Haar bedeckt, das stark mit der Färbung der umgebenden Theile contrastirt, und der Haarwuchs auf den Backen bildet große tief kaffeebraune Bärte, die ebenfalls einen starken Contrast gegen die umgebenden Farbe bilden, und sich so unter dem Kinn vereinigen, daß sie die ganze Unterfläche der unteren Kinnlade bedecken, sich aber nicht wie die weiße Färbung der Backen bei einigen anderen Species quer über die Stirn ausdehnen. In dieser Beziehung weicht der H. choromandus besonders von dem Hulok ab, der bei ebenso schwarzen Backenbärten wie der übrige Körper eine weiße Binde über der Stirn besitzt, statt deren die gegenwärtige Species bei gleicher weißlichbrauner Stirn wie die anderen Theile mit so viel dunkleren Backenbärten versehen ist, daß dieselben gegen die umgebenden Farben stark abstechen. Ebenso ist die Grundfarbe der beiden Arten wesentlich von einander verschieden, darin stimmen sie jedoch überein, daß sämmtliche Hinterfinger der ganzen Länge nach frei sind, was sich außerdem nur noch bei einer Art der Gibbons, dem Wauwau (H. leuciscus), vorfindet, und deßhalb diese drei Speeies bestimmt von ihren übrigen Verwandten abscheidet. Der H. choromandus besitzt indessen noch andere Eigenthümlichkeiten, die eine Verwechslung mit anderen bekannten Gibbons unmöglich machen. Das Gesicht ist, statt nackt und glänzend schwarz, wie bei H. scyritus, H. leuciscus und H. agilis, den einzigen Species, für die er möglicherweise genommen werden könnte, von heller graulich brauner Farbe, und besonders auf und um die Nase mit kurzem angedrückten Haar bedeckt; das Kopfhaar ist aufrecht stehend und buschig; der Schädel größer und mehr gerundet als bei irgend einer andern bekannten Gibbonart; die Nase ist ferner mehr hervorstehend, bis zum Rande der Oberlippe gehend und mit einem besonders breiten Septum versehen, das von der schmalen zusammengedrückten Form der übrigen Gibbons eben so verschieden ist, wie das der amerikanischen Simiadeen von dem der asiatischen und afrikanischen Simien, und wodurch die Nasenlöcher des H. choromandus sich seitwärts, statt wie bei den übrigen Species schief nach unten, zu öffnen scheinen. Das Haar des Unterarms schien bei dem beobachteten Individuum theilweise nach dem Ellbogen gekehrt zu sein, obgleich es durch seine Länge und sanfte wollige Qualität leicht in jede andere Richtung gebracht werden konnte. Die Entwickelung der Zähne bewies, daß das Thier ein ausgewachsenes seiner Art war, die Hundszähne waren kleiner, als gewöhnlich bei den Gib-

bons vorkommt; da indeß das Subjekt ein Weibchen war, so wird dies wohl eher für ein sexuelles als specifisches Zeichen zu halten sein. Es sollte von dem indischen Festlande sein, doch ist die genaue Lokalität unbekannt, am wahrscheinlichsten stammte es von der malayischen Halbinsel.

Die Neigungen, Gewohnheiten und Intelligenz der in diesem Kapitel enthaltenen Gibbons unterscheiden sich in keiner wesentlichen Beziehung von denen der im letzten beschriebenen Arten. Ihre Größe und Wohnplätze sind die gleichen, da alle bekannten Arten der Halbinsel von Malacca und den großen Inseln des indischen Archipels angehören. Der einzige ausführlichere Bericht über ihre Gewohnheiten betrifft nur den Ungka-Puti. „Dieser Gibbon," sagt Duvaucel in einem von Cuvier veröffentlichten Briefe, „lebt mehr paarweis als in Familien, und ist der seltenste der um Benkulen vorhandenen Arten seiner Gattung. Sehr von dem Siamang (H. Syndactylus) durch seine überraschende Behendigkeit verschieden, entflieht er mit Vogelschnelle, und kann nur wie ein Vogel, so zu sagen im Fluge, geschossen werden; kaum gewahrt er eine noch so entfernte Gefahr, so ist er schon weit entfernt. Eiligst in die Baumwipfel kletternd, ergreift er dort die biegsamsten Zweige, an denen er sich zwei bis dreimal balancirt, um sein Gleichgewicht zu sichern und einen genügenden Impetus zu erlangen, worauf er sich ohne Anstrengung oder Ermüdung auf eine Entfernung von 40 Fuß und darüber schwingt. Als Schooß- oder Hausthier zeigt er keine außerordentlichen Fähigkeiten. Er ist zierlicher als der Siamang, seine Bewegungen schneller und graziöser, aber sein Wesen nicht so lebhaft als das der Affen im Allgemeinen. Bei bloß äußerlicher Betrachtung seiner langen dünnen Arme und kurzen krummen Beine ist man weit entfernt, zu glauben, daß seine Muskeln so kräftig oder seine Gelenkigkeit so überraschend sind. Höhere Intelligenz hat ihm indeß die Natur versagt, und er ist in dieser Beziehung dem Siamang keineswegs überlegen; der einen wie der anderen Species fehlt die hohe ausgedehnte Stirn, welche höhere intellektuelle Fähigkeiten anzeigt, und dies ist einer der hauptsächlichsten Coincidenzpunkte bei ihnen. Ich bin jedoch aus eigener Beobachtung überzeugt, daß dieses Thier eines gewissen Grades von Erziehung fähig ist; es zeigt nicht die unveränderliche Apathie des Siamang, sondern ist der Furcht und dem Behagen zugänglich; es flieht die Gefahr und ist erkenntlich für gute Behandlung; es ist gefräßig, neugierig, zutraulich und zuweilen selbst munter und lebhaft. Wenn ihm auch der bei dem Siamang so be-

merkbare Kehlsack fehlt, so ist sein Geschrei doch fast das gleiche; so daß es scheinen möchte, als habe dieses Organ nicht die ihm gewöhnlich zugeschriebene Eigenschaft, die Stimme zu verstärken, wenn es nicht etwa bei der gegenwärtigen Species durch irgend eine analoge Formation ersetzt wird."

Diesem interessanten Berichte fügt Herrn Duvaucel noch bei, daß der Ungka=Puti den Eingeborenen von Sumatra unter verschiedenen Namen bekannt ist, und erwähnt unter Andern die Benennung Wauwau nach seinem Geschrei; da aber dieser, wahrscheinlich allgemeine Name, schon seit lange nur auf eine sehr verschiedene Species, den H. Leuciscus angewendet wird, so haben wir es für passend gehalten, ihn nach Sir Stamford Raffles Vorgange Ungka=Puti zu nennen, was wahrscheinlich doch am Ende sein eigentlicher Name ist. Die Erzählung des Sir St. Raffles von dem Charakter und den Sitten des Siamang und Ungka=Puti ist von der Duvaucels so verschieden, und stimmt so genau mit Herrn George Bennetts Beobachtungen überein, daß wir nicht umhin können zu vermuthen, daß Herr Duvaucel entweder seiner Imagination zu viel Spielraum gelassen, oder diese Thiere nur im letzten Stadium von Gebrechlichkeit und Krankheit gesehen hat. „Diese beiden Species," sagt Sir St. Raffles vom Ungka=Puti und Ungka=Etam, „sind furchtsamer als der Siamang, und besitzen weder die Stärke noch den Muth dieses Thieres. Was den Ungka=Puti anbelangt, so herrscht unter den Bewohnern seiner Heimath der Glaube, daß er vor Kummer stirbt, wenn er sieht, daß ihm ein anderer vorgezogen wird; und ich darf zur Bestätigung dieser Ansicht wohl hinzufügen, daß das in meinem Besitz befindliche Exemplar unter diesen Umständen erkrankte, und nicht eher wieder genas, als bis es von der Ursache seines Aergers befreit, und sein Nebenbuhler, der Siamang, in ein anderes Zimmer gebracht wurde."

Ueber die verschiedenen individuellen Sitten der übrigen Species ist wenig bekannt. Der von Camper beschriebene Wauwau kam von den Molukken, wo diese Art häufig die Gipfel der Bambusbäume bewohnt, auf deren äußersten schlanken Spitzen diese Thiere oft ihre langen dünnen Arme auf das leichteste und graziöseste schwingen, oder mit fast unbegreiflicher Schnelle in den Zweigen herumspringen sollen. Campers Exemplar ging oft aufrecht; seine Gewohnheiten waren lebhaft, und sein Charakter reizbar und leidenschaftlich; auch stimmen diese Angaben mit den Sitten eines vor einigen Jahren im Besitz der zoologischen Gesellschaft befindlich gewesenen Specimens überein.

Siebentes Kapitel.

Geschwänzte Affen oder Meerkatzen — Allgemeine Kennzeichen derselben — Asiatische Meerkatzen — Genus Semnopithecus.

Nachdem wir in den vorhergehenden Kapiteln die drei Gattungen von Affen, welche dem Menschen im Körperbau und Verstandeskräften am nächsten stehen, beschrieben haben, müssen wir nun auf der Leiter der belebten Natur eine Stufe herabsteigen und die Aufmerksamkeit unserer Leser auf jene Haltungen der Quadrumanen hinlenken, welche sich mehr der gemeinen vierfüßigen Gestalt nähern, und so das Verbindungsglied zwischen den anthropoiden Affen und den hundsköpfigen Pavianen bilden. Diese zahlreiche und sehr complizirte Gruppe umfaßt diejenigen Thiere, welche sich von den wahren Affen durch lange Schwänze, Backentaschen und Gesäßschwielen, sowie durch aus diesen Eigenthümlichkeiten entspringende Gewohnheiten und Haushaltung unterscheiden. Die Länge ihres Schwanzes z. B. würde allein schon hinreichen, die halb aufrechte Stellung und Bewegung, welche, wie wir gefunden haben, bei den wahren Affen vorwalten, den Meerkatzen sehr unbequem und schwierig machen, selbst wenn sie die gleiche Länge ihrer Glieder nicht auf die gewöhnliche vierfüßige Bewegung anwiese (diese Inferiorität wird aber reichlich durch die Sicherheit aufgewogen, womit dieses Anhängsel ihre Bewegungen stetigt, und ihre Richtung bei den fortwährenden lebhaften Sprüngen in ihren heimischen Wäldern leitet); und diese Thiere werden in der That durch ihren Bau so unfähig zur zweibeinigen Ortsbewegung gemacht, daß der Bär gerade ebenso leicht aufrecht steht und geht, als die Meerkatze, und gerade ebenso häufig dazu seine Zuflucht nimmt. Man muß indeß bedenken, daß der Erdboden nicht die natürliche Bühne bildet, worauf der geschwänzte Affe zu spielen bestimmt ist, ebenso wenig wie die wahren Affen; daß er denselben vielleicht noch seltener und widerwilliger betritt als selbst jene Thiere; daß er demnach, wenn dies geschieht, sich außer seiner eigenthümlichen und natürlichen Sphäre befindet, und nicht nach denjenigen Regeln beurtheilt werden sollte, welche in Bezug auf die eigentlichen Quadrupeden in Anwendung kommen. Er findet seine gehörige und eigenthümliche Wohnung in den Urwäldern der Tropenländer: Mittelafrika, Südasien und den

Inseln des indischen Archipels; er ist vorzüglich für das Leben auf Bäumen eingerichtet, und während seine entgegenstellbaren Daumen und greiffähigen Finger ihn befähigen, die Baumäste sicher zu umfassen, dient, wie wir eben bemerkt haben, der lange Schweif, wie die Balancirstange des Seiltänzers, dazu, sein Gleichgewicht zu sichern, wenn die Hände anderwärts in Anspruch genommen sind, und als ein Steuer, das ihn beim Springen von einem Baume zum andern leitet. Im Vergleich mit den Affen und Pavianen ist dies unstreitig das wichtigste und einflußreichste Organ der Meerkatzen; nur bei ihnen unter allen Simien allein führt es irgend eine wesentliche oder bestimmte Funktion aus, oder erfüllt irgend einen sichtbaren Zweck in dem allgemeinen Haushalt des Thieres. Die Affen sind, wie wir schon gesehen haben, ganz ohne Schwänze, die nur ihre Bewegungen gehindert, statt dazu beigeholfen haben würden. Später werden wir finden, daß dieses Organ bei den Pavianen zwar theilweise vorhanden, aber stets zu kurz und kraftlos ist, als daß es ein wirksames Werkzeug der Ortsbewegung werden könnte; auch erlangt es nur bei den Meerkatzen die Dimensionen und führt nur bei ihnen die Funktionen eines einflußreichen Organs aus.

Das nächste die Meerkatzen unterscheidende, und von den Cheiropoden diesen Thieren allein zukommende Kennzeichen ist der Besitz von Backentaschen, in welchen sie bedeutende Quantitäten von Nüssen und Früchten für zukünftige Consumtion aufbewahren und forttragen, und auf diese Art eine gewisse Voraussicht bewähren können, die wir bei den niederen Thieren selten, und bei unserer eigenen Species nicht immer finden. Diese Organe bestehen aus einer großen Höhlung oder Ausdehnung der Backen, welche sich noch auf eine bedeutende Strecke hinter dem Zahnfleische hinzieht; dieselben finden sich auch bei den Hamstern, Tamien und andern Nagethieren, sowie bei dem seltsamen und anomalen australischen Schnabelthiere, aber außer dem Cheironektes oder südamerikanischen fischenden Opossum bei keinem anderen Cheiropod, als der vorliegenden Gruppe. Diese allgemeine Regel ist indessen keineswegs ohne Ausnahme, da die fraglichen Organe sich zwar bei der großen Mehrzahl der geschwänzten Affen vorfinden, aber bei einer ganzen Gattung entweder ungemein klein sind, oder ganz fehlen. In der That besitzen die Semnopitheken keine Backentaschen, und gleichen in dieser Beziehung den Gibbons, mit denen sie, wie wir bald sehen werden, auch in anderen Details ihrer Organisation sehr nahe übereinstimmen.

Das charakteristischste und eigenthümlichste Attribut der Meerkatzen, und außer der bezeichnenden Länge des Schwanzes, das einzige, von dem es bei der ganzen Gruppe keine Ausnahme gibt, besteht in der eigenthümlichen Entwicklung der Schenkelknochen, die einen verlängerten Auswuchs oder Protuberanz bilden, der an seinem unteren Theile zu einer runden Scheibe abgeplattet, und von außen mit einem nackten kallösen Gewebe bedeckt ist, das bei diesen Thieren die Stelle eines sicheren und bequemen Sitzes vertritt, wenn sie nach ihren gewöhnlichen heftigen und anstrengenden Bewegungen zu ruhen oder schlafen wünschen. Wir haben schon bei den Gibbons ein Beispiel dieser eigenthümlichen Struktur gefunden, wo sie sich jedoch nur in einer rudimentären Form darstellte; dieselbe erreicht dagegen bei den Merkatzen und Pavianen ihre größte Entwicklung, und übt einen mächtigen Einfluß auf die Gewohnheiten und Oekonomie dieser Thiere aus. Auch ist es auf dieselben allein beschränkt, mindestens mit Ausnahme der rudimentären, eben erwähnten Verhärtungen der Gibbons, besitzt kein anderes Thier gleiche oder gleichbedeutende Organe. Die Affen, bei denen, wie schon bemerkt, die Kallositäten entweder ganz abwesend, oder nur rudimentär entwickelt sind, ruhen und liegen wie die Menschen, während die Meerkatzen und Paviane, in Folge des Besitzes dieser Organe, in sitzender Stellung ausruhen, und so einen von der Natur selbst construirten Sitz mit sich herumtragen, der stets bei der Hand ist, wenn er gebraucht wird und immer bequem ist. Die Affen oder mehr anthropoiden Simien, denen diese Organe mangeln, sind genöthigt, rohe Hütten oder Lager zu bauen, in denen sie sich der Länge nach ausstrecken und bequem und sicher ruhen können; in diese ziehen sie sich zur Schlafenszeit zurück, entfernen sich selten weit von denselben, und führen, da sie nicht Geschicklichkeit genug besitzen, ihre Wohnungen in einem größeren oder bequemeren Maßstabe zu bauen, gewissermaßen ein einsames, monogamistisches oder höchstens in kleine Familien verbundenes Leben. Die Meerkatzen und Paviane dagegen finden sich in große Heerden zusammen, durchstreifen die Wälder und Gebirge in jeder Richtung, wohin sie die Neugier oder das Verlangen nach Nahrung treiben mag, und setzen sich, wenn die Nacht einbricht, oder sie von Schlaf und Müdigkeit überwältigt werden, zwischen den gabelförmigen Zweigen des ersten besten Baumes, oder unter dem Schutze irgend eines überhängenden Felsens nieder, ruhen, wo sie sich gerade befinden, und vermeiden so die Nothwendigkeit fester oder dauernder Wohnsitze.

Wir haben bereits der gleichen Länge der vordern und hintern Extremitäten der geschwänzten Affen, als eines leitenden Unterscheidungszeichens zwischen der gegenwärtigen Gruppe und den bisher beschriebenen Gattungen erwähnt, und diesen Umstand als die unmittelbare Ursache des in der Stellung und Bewegung dieser zwei Unterfamilien bemerklichen Unterschiedes bezeichnet. Es ist unnöthig, weiter hierauf hinzuweisen; der dadurch ausgeübte Einfluß ist so in die Augen fallend, daß er der Aufmerksamkeit selbst des flüchtigsten Beobachters nicht entgehen kann; es findet sich indeß noch eine andere Eigenthümlichkeit in der Bildung dieser Organe, die eine bemerkenswerthe Ausnahme von einem allgemeinen Gesetze bildet und um so merkwürdiger ist, als sie im geraden Widerspruche mit einem der wichtigsten und wesentlichsten Kennzeichen der uns gegenwärtig vorliegenden Familie steht, und die nothwendigerweise genauer in Erwähnung gezogen werden muß. Wir beziehen uns auf die gänzliche Abwesenheit oder die rudimentäre Form des Daumens bei einer Gattung der Meerkatzen, dem Colobus, die diesen Thieren ganz eigenthümlich ist, und außer ihrer Ungewöhnlichkeit noch besonders die Aufmerksamkeit der Zoologen verdient, da sie eine Ausnahme von gerade den Eigenthümlichkeiten des Baues bildet, welche die Hauptkennzeichen der Quadrumanen ausmachen. Es liegt jedoch gegenwärtig nicht in unserer Absicht, auf die Betrachtung dieser sonderbaren Bildung und des Einflusses, welchen sie auf den Haushalt der dieselben besitzenden Thiere ausübt, einzugehen; dieser Gegenstand wird am geeignetsten berücksichtigt werden, wenn wir zur Besprechung des Kolobs kommen, und es ist für den Augenblick genügend, auf das Vorhandensein der fraglichen Anomalie hingedeutet zu haben.

Die Meerkatzen zeigen wie die Affen, trotz der allgemeinen Uebereinstimmung ihres Baues und ihrer Gewohnheiten, verschiedene Modifikationen der Organisation und diesen entsprechende Verschiedenheiten der Sitten und des Haushalts, die sie bestimmt in besondere Gruppen abgrenzen und zu Kennzeichen der verschiedenen Gattungen gemacht worden sind. Auf eine derselben, den gänzlichen Mangel des Daumens bei den Kolobs, haben wir uns schon bezogen; die Abwesenheit oder rudimentäre Form der Backentaschen bei den Semnopitheken ist ein anderes wichtiges Unterscheidungszeichen, ebenso wie die eigenthümliche Composition oder sackähnliche Form des Magens bei denselben Thieren; es läßt sich aber mit Grund fragen, in wie fern die Existenz des fünften Höckers auf den hinteren Zäh-

nen des Unterkiefers bei den meisten Affen als ein generisches Kennzeichen betrachtet werden darf, nicht bloß weil es seinen nachweisbaren Einfluß auf die Gewohnheiten und Oekonomie des thierischen Lebens ausübt, sondern auch, weil es nicht allein auf diejenigen Gattungen, welche es charakterisiren soll, beschränkt ist, wie wir bei der Besprechung der Gattungen Cercopithecus und Papio sehen werden. Es ist unbestreitbar, daß dasselbe für die praktische Diagnose bedeutenden Werth besitzen mag; ebenso verhalten sich auch andere subordinirte und collaterale Kennzeichen, wenn sie einen gewissen Grad von Allgemeinheit besitzen, aber ihre Einführung unter die generischen Merkmale ist nur geeignet, Unheil zu stiften, und der Hauptgrund des Zweifels und der Ungewißheit gewesen, welche in jenem Departement der wissenschaftlichen Zoologie obwalten. Wir haben bereits den Werth des von Cuvier und Geoffroy vorgeschlagenen, und von den Gesichtswinkeln abgeleiteten Unterscheidungszeichens für die verschiedenen Gattungen der Simien besprochen, welches ursprünglich von dem berühmten Camper zur Feststellung der verschiedenen Stämme und Varietäten des Menschengeschlechtes angewendet worden ist, und gezeigt, daß dieses Prinzip nicht mit dem gleichen Erfolg zur Unterscheidung der Quadrumanengattungen angewendet werden kann; es ist demzufolge unnöthig weiter bei diesen Gegenständen zu verweilen, und wir werden daher sogleich die erste und am höchsten stehende Gruppe der geschwänzten Affen im Einzelnen betrachten, nämlich diejenigen, welche unter Cuviers Genus Semnopithecus inbegriffen sind.

Genus Semnopithecus. — Allgemeine Kennzeichen der Semnopitheken.

Das ursprünglich von Cuvier nach dem sehr ungenügenden und trivialen, bereits erwähnten Kennzeichen der vergleichsweisen Dünnheit und Gestrecktheit der Extremitäten, und der Existenz eines fünften Höckers auf der Krone des letzten untern Backenzahnes gegründete Genus Semnopithecus, ist indessen seitdem durch die späteren Entdeckungen der Professoren Owen und Otto auf einer sicherern und philosophischeren Basis festgestellt worden, und wird jetzt von den Zoologen allgemein als eine streng natürliche und wissenschaftliche Gruppe angesehen. Es besteht aus einer sehr bedeutenden Zahl von Arten, die sich durch die schlanke verlängerte Gestalt ihrer Glieder, ihren Mangel an Backentaschen und eine eigenthümliche sackähnliche Gestalt des Ma-

gens auszeichnen, welche diesem Organ gewissermaßen das Aussehen eines großen Kolons gibt, und aller Wahrscheinlichkeit nach Eigenthümlichkeiten der Nahrungsweise entspricht, mit denen wir jedoch nur theilweise bekannt sind. Andere Eigenschaften, die zwar weniger hervorspringen, dessen ungeachtet aber einen fühlbaren Einfluß auf den Haushalt dieser Thiere ausüben, werden in der Folge bemerkt werden.

Wenn wir den langen dünnen, aber zu gleicher Zeit kräftig muskulösen Schwanz ausnehmen, womit die Natur diese Thiere begabt hat, so zeigt die äußere Bildung der Semnopitheken eine auffallende Aehnlichkeit mit der der Gibbons. Sie besitzen die gleiche verlängerte Körperform, die gleichen gestreckten Glieder, nur daß sich das merkwürdige Mißverhältniß, welches zwischen den hinteren und vorderen Extremitäten der Affen stattfindet, im vorliegenden Falle nicht wiederholt; dasselbe gerundete Cranium und verkürzte Gesicht, dieselben kleinen Schwielen und den gleichen Mangel an Backentaschen. Man hat sogar von einer Species, dem Douk (Semnopithecus nemeus), geglaubt, daß ihr die Schwielen gänzlich fehlen, dieselbe war daher von Illiger und Andern, als der Typus einer besonderen Gattung betrachtet worden, spätere Beobachtungen haben indeß gezeigt, daß das fragliche Thier in dieser Beziehung keine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet, und mit seinen übrigen Verwandten, im Besitze sowohl dieser als anderer generischer Merkmale übereinstimmt. Die Sitten und Gewohnheiten können daher als denen der Gibbons eben so ähnlich angesehen werden, wie ihre organische Bildung, und dieser Schluß wird im vollen Maße, durch in französischen und englischen Menagerien beobachtete Individuen gerechtfertigt. Die große Länge und Schlankheit ihrer Gliedmaßen raubt ihnen augenscheinlich die Fähigkeit zu längerer oder heftiger Anstrengung; die auf solche Anstrengungen folgende Ermüdung schließt nothwendigerweise den Versuch dazu aus und stellt dieselben im Vergleich zu den compakten muskulösen Gliedern der Cerkopitheken, Makaks und Paviane in großen Nachtheil, und dies scheint auch der wahre und unmittelbare Grund jener Abneigung gegen Bewegung zu sein, die an den Gibbons und Semnopitheken bemerkt worden ist; die Keckheit, boshafte Neugier und rastlose Beweglichkeit der Cerkopitheken oder gemeinen Meerkatzen fehlt ihnen ganz, und sie zeigen ein gesetztes und selbst melancholisches Temperament, das Geoffroy St. Hilaire auf den Gedanken gebracht hat, sie seien der Langweile unterworfen. Es läßt sich jedoch mit Recht in Frage stellen, ob der gelehrte fran-

zösische Professor genügende Gründe für diese Folgerung angeben kann — gerade die Apathie, welche diese Thiere so stark charakterisirt, ist an sich selbst ein genügendes Mittel gegen dieses ihnen zugeschriebene Gefühl, denn nur lebhaften, rastlosen Geistern kann dasselbe mit Erfolg eingeimpft werden; es wächst und erhält seine Nahrung durch den Mangel an Gelegenheit zur Entwicklung thätiger Energie, und kann, wo die Kraft oder der Wunsch zu dieser fehlt, nie stattfinden. Der lebhafte, neugierige und rastlose Franzose ist von allen Europäern dem Eindringen dieses unwillkommenen Schmarotzers am meisten ausgesetzt, der phlegmatische, träge Holländer am wenigsten; und das Uebel hat eben so klar seinen Grund in der Lebhaftigkeit des Einen, wie die Freiheit davon in der Gesetztheit des Andern.

Mit diesem Gegenstande steht noch eine andere Eigenthümlichkeit in Verbindung, die als einflußreich auf das Betragen der Semnopitheken betrachtet werden darf; wir sprechen von der unverhältnißmäßigen Kürze der Daumen an den vordern Extremitäten, wo dieselben kaum über einen Ansatz hinausgehen und uns gewissermaßen auf die gänzliche Abwesenheit dieses wichtigen Organs bei dem Colobs vorbereiten. Dieser Mangel hat bei den Semnopitheken eine verminderte Fähigkeit zum Packen im Gefolge, und trägt dazu bei, die Abneigung gegen lebhafte Bewegung, wodurch sich dieselben so sehr von den übrigen Affen unterscheiden, zu erklären. Die Occipitalöffnung liegt wie bei den Gibbons auf einer verlängerten Basis, ungefähr ein Drittel von dem hintern, und zwei Drittel von dem vordern Rande entfernt. Bei dem Menschen befindet sich dieselbe im Mittelpunkte der unteren Kopfebene, so daß die Linie des Schwerpunktes durch sie geht und unmittelbar auf die dieselbe unterstützende Wirbelsäule fällt; wir werden dadurch befähigt, den Kopf ohne Ermüdung aufrecht zu tragen, während der geschwänzte Affe, wie die übrigen Thiere niederer Ordnung, in Folge des bedeutend vor die Wirbelsäule fallenden Schwerpunktes auf die vordern Glieder niedergeworfen und gezwungen wird, deren Unterstützung zur Aufhebung jenes andern Nachtheils zu suchen.

Die geringe Größe der Gesäßschwielen und die gänzliche Abwesenheit von Backentaschen, mindestens so weit wir diese Gattung kennen — denn obgleich Wurmb diese Organe dem Kahau (Semnopithecus nasalis) zugeschrieben hat, so ist doch Grund vorhanden, diese Bemerkung für einen Irrthum zu halten — ist bereits im Vorübergehen erwähnt worden, und wir haben so oft auf den Einfluß und die Natur dieser

Merkmale hingewiesen, daß es unnöthig sein würde, unsere Bemerkungen hier zu wiederholen. Es steht jedoch ein Umstand mit dem Bau der Semnopitheken in Verbindung, der an sich selbst so merkwürdig und durch seinen anomalen Charakter so interessant ist, daß wir denselben nicht ohne eine detaillirte Bemerkung vorübergehen lassen dürfen, und da dieser Gegenstand auf die ausführlichste und klarste Weise von Professor Owen behandelt worden ist, so werden wir uns die Freiheit nehmen, einige Bemerkungen aus dessen werthvoller Abhandlung hierher zu setzen. Professor Otto hatte zuerst bei der Sektion des Semnopithecus leucoprymnus gefunden, daß der Magen im Verhältniß zur Größe des Thieres von ungeheurem Umfange war und ein säckiges Aussehen besaß, das noch bei keiner andern Species der Quadrumanen bemerkt worden war. Die Beschreibung dieser merkwürdigen und wichtigen Bildung, sowie des Thieres, dem dieselbe angehörte, wurde im zwölften Bande der Nova acta academiae curiosorum veröffentlicht, und obgleich das Thier damals, zwar etwas zweifelnd, als ein Cerkopithek bezeichnet worden war, so erkannte man doch bald, daß dasselbe eigentlich der vorliegenden Gattung angehörte, und die Naturforscher erlaubten sich, durch eine ziemlich kühne Generalisation, Herrn Otto's merkwürdigen Fund auch auf den Rest der Semnopitheken auszudehnen. In diesem Zustande blieb die Frage bis zum Jahre 1833, wo die Sammlungen der zoologischen Gesellschaft Herrn Owen, Professor am königlichen chirurgischen Collegium, Gelegenheit gaben, zwei andere Species dieser Gattung, den Semnopithecus entellus und Semnopithecus fascularis, zu seciren, und hierdurch nicht bloß Otto's frühere Beobachtungen, sondern, was noch merkwürdiger ist, auch die späteren Generalisationen der Zoologen zu bestätigen. Bis zu jener Zeit hatte, wie bekannt werden muß, der Anspruch dieser Gattung auf den Rang einer wissenschaftlichen und natürlichen Gruppe auf sehr unsichern Grundlagen beruht; die berührten schönen Entdeckungen wiesen derselben jedoch durch ihre Wichtigkeit sogleich die Stelle an, welche sie unter den natürlichen Geschlechtern der Quadrumanenfamilie einnimmt. Professor Owens Abhandlung erschien im ersten Bande der Zoological transactions, und ist mit Abbildungen der beschriebenen Bildung versehen, die alle die Genauigkeit der Details und Schönheit der Zeichnung besitzen, wodurch sich die Stiche dieses werthvollen Werkes auszeichnen.

Der größere der beiden von Professor Owen beschriebenen Mägen stammte von einem ausgewachsenen weiblichen

Entellus-Affen, der von der Nase bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 8 Zoll gemessen hatte. Die Dimensionen dieses Magens waren, ausgespannt und getrocknet, folgende:

	F.	Z.
Länge der größeren Krümmung entlang, von der äußersten Linken an	2	7
Länge nach der kleineren Krümmung	1	0
Größter Umfang (ein wenig zur Rechten der Cardia)	1	0
Kleinster Umfang (ungefähr zwei Zoll von der Pyloris)	0	$3^2/_3$

Folgendes ist Professor Owens Beschreibung seines Baues:

„Dieser Magen kann als aus drei Abtheilungen bestehend angesehen werden: 1) ein herzförmiger Beutel mit glatten, einfachen Wandungen, am Ende ein wenig gespalten; 2) ein mittlerer, sehr weiter, sackähnlicher Theil, und 3) ein enger, langer Kanal, sackähnlich am Anfange und einfach gebaut gegen das Ende hin. Den letzteren Theil betrachte ich nach seinem größeren Gefäßreichthum und der stärkeren Vertheilung des achten Nervenpaares auf demselben als den eigentlichen Verdauungsmagen, während die vorhergehenden Abtheilungen vorbereitende Kammern oder Reservoire zu sein scheinen.

„Die Speiseröhre tritt in die linke oder cardiale Abtheilung ein, welche von der mittlern durch eine gut markirte Zusammenziehung getrennt ist. Der Diameter dieser Communikationsöffnung überschreitet bei gewaltsamer Ausdehnung des Magens zwei Zoll nicht, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß die kreisförmigen Fibern, welche die Verengerung umgeben, durch ihre Zusammenziehung, wenn keine ausdehnende Kraft auf diesen Theil einwirkt, die Absonderung vollständig und so den cardialen Beutel zu einer getrennten Höhlung machen. Eine ähnliche Neigung zur Trennung der cardialen von der pylorischen Hälfte des Magens ist in höherem oder niedrigerem Grade an Mägen viel einfacheren Baues, wie z. B. des Menschen und der Carnivoren, bemerkt worden. Es ist wahrscheinlich der Besitz dieser Kraft in höherem Grade, welcher manchen Menschen erlaubt, nach Willkür einen kleinen Theil des im Magen Enthaltenen wieder heraufzubringen oder wiederzukäuen. Daß dies mindestens zuweilen geschieht, ist demnach bei Thieren, welche den hier beschriebenen complicirten Magen besitzen, noch viel wahrscheinlicher, und diese Mägen enthalten eine Vorrichtung zum Durchlassen wiedergekauter oder flüssiger und leicht verdaulicher Nahrung direkt in die zweite oder sackförmige Abtheilung.

„Eine Rinne führt der pylorischen Seite des Cardialbeutels entlang schief bis zu der Biegung der mittleren Abtheilung jenseits der Verengerung; eine zweite läuft von der rechten Seite desselben bis zum untern Theile der Scheidewand, welche den cardialen vom mittlern Theile trennt; es ergibt sich daraus, daß zwischen diesen beiden Rinnen ein kleiner Kanal von der Speiseröhre direkt in die mittlere Magenhöhlung geht. Nimmt man nun an, daß die kreisförmigen Fibern, welche die beiden Rinnen bilden, sich zugleich mit den darüber befindlichen zusammenziehen, so würde die Verbindung der Speiseröhre mit dem mittleren Theile des Magens abgeschnitten; lassen dagegen diese Fibern nach, so würde, besonders flüssige Nahrung, dem schiefen Kanal entlang gerade in die Mittelabtheilung gehen.

„Von der Speiseröhre an ziehen sich Längenfibern auf der cardialen Abtheilung hin; dieselben convergiren indeß allmählig nach dem linken Endpunkte zu, und fangen dort an, sich zu dem schmalen Bande zu vereinigen, welches fast der ganzen größeren Krümmung des Magens nach läuft. Hierdurch wird die Extremität der Cardialdivision ein wenig eingezähnt, was an die ähnliche, aber markirtere Abtheilung desselben Theiles bei dem Magen des Känguru erinnert, der auch in anderer Beziehung viele Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen besitzt.

„Die Länge der Cardialabtheilung beträgt 3 Zoll, ihr größter Durchmesser 3 Zoll 4 Linien.

„Die zweite oder mittlere Kammer des Magens besteht aus einer doppelten Reihe von Säckchen verschiedener Größe, die auf dem obenerwähnten Längenbande zusammengezogen sind. Einige dieser Säckchen haben einen Diameter von drei Zollen, andere von einem Zoll. Dieselben sind vorzüglich auf Kosten der vordern Wandungen des Magens gebildet und belaufen sich auf elf. Die Scheidewände, welche sie von einander abtrennen, sind halbmondförmig und stehen von einem halben Zoll bis zu einem Zoll weit in die Höhlung des Magens vor.

„Die Länge dieses Theiles des Magens beläuft sich in gerader Linie auf 5½ Zoll, und ihr größter Durchmesser auf 6 Zoll.

„Die dritte oder pylorische Abtheilung des Magens beginnt ein wenig zur Rechten der Speiseröhre, wo das zweite Längenband anfängt. Sie bildet einen schmalen, fast cylindrischen Kanal, der sich nach dem Pförtner zu verengt, in Gestalt eines S gebogen ist und sich mit einer vollständigen Drehung um sich selbst endigt. Nur dieser Theil des Magens ist auf den oben beschriebenen beiden Bändern ge-

faltet; indeß sind die dadurch gebildeten Säckchen weder so groß, noch so vollständig von einander getrennt, wie die der vorhergehenden Abtheilung, werden allmählig unbestimmter und hören in der Entfernung von 5 Zollen vom Pförtner ganz auf. Ein gleiches allmähliges Verschwinden der Säckchen findet sich am Magen des Känguru.

„Die ganze Länge dieser Kammer, in der Mitte zwischen den beiden Krümmungen genommen, ist 1 Fuß 6 Zoll; ihr größter Diameter zwei Zoll, der kleinste 1 Zoll.

„Wenn ich diesen Magen als aus drei Abtheilungen zusammengesetzt betrachte, darf man indeß nicht annehmen, daß dieselben eben so streng abgesondert sind wie die verschiedenen Höhlungen eines Wiederkäuer- oder Wal-Magens. Dieselben sind nicht durch irgend eine Verschiedenheit des Baues charakterisirt, da keiner von ihnen eine häutige Bekleidung hat; sie sind jedoch auffallend genug, um ihre besondere Betrachtung zur Erleichterung der Beschreibung eines so complicirten Organes zu rechtfertigen.

„Bei einer anderen Species von Semnopithekus, Semnopithecus fascicularis (der Kru von Sumatra und Desmarest's Semnopithecus comatus), besaß der Magen genau denselben Bau wie bei dem vorhergehenden. Seine Dimensionen waren jedoch im Verhältniß zur Größe des Thieres nicht ganz so bedeutend. Das untersuchte Individuum war jünger als der Entellus, dessen Magen wir so eben beschrieben haben.

„Aus der unverhältnißmäßigen Größe des Magens dieser Thiere ergeben sich einige Verschiedenheiten in der Lage der anderen Eingeweide. Die Leber erstreckt sich, statt von dem Oberbauch nach der linken Weichengegend hinüberzugehen, von der rechten Weichengegend nach der gleichseitigen Lendenregion herab, da die ganze gegenüberliegende Seite des Bauches von dem ungeheuern Magen eingenommen wird. Die Leber ist verhältnißmäßig kleiner am Semnopithekus als am Cerkopithekus und Makak. Die Milz ist von regelmäßiger, dreieckiger Gestalt und an dem von der linken Seite des Magens fortgesetzten Netz befestigt. Die Brustdrüse dagegen ist im Verhältniß größer als bei diesen Gattungen. Die pankreatischen und biliären Absonderungen treten zusammen, ungefähr drei Zoll vom Pförtner, in den Zwölffingerdarm ein; und wären diese Kanäle nicht dort eingeführt, so könnte man fast glauben, daß dasjenige, was als der wahre Magen betrachtet worden ist, nur ein Theil des Darmkanals sei.

„Bei einem so complicirten Magen ließ sich auch erwarten, daß die Eingeweide nicht so lang seien als die der

Affen mit einem einfachen Magen; dies ist jedoch nicht der Fall. Die kleinen Eingeweide sind im Verhältniß zum Körper bei dem Semnopithekus länger als die des Cerkopithekus oder des Makak, im Verhältnisse von 8: 1, 6½: 1, und 4 : 1. Bei dem letzteren Genus besonders zeigt sich augenscheinlich die Annäherung an den Carnivorentypus.

„Die folgende Tabelle läßt die verschiedenen Maße vergleichen.

	Semnopithecus Entellus.		Semnopithecus Fascicularis.		Cercopithecus Albogularis.		Macacus Cynomlogus.	
	F.	Z.	F.	Z.	F.	Z.	F.	Z.
Länge des Körpers von der Nase bis zur Schwanzwurzel	1	8	1	2	1	9½	1	8
Länge der kleinen Eingeweide	13	6	9	10	11	6	6	9
Länge der großen Eingeweide	2	8	2	6	3	0	2	9
Länge des Cöcum	0	4	0	2½	0	3	0	3

Da bei allen hier angeführten Thieren die Eingeweide auf gleiche Weise zum Messen vorbereitet wurden, so glaube ich, daß die verhältnißmäßigen Proportionen zuverlässig sind. Ich erwähne dies, weil die von Hrn. Otto gegebenen Maaße vermuthen lassen könnten, daß der Darmkanal viel kürzer sei. Seine Messungen von dieser Species in den Nova Acta, Bonn. Tom. XII, p. 511, sind:

	F.	Z.
Von der Nase bis zur Schwanzwurzel . .	1	8
Länge der kleinen Eingeweide	5	5
Länge der großen Eingeweide	1	8
Länge des Cöcum	0	2.“

In einem andern Theile seiner werthvollen Abhandlung bemerkt Professor Owen:

„Hinsichtlich der analog gebauten Mägen anderer Mammalien, habe ich bisher meine Vergleichungen auf den des Känguru, der wegen seiner merkwürdigen Aehnlichkeit mit einem sackförmigen Grimmdarm und Blinddarm so wohl bekannt ist. Zwischen diesem Thiere und dem Semnopithecus befindet sich ein weiter Raum in der natürlichen Reihenfolge; es finden sich indessen fast eben so complizirte Mägen bei den Quadrumanen viel näher stehenden Thieren. Bei einer großen Fledermaus des Genus Pteropus, pteropus rubricollis, Geoff., fand ich die Cardialhälfte in zwei aufgeschwellte Kammern getrennt, von denen die linke nochmals getheilt, und innen gefaltet ist, während die pylorische Hälfte sich in

verlängerter, gekrümmter Form ausdehnt und verhältnißmäßig länger als selbst beim Semnopithecus entellus ist. Einem Pteropus und nicht einem Vampyr gehört unstreitig ein von Sir Everard Home, abgebildeter und der Vampyrfledermaus zugeschriebener, ebenso complizirter Magen, nach dem Jener ziemlich hastig schließt: „„daß sich der Vampyr von den süßesten Vegetabilien nährt und alle so zuversichtlich erzählten Geschichten, daß der Vampyr von Blut lebe, und des Nachts Menschen im Schlafe tödte, gänzlich fabelhaft sind."" Ich muß vermuthen, daß der Magen des wahren Vampyr mit den demselben so oft zugeschriebenen blutdürstigen Gewohnheiten übereinstimmend gefunden werden wird.

„Die complizirten Mägen der Bradypoden sind ebenfalls bekannt; sie schließen sich in ihrer äußeren Form näher an die der wahren Wiederkäuer an; die Kammern, in welche der Magen des Faulthiers getheilt ist, sind jedoch nicht durch die Gewebeverschiedenheit der überkleidenden Membran charakterisirt, welche sich bei den Wiederkäuern findet, sondern zeigen nur einen Unterschied im Grade der Gefäßigkeit und Fibrosität, und sind in diese Beziehung dem verwickelten Magen des Quadrumanengeschlechts analog."

Weder Professor Owen noch den übrigen Anatomen, welche über diese eigenthümliche Bildung geschrieben haben, scheint es bekannt zu sein, daß die gleiche Beobachtung bereits von Wurmb in seiner Beschreibung des Kahau gemacht worden ist. Jener geht zwar hinsichtlich dieser Complikationen auf keine Einzelheiten ein, aber seine Bemerkung: „daß der Magen des Kahau von ungewöhnlicher Größe und sehr unregelmäßiger Gestalt war," kann sich nur auf die seitdem als allgemeine Kennzeichen dieses Organs bei den Semnopitheken entdeckten Erscheinungen beziehen. Diese Bildung ist später bei dem Semopithecus maurus, dem Douc (S. nemeus), und dem S. cucullatus nachgewiesen worden, so daß wir jetzt wissen, daß sie sich auf sieben Arten ausdehnt, und mit ziemlicher Gewißheit auf ihre Ausdehnung über die ganze Gattung schließen können.

Wir haben es für geeignet gehalten, die obigen Details in Professor Owen's eigenen Worten mitzutheilen, derselbe hat seinen Gegenstand so ausführlich behandelt, daß es unnöthig sein würde weiter dabei zu verweilen, als um die besondere Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die analogen Bildungen, welche er beim Känguru, Faulthier und der Vampyrfledermaus nachweist, zu lenken. Professor Owen neigt sich zu der Meinung, — sowohl nach diesen Analogien, als nach der eigenthümlichen Modifikation des Magens selbst, daß die

Semnopitheken vielleicht eher von Blättern und zarten Baumknospen, als wie die übrigen geschwänzten Affen von Früchten und Wurzeln leben. Es muß indeß hierbei bemerkt werden, daß weder die Berichte der Reisenden, noch die Beobachtungen welche an in Menagerien befindlichen Exemplaren gemacht worden sind, dies bestätigen, obgleich noch andere Umstände, die Professor Owen's Aufmerksamkeit entgangen sind, dieser Conjektur ein gewisses Gewicht zu geben scheinen. Die Zähne der Semnopitheken haben nämlich analoge Modifikationen, wie die eben von ihren Mägen beschriebenen, erfahren; kurz, das ganze System der Organe, welche entweder unmittelbar oder entfernt in das Ernährungsgeschäft eingreifen, scheint bei diesen Thieren einer gleichzeitigen Veränderung anheimgefallen zu sein, und Analogie wie Philosophie verbieten uns den Glauben, daß dieser Wechsel ohne einen Zweck oder von korrespondirenden Modifikationen der Sitten und des Haushaltes unbegleitet geblieben sind. Zwar ist die Zahl der Zähne, so wie deren Zusammenstellung bei allen Simien die gleiche, aber hier weicht die Form derselben bedeutend von der anderer Meerkatzen ab und bringt die Semnopitheken den Gibbons näher; bei den Cerkopitheken und Pavianen sind die Molar- oder Backzähne ungemein tuberkulös, und zeigen eine Zahl von warzenförmigen Spitzen, die fast nie durch den Kauprozeß abgenutzt werden; während dagegen die nämlichen Zähne bei den Semnopitheken schon früh so abgerieben werden, daß eine Höhlung in der Mitte erscheint. Dies zeigt eine entsprechende Bewegung der Kiefer beim Kauen an, nämlich eine schleifende Bewegung von vorn nach hinten, während welcher die Zähne gegen einander reiben und sich abschleifen. Nun ist eine solche Bewegung augenscheinlich einem Thiere, das sich von Nüssen oder weichen, markigen Früchten nährt, die nur durch abwechselndes Oeffnen und Schließen des Mundes zerquetscht, und nicht durch Bewegung der Kinnladen von einer Seite zur andern zermalmt zu werden brauchen, unnütz; ihr Vorhandensein bei den Semnopitheken scheint daher auf einige Eigenthümlichkeiten in der Ernährungsweise dieser Thiere hinzuweisen, mit denen wir bis jetzt unbekannt sind; besonders wenn man dies mit den bereits erwähnten Modifikationen des Magens und der Gedärme in Verbindung bringt; und wir wollen hoffen, daß diese merkwürdige und interessante Frage die Aufmerksamkeit der zahlreichen in Indien lebenden Engländer auf sich ziehen wird, von denen viele so sehr befähigt sind, Nachforschungen darüber anzustellen, und die Zoologie dieses Landes schon durch zahlreiche werthvolle Beobachtungen bereichert haben. Des

fünften oder additionellen Höckers auf dem letzten untern Backzahn ist bereits Erwähnung geschehen. Ein anderer Umstand, der Professor Owens Conjektur zu bestätigen scheint, ergibt sich aus der von vielen Reisenden berichteten Thatsache, daß sich in dem Magen und den Eingeweiden der asiatischen Meerkatzen Bezoargebilde finden. Diese Concretionen kommen echt nur in den Mägen wiederkäuender Thiere und der gegenwärtigen Gattung vor; denn die analogen Substanzen, welche sich zuweilen in den Nahrungskanälen anderer Säugethiere, und selbst des Menschen erzeugen, und oft mit dem echten Bezoar verwechselt worden sind, scheinen sowohl in ihrer mechanischen als chemischen Zusammensetzung davon verschieden zu sein. Die von den Meerkatzen der malayischen Halbinsel erhaltenen Bezoare können kaum von einer andern Gattung als den Semnopitheken sein, und werden als kleiner, gerundeter und kräftiger, als die von wiederkäuenden Thieren beschrieben. Es ist mindestens gewiß, daß sie von den orientalischen Völkern höher geschätzt werden, und das Vorkommen derselben, verbunden mit der complizirten Form des Magens, erzeugt zwischen den beiden so weit auseinanderstehenden Gruppen der Wiederkäuer und Semnopitheken eine merkwürdige und interessante Analogie, und verleiht Professor Owens Annahme neue, kräftige Begründung.

Die Extremitäten der Semnopitheken sind im Vergleich zu den Dimensionen des Körpers von großer Länge; und hierin, so wie in der schlanken, gestreckten Form des Körpers gleichen sie den Gibbons; es ergibt sich indeß hier die bemerkenswerthe Verschiedenheit, daß, während die Vorderarme der Gibbons außer allem Verhältniß länger sind als die hintern, bei den Semnopitheken sich das Verhältniß umkehrt, und die hintern Extremitäten die vordern an Länge übertreffen. Doch ist das Mißverhältniß lange nicht so groß als bei den Gibbons, auch hindert es den vierfüßigen Gang der Thiere nicht im mindesten, wenn dieselben genöthigt sind, zu dieser Bewegungsart ihre Zuflucht zu nehmen, wird aber, besonders in Verbindung mit andern Zügen, zu einem additionellen Beweis des Vorwaltens der Abdominal- über die Pektoralglieder, und der daraus folgenden niederern Stufe, auf welche diese Thiere stehen. Noch mehr verstärkt wird dieser Beweis durch die sehr beschränkte Entwicklung des Daumens an den hintern Extremitäten, der, wie schon bemerkt, kaum über die Gestalt eines Höckers hinausgeht, nur im geringen Maße zum Greifen und zur Manipulation mitwirkt, und auf diese Art so zu sagen den Weg zum gänzlichen Verschwinden desselben beim Kolobs bahnt. Das Organ besteht dessenungeachtet aus der es in andern Fällen

zusammensetzenden Zahl von Gelenken, nur sind diese von sehr geringer Dicke und Länge, und stehen in merkwürdigem Contrast mit der fast unmäßigen Entwicklung der übrigen Glieder. Der Schwanz ist ebenfalls bei den Semnopitheken viel länger als bei den gewöhnlichen Meerkatzen, wenn auch dünn, doch mit einem sehr bedeutenden Grade von Muskelkraft versehen, und bildet ein wichtiges Hülfsmittel bei den Bewegungen des Thieres. In Ruhe und unbeschäftigt hängt derselbe perpendikulär herab, was bei seiner großen Länge, die die des Körpers bedeutend übertrifft, von ungemein komischer Wirkung ist, die sich durch die natürliche Apathie, und unerschütterliche Gravität der Geschöpfe selbst noch erhöht. In dieser, ihrer gewöhnlichen Stellung, sind sie ein wahres Bild der Trauer und Melancholie, und scheinen sich um nichts, was um sie her vorgeht, zu kümmern; werden sie aber aufgeregt oder gereizt, so sind sie trotzdem der erstaunlichsten Anstrengung fähig, und überraschen den Beschauer durch eine Schnelligkeit, Verschiedenartigkeit und Präcision der Bewegungen, der man anscheinend so apathische und zartgebaute Geschöpfe gar nicht fähig gehalten hätte. Sie verdienen wirklich keineswegs den Namen Faulaffen, den ihnen einige Zoologen beigelegt haben, ihre Trägheit zeigt sich mehr im Temperament als in den Handlungen, und rührt eher von ihrem Charakter als von ihrer Körperbildung her. Jung eingefangen, lassen sie sich leicht zähmen, werden aber, da sie weniger reizbar, neugierig und unruhig sind, als die Cerkopitheken und Paviane, für weniger intelligent gehalten, obgleich sie an Verstandeskräften wie an Körperbau, sich dicht an die wahren Affen schließen; die alten Männchen werden mürrisch, verstockt und boshaft. Diese Gattung enthält zahlreiche Arten, von denen wir die durch eigenthümliche Gestalt oder mit ihrer Geschichte verknüpftes Interesse merkwürdigsten anführen werden, uns aber die vollständige Aufzählung der Arten, wie bei andern Gattungen für die allgemeine Uebersicht am Schlusse dieses Werkes versparen.

Der Kahau (Semnopithecus Larvatus) * ist in vielen Beziehungen die sonderbarste und anomalste Species nicht bloß des gegenwärtigen Genus, sondern selbst der ganzen Simienfamilie. Dieses außerordentliche Geschöpf, von dem die vorstehende, nach einem schönen, früher im Besitz des Sir Stamford Raffles befindlichen, und von ihm

* Obgleich der wahre Name dieses Thieres, wie wir von Wurmb erfahren, Bantanjan ist, so ist demselben doch die ungehörige Benennung Kahau, nach der Aehnlichkeit seines Geschreis mit diesem Worte schon seit so langer Zeit beigelegt worden, daß es nutzlos sein würde, dieselbe ändern zu wollen.

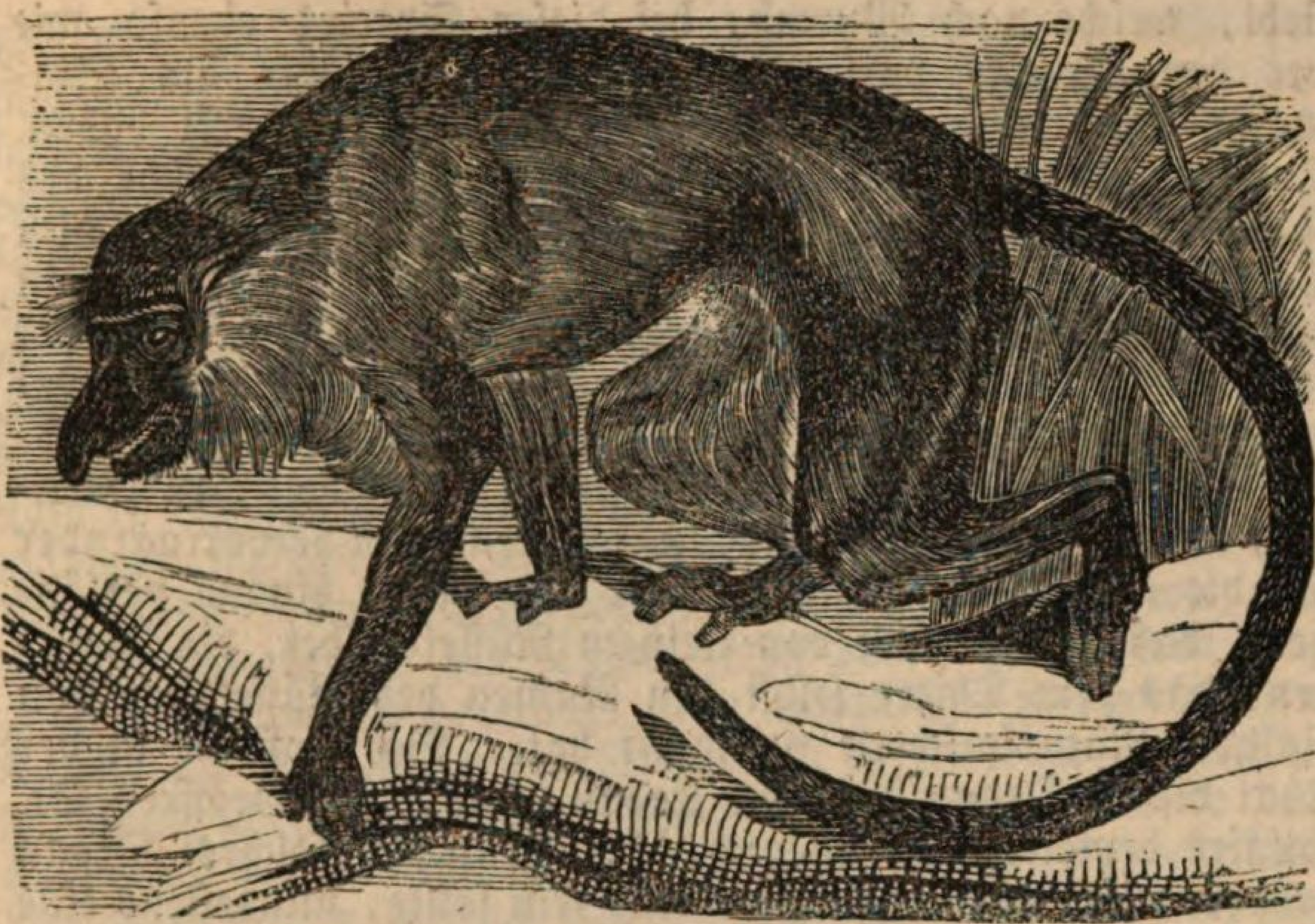


Fig. 8. Der Kahau (Semnopithecus Larvatus).

dem Museum der zoologischen Gesellschaft geschenkten Exemplare gezeichnete Abbildung ein sehr getreues Bild gibt, bewohnt die große Insel Borneo, und, nach Geoffroy St. Hilaire auch Cochinchina und selbst die westliche indische Halbinsel. Er bildet wahrscheinlich die größte Species des Genus, da das ausgewachsene Männchen fast die Größe eines gewöhnlichen Mannes erreicht, und augenscheinlich bedeutende Muskelkraft besitzt. Die Weibchen sind, wie dies gewöhnlich oder fast immer bei den Quadrumanen der Fall ist, beträchtlich kleiner, und unterscheiden sich auch in andern, später zu erwähnenden Einzelnheiten, die auf den ersten Blick so auffallend sind, daß dieselben die Herren Vigors und Horsfield verleitet haben, die beiden Geschlechter als verschiedene Species zu beschreiben.

Die ganze Höhe dieses Thieres übersteigt bei aufrechter Stellung 3½′; der Körper ist 2½′, und der Schwanz 2′ 3″ lang. Der Körper ist groß und robust, der Kopf rund und ziemlich flach, die Stirn niedrig, die Augen groß und gut von einander getrennt, aber ohne Brauen und untere Augenlider; der Mund ist sehr groß, mit langen, starken Hunds- und breiten dicken Schneidezähnen versehen; die Ohren, obgleich nackt, wie das Gesicht, die Handflächen und Fußsohlen, und von der gleichen dunkelblauen Farbe, sind unter dem langen Kopfhaar verborgen; der Hals ist äußerst kurz und dick, und anscheinend durch eine kropfähnliche Hervorragung verunstaltet, die wahrscheinlich durch die Kehlsäcke ent-

steht, welche nach Wurmb, bei dieser Species ebenso wie bei den Orangs vorhanden sind, und die wir am Siamang und andern wahren Affen ebenfalls bemerkt haben. Der außerordentlichste und anomalste Zug im Gesicht des Kahau ist aber die enorme disproportionirte Nase, die, im Verhältniß zur Größe des Thieres betrachtet, demselben ein höchst komisches Aussehen verleiht und auf den Beschauer fast den Eindruck macht, als habe die Natur hier eine extravagante Karrikatur auf dieses Organ beim Menschen beabsichtigt. Sie ist nicht abgeflacht und, so zu sagen, rudimentär, wie die der übrigen Simien, sondern selbst hervorragender als die menschliche, und so über den Mund hinaus verlängert, daß sie eine Art von kleinem Rüssel bildet, ein Aussehen, das dem Thiere selbst den Namen des Rüsselaffen von einigen Naturforschern verschafft hat. So groß ist in der That dieses Organ bei dem Kahau, daß, wie Geoffroy St. Hilaire bemerkt, ein Mensch, bei dem ein solches Organ proportionirt und nicht unnatürlich sein sollte, mindestens eine Größe von 10 Fuß besitzen müßte. Es ist jedoch zu bemerken, daß dieselbe nur bei dem ausgewachsenen Kahau zu jenen ausschweifenden Proportionen gelangt, und bei den Jungen wenig größer ist, als die der übrigen Semnopitheken, aber mit den Jahren zunimmt, bis sie endlich die erwähnte enorme Größe erreicht; — bei den Weibchen ist sie stets viel kleiner als bei den Männchen. Die Nasenlöcher liegen am untern Ende der Nase, wie die des Menschen; sie sind durch einen dünnen Knorpel getrennt, und sollen, obgleich stets weit, doch einer ungeheuern Ausdehnung nach Willkür des Thieres fähig sein. Es läßt sich unmöglich bestimmen, welchen Einfluß diese Bildung auf die Gewohnheiten und Sitten dieses Thieres im Naturzustande ausüben mag, da, so viel wir wissen, noch kein Naturforscher Gelegenheit gehabt hat, den Kahau auch nur in der Gefangenschaft zu beobachten; es läßt sich indeß vernünftigerweise annehmen, daß die starke Entwicklung des Geruchsorgans von einer entsprechenden Schärfe dieses Sinnes begleitet ist, obgleich nicht leicht zu denken ist, wozu eine so erhöhte Sinnesfähigkeit bei einem von Früchte lebenden Thiere dienen soll. Geoffroy führt an, daß die Gehirnhöhle einen hohen Grad von Intelligenz anzeigt, und daß auch die Stirn mehr entwickelt ist als bei den übrigen Semnopitheken.

Der Körper des Kahau ist mit röthlich braunem, oder matt kastanienfarbigem Haar bedeckt, dessen Färbung auf dem Rücken und auf den Seiten am dunkelsten ist, auf der Brust in ein helles Orange, und auf dem Leibe, den Schenkeln, Beinen und Armen in das Rehgraue übergeht. Diese Far-

ben sind bei den Weibchen weniger markirt und nicht so stark von einander abstechend, als bei den Männchen, welche letztere außerdem noch auf den Hinterbacken mit einer Anzahl von großen rechtwinkligen Flecken gezeichnet sind, die eine bizarre, schwer in Worten zu beschreibende Buntheit erzeugen, die aber an dem Thiere selbst sehr auffallend ist. Den Weibchen fehlen diese Zeichnungen; Rücken wie Gefäß sind von gleicher röthlich brauner Farbe; die Nase ist ebenfalls verhältnißmäßig viel kleiner als die des Männchens, von aufgestülpter Form und kaum über den Mund hinausgehend, während dieselbe bei letzterem mehr herabhängt, und die Unterlippe bedeutend überragt. Diese Gründe, sowie die verschiedene Größe der Thiere selbst haben die Herren Vigors und Horsfield veranlaßt, den männlichen und weiblichen Kahau als zwei besondere Species zu beschreiben. Ihre Abhandlung über diesen Gegenstand ist im fünften Bande des Zoological Journal enthalten; daß jedoch die dort aufgestellten Verschiedenheiten wirklich nur sexuell statt specifisch sind, ergibt sich aus dem Umstande, daß gerade die von ihnen beschriebenen Exemplare zu gleicher Zeit und am gleichen Orte erlangt und Sir Stamford Raffles als das Männchen und Weibchen der gleichen Species übergeben worden sind, sowie aus der ausdrücklichen Angabe Wurmb's über die geringere Größe des letztern Geschlechts. Die aufgestülpte Form der Nase, worauf jene Naturforscher besonders hinweisen, mag vielleicht nur eine individuelle und selbst nicht einmal sexuelle Verschiedenheit sein, wenn sie überhaupt eine natürliche Eigenschaft ist; sie ist möglicherweise erst durch das Trocknen und Ausstopfen des fraglichen Exemplars entstanden, welche Vermuthung noch dadurch einige Wahrscheinlichkeit erhält, daß dieser Umstand von keinem der französischen Naturforscher, die das Thier beschreiben, erwähnt wird, obgleich das Museum des Jardin des plantes Exemplare beider Geschlechter enthält. Wir müssen deßhalb die Schlußfolgerungen, wodurch die Herren Vigors und Horsfield ihre Ansichten von der specifischen Verschiedenheit zweier zu dem schönen Museum der zoologischen Gesellschaft gehörigen Exemplare zu unterstützen suchen, verwerfen, sowie wir uns der Aufstellung des Genus Nasalis, welches einige ausländische Naturforscher zur Klassifikation dieser Thiere vorgeschlagen haben, widersetzen müssen, da wir sogleich Gelegenheit finden werden, zu beweisen, daß es sich durch kein wesentliches zoologisches Kennzeichen von den übrigen Semnopitheken unterscheidet. Der einzige andere Punkt, den wir bei der Beschreibung des Kahau noch erwähnen müssen, ist das lange, Hals und Schultern bedeckende Haar, das, wenn es auch nicht eine voll-

ständige Mähne bildet, wie bei dem Wanderu, Tartarin und einigen andern Species, doch auffallend genug ist, um die Aufmerksamkeit des Beobachters zu erregen, und von der nackten, bläulichen Haut des Gesichts merklich absticht. Der Wickelschwanz ist, der allgemeinen Regel für die Thiere dieser Gattung zuwider, nicht ganz so lang wie der Körper und von durchgehends weißer Farbe; diese zeigen auch die unterhalb des gefleckten Theiles des Gesäßes befindlichen Partieen und eine deutliche, quer über die Schulter weggehende Linie, was gegen das röthliche Braun der umliegenden Theile in bedeutendem Contraste steht.

Dieses so merkwürdige Thier ist zuerst von dem berühmten Daubenton in einem vor der Akademie der Wissenschaften gelesenen Memoire, welches jedoch nie veröffentlicht worden zu sein scheint, beschrieben worden; dasselbe ist, da es nach dem Bruche zwischen ihm und Buffon geschrieben wurde, nicht mit in die Supplemente zu der Histoire naturelle aufgenommen, sondern durch einen sehr mageren Bericht in dem posthumen Bande ersetzt, der nicht einmal den Ursprung der Exemplare angibt, welche er schildern will. Die Species ist jedoch kurz darauf durch Wurmb in den Abhandlungen der batavischen Gesellschaft nach Exemplaren, die er selbst auf Borneo geschossen hatte, beschrieben worden und da seine Darstellung die einzige bekannte ist, welche nach Originalbeobachtungen gemacht wurde, oder die Gewohnheiten des Kahau in seinen heimischen Wäldern beschreibt, so werden wir den interessantesten Theil davon in seinen eigenen Worten geben. „Diese Thiere," sagt er, „vereinigen sich in zahlreiche Gesellschaften; ihr ungemein lautes und ernsthaftes Geschrei klingt deutlich wie Kahau und wahrscheinlich kommt es hiervon, daß einige Europäer durch Verwechslung des h mit b vermuthet haben, der Name des Thieres sei Kabau. Die Eingeborenen von Pontiana auf Borneo jedoch, wo diese Thiere in den benachbarten Wäldern zahlreich genug sind, geben ihnen nach der eigenthümlichen Form ihrer Nase den Namen Bantanjan. Die Kahaus versammeln sich des Morgens und Abends beim Sonnenauf- und Untergange und stets am Ufer eines Stromes oder Flusses; dort sieht man sie auf den Aesten der großen Bäume sitzen oder mit erstaunlicher Schnelle und Kraft von einem Baume oder Aste zum andern auf 15—20′ weit springen. Es ist ein merkwürdiges und interessantes Schauspiel, ich habe aber nie bemerkt, wie die Erzählungen der Eingebornen Einen glauben machen sollen, daß sie beim Springen ihre lange Nase halten, sondern im Gegentheil stets beobachtet, daß sie bei solchen Gelegenheiten die Beine und Arme so weit als möglich ausstrecken — wie es scheint,

um der Atmosphäre die größt mögliche Fläche entgegen zu stellen. Ihre Ernährungsweise ist unbekannt, wodurch es unmöglich wird, sie im gefangenen Zustand am Leben zu erhalten. Sie sind von verschiedener Größe, einige von ihnen überschreiten selbst nicht einen Fuß Höhe, obgleich sie schon Mütter sind und ihre Kleinen säugen. Von oben gesehen, besitzt die Nase dieses Thieres einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Zunge mit einem in der Mitte herunterlaufenden Längenstriche. Die Nasenlöcher sind länglich, und das Thier ist fähig, sie bis zu einem vollen Zoll oder noch mehr mit Luft auszudehnen. Das Gehirn ist in jeder Hinsicht dem menschlichen gleich, die Lungen schneeweiß, das Herz mit einer großen Quantität von Fett umgeben, und der einzige Ort, wo sich diese Substanz findet. Der Magen ist von außerordentlicher Größe und irregulärer Form und unter der Haut des Halses befindet sich ein Sack, der sich vom Unterkiefer bis zum Schlüsselbeine erstreckt.“ Desmarest fügt, ohne seinen Gewährsmann anzugeben, hinzu, daß dieses Thier von heftiger und brutaler Natur ist, und sich mit an Wildheit grenzender Ausdauer muthig vertheidigt. Dies ist so sehr der Charakter aller großen Simien, daß es wahrscheinlich auf den Kahau so gut paßt, wie auf alle anderen; wir müssen jedoch bedauern, daß keine detaillirteren Berichte über die Sitten einer Species vorhanden sind, die in ihrer physischen Bildund so viele Anomalien zeigt.

Nach Geoffroy St. Hilaire bewohnt der Kahau die malayische Halbinsel ebensowohl, wie Borneo; wir sind jedoch ebenso unbekannt mit seinen Gründen für diese Angabe, als mit denen Demarest's; es ist indeß möglich, daß beide ihre Nachrichten aus dem Originalmemoire Daubentons schöpften, falls sich dasselbe noch in den Archiven des Instituts vorfindet. Ja es scheint selbst aus Geoffroy's Angaben hervorzugehen, daß der Kahau in Maisur und der westlichen indischen Halbinsel gefunden wird, da dieser erzählt, daß die von Tippu Saib nach Frankreich geschickten Gesandten, als sie in die Galerien des Nationalmuseums geführt wurden, denselben sogleich als ein Thier ihres Landes erkannten, darauf hindeuteten und lebhaftes Vergnügen ausdrückten, ein Geschöpf in Europa zu sehen, das sie zu Hause als im Besitz jeder großen moralischen und intellektuellen Eigenschaft betrachteten. Hier müssen wir jedoch vermuthen, daß sich Herr Geoffroy bedeutend irrt; der Kahau findet sich gewiß nicht innerhalb der Grenzen der brittischen Besitzungen in Indien, da er sonst gewiß von einem der zahlreichen und eifrigen Beobachter, die sich so erfolgreich und lange mit Erforschung der Naturgeschichte dieses großen Reichs be-

schäftigt haben, bemerkt worden sein würde. Wahrscheinlicher ist, daß es sich in Cochinchina und andern Theilen der östlichen indischen Halbinsel findet, obgleich wir auch hierfür keine ausdrücklichen oder direkten Beweise haben; daß es aber in den Ländern zwischen der malabarischen und Koromandelküste nicht vorhanden ist, scheint fast gewiß, und wenn auch die Gesandten Tippu's von diesem Thiere gehört oder vielleicht selbst Exemplare davon gesehen haben mögen, so ist es doch außer Frage, daß sie dasselbe nicht der Wahrheit gemäß als einen Bewohner ihres eigenen Vaterlandes darstellen konnten. Der genaue Ursprung des Exemplares im französischen Museum ist nirgends erwähnt. In Leyden befindet sich ein Exemplar, das von Sumatra gebracht worden sein soll; alle übrigen in jenem prächtigen Museum, sowie die der zoologischen Gesellschaft gehörenden, und die von Wurmb erlangten und beschriebenen, stammten aus Borneo, so daß diese Insel gegenwärtig das einzige gewisse Habitat der Species ist. Die letzte Bemerkung, die noch über diesen Gegenstand gemacht werden muß, betrifft die Aufstellung des Kahau in ein neues Genus, unter dem vorgeschlagenen Namen Nasalis, worauf einige Schriftsteller gedrungen haben. Dieser Vorschlag wurde zuerst von Geoffroy St. Hilaire im 19. Bande des Annales de Muséum gemacht, ist aber nie von den verständigeren Mammologen angenommen, und selbst, mindestens bei dem gegenwärtigen Zustand unseres Wissens, von seinem ausgezeichneten Urheber aufgegeben worden. Dessenungeachtet finden wir ihn, jedoch in Verbindung mit dem vorgeblichen Genus Lasiopyga, einem noch unverzeihlicheren Beweis von Unwissenheit, in zahlreichen späteren Compilationen wiederholt. Daß das Thier ein echter Semnopithek und nichts weiter als das ist, wird ohne Widerrede durch die Details seiner Anatomie, welche Wurmb angibt, gezeigt, die, obgleich sie der Aufmerksamkeit der Professoren Otto und Owen, sowie Geoffroy's entgangen sind, klar beweisen, daß der Magen des Kahau dieselbe Bildung besitzt, welche frühere Naturforscher bei den andern Arten des Genus entdeckt haben. Die enorme Größe und Capacität desselben sind ausdrücklich erwähnt, und die ihm zugeschriebene irreguläre Form kann sich nur auf die säckige, von Professor Owen beschriebene Struktur beziehen.* Die Zähne sind ebenfalls durch das Kauen in der gleichen Weise wie die der gemeinen Semnopitheken abgenutzt, und die andern zoologischen Kennzeichen ebenso identisch, und es bleibt also kein wahrer Unterschied übrig, außer in der Form

* Dies ist seitdem durch wirkliche Dissectionen von Herrn Martin vor der zoologischen Gesellschaft bewiesen worden.

und den Dimensionen der Nase, und dieser kann nicht als ein generisches Kennzeichen betrachtet werden, da er keinen abschätzbaren Einfluß auf die Gewohnheiten und den Haushalt des Thieres ausübt.

Der Douk (Semnopithecus nemeus), einer der schönsten der ganzen Meerkatzenfamilie, verdient besondere Aufmerksamkeit, nicht nur wegen der merkwürdigen Verschiedenheit und Pracht seiner Färbung, sondern auch wegen der Irrthümer, die so lange über seinen Bau existirten, und die selbst jetzt noch durch verschiedene Compilationen verbreitet werden, obgleich genaue Beobachtungen schon lange alle Zweifel über diesen Gegenstand aufgeklärt haben. Buffon's Beschreibung, wodurch zuerst diese Species den Zoologen bekannt wurde, ist nach einem schlecht ausgestopften Exemplare gemacht, bei dem die Haut des Gefäßes während der Präparation sich so zusammengezogen hatte, daß die bei den Semnopitheken stets ziemlich kleinen Kallositäten ganz verschwunden waren; spätere Schriftsteller fanden es bequemer, Buffon abzuschreiben, statt sich die Mühe zu geben, selbst zu beobachten. Die Irrthümer dieses glänzenden, aber phantastischen Schriftstellers konnten dadurch natürlich nicht in Vergessenheit gerathen, und so verbreitete sich allmählig die irrthümliche Ansicht, daß der Douk durch seinen Mangel an Gesäßschwielen eine Ausnahme von allen übrigen wahren Meerkatzen bilde, bis sie zuletzt als eine unumstößliche Thatsache in der Zoologie festgestellt wurde. So allgemein war diese Idee selbst noch lange nach Buffons Tode, und so fest hatte sie sich zu jener Zeit gesetzt, daß die größten und scharfsinnigsten Naturforscher dieselbe ohne Frage annahmen und selbst darüber wie über eine unbestreitbare Thatsache raisonnirten. So kam es, daß Illiger und Geoffroy St. Hilaire, der eine unter dem Namen Lasiopyga, der andere unter dem Pygathryx vorschlugen, für seine Aufnahme ein neues Genus zu errichten, dessen Benennung den angeblichen Mangel von Gesäßschwielen und die daraus her-rgehende haarige Bedeckung der Hinterbacken ausdrücken sollte. Selbst noch im Jahre 1820 finden wir Herrn Desmarest in den nämlichen Irrthum fallen, der jedoch kurz nach dieser Periode durch die Ankunft zahlreicher lebendiger und todter Exemplare, die sich Diard bei seinem Besuch von Cochinchina verschafft hatte, aufgeklärt wurde. Seit jener Zeit sind alle Zweifel über diesen Gegenstand verschwunden. Der Douk hat seinen gehörigen Platz unter den übrigen Species der Semnopitheken eingenommen. Kein Schriftsteller von einigem Rufe auf dem Festlande hat den alten Irrthum wiederholt, und doch kommt er in England noch täglich mit einer Hartnäckig-

keit zum Vorschein, die zeigt, wie leicht es ist, einen Irrthum zu verbreiten, und wie schwierig, denselben auszurotten. Der Douk steht sowohl in diesen, wie in allen andern Organen in vollkommener Uebereinstimmung mit seinen übrigen Verwandten, und die Verschiedenheiten, welche sich vorfinden, sind nur solche, die unter allen der nämlichen natürlichen Gattung angehörenden Arten vorkommen.

Der ausgewachsene Douk kommt dem bereits beschriebenen Kahau in der Größe gleich; die Bildung seiner Glieder und Organe ist in jeder Hinsicht die gleiche wie die der andern Semnopitheken, und der Hauptunterschied findet sich nur in dem Glanze und der Vielfältigkeit der über Körper und Glieder verbreiteten Farben, die, wenn die Wohnsitze der beiden nicht so weit von einander entfernt lägen, zu der Meinung führen könnten, daß wir in diesem schönen Thiere den von Aelian beschriebenen Kepos der alten Griechen finden könnten. Der Kopf ist braun mit einem unter den Ohren auf dem Hinterkopf hereingehenden schmalen Bande von glänzendem Kastanienbraun; der Körper von mennigähnlicher, nach oben zu etwas dunkleren Färbung, als unten; das Gesicht ist nackt und hellgelb; die Backen mit langen weißen rückwärtsgekehrten Bärten geziert; der ganze obere Theil des Körpers und der Seiten zeigt die schöne ringförmige Mischung von hellen und dunklen Farben, die mit einander auf dem gleichen Haare abwechseln, welche so viele Cerkopitheken oder gemeine afrikanischen Meerkatzen charakterisirt und die unter denselben so häufige Abwechslung vom Graubräunlich und Grün erzeugt. Bei den Douk jedoch zeigt sich die grüne Tinte nicht, die Schultern und Schenkel sind schwarz wie die Hände und Füße, die Vorderarme weiß und die Beine tief kastanienbraun, der Schwanz und ein großer Flecken des Gesäßes an dessen Wurzel sind rein weiß und stehen in merkwürdigem Contrast mit dem tiefen Schwarz des Gesäßes und der Schenkel und der hellen Mennigfarbe des übrigen Körpers. Diese Farben sind alle entschieden gesondert, gehen nicht allmählig in einander über und ihre Bestimmtheit, Verschiedenartigkeit und Glanz zusammengenommen, machen den Douk zu einem der schönsten Thiere in der Natur.

Die Gewohnheiten und Sitten des Douk sind den Naturforschern gänzlich unbekannt. Der einzige authentische und unzweifelhafte Bericht über diese Species, den wir in den Werken der Reisenden entdecken konnten, ist in dem Tagebuch eines französischen Kauffahrer-Kapitäns Namens Rey, der in den Jahren 1819—20 eine Reise von Bordeaux nach Cochinchina machte und eine Strecke weit mit einer Quan-

tität von Feuergewehren, die er dem König zu übergeben den Auftrag hatte, gereist war. Auf dieser Landreise traf er das fragliche Thier, und wir ersetzen die Stelle mit um so größerem Vergnügen hieher, da sie die einzige schriftliche Erzählung über den Douk im lebendigen Zustande und in seinen heimischen Wäldern enthält: „Am nächsten Morgen begannen wir bei Zeiten,“ sagt Herr Rey, „den früher erwähnten Paß Taysons zu ersteigen, und hatten, ehe wir den Ort, wo wir frühstücken wollten, erreichten, 100 große, dem Lande eigenthümliche Affen getödtet. Ich wünschte lebendige Exemplare dieses Thieres zu erlangen, um dieselben nach Frankreich zu bringen, was mir mit vieler Schwierigkeit am Ende gelang. Bei dieser Operation wurden viele von ihnen getödtet, denn je mehr verwundet wurden, desto mehr versammelten sich um sie, und versuchten die Todten wie die Verwundeten in die Wälder zu tragen; die drei Jungen, welche wir fingen, hielten sich so fest an dem Körper ihrer Mutter, daß es nicht geringe Mühe kostete, dieselbe loszumachen. Diese Affenspecies hat bedeutende Aehnlichkeit mit dem Orang-Utan sowohl durch ihre Größe, als durch ihre friedfertigen Sitten, bewohnt die Berge und die höchsten Baumgipfel und nährt sich von Früchten. Die Aehnlichkeit dieses Geschöpfes mit dem Menschen ist ungemein demüthigend. Sein Pelz ist ausgezeichnet fein, die Hände und Füße schwarz. Schultern und Beine tief roth, der Leib weiß und der Rücken grau. Das Gesicht ist flach und von weißer Farbe, die Backen roth und die Augen groß und schwarz. Einige Männchen waren in aufrechter Stellung mehr als 4′ 4″ hoch. Sie werden im Lande Venan oder Waldmänner genant.“ F. Cuvier theilt ferner nach Untersuchung der verschiedenen Exemplare jeden Geschlechtes und Alters, die der verstorbene Diard von seinem Besuche desselben Landes mitbrachte, mit, daß keine Verschiedenheit der Farben zwischen den Männchen, Weibchen und Jungen existirt, und alle dieselben Zeichnungen besitzen, welche bereits unter den specifischen Kennzeichen beschrieben worden sind. Der Name Douk, unter welchen diese Species schon so lange bekannt ist, scheint nach Herrn Rey's Bericht in ihrer Heimath unbekannt zu sein. Er wurde Buffon von Herrn de Poivre als der einheimische Name des Thieres mitgetheilt, und ist jetzt, wenn auch vielleicht unangemessen, zu sehr eingebürgert, um übereilt geändert zu werden. Buffons Identifizirung dieser Thiere mit dem von Flacourt unvollkommen beschriebenen Sifak von Madagaskar ist augenscheinlich unrichtig, und von allen späteren urtheilsfähigen und zuverläßigen Schriftstellern verworfen worden. In einer

andern seiner Conjekturen und noch dazu einer sehr interessanten, wie es sich ergeben hat, ist es wahrscheinlich, daß der große französische Naturforscher glücklicher gewesen ist, und ihm gebührt, obgleich es von seiner Seite nur eine Muthmaßung in den Tag hinein war, doch das Verdienst, dieselbe gemacht zu haben. Buffon nimmt nämlich an, daß der Douk und der Wanderu die Species sind, welche die bereits im ersten Theil dieses Kapitels erwähnten Affen-Bezoare erzeugen, nicht weil er mit der complicirten Form des Magens bei dem erstern Thiere bekannt war, sondern weil diese die einzigen zwei Species waren, von denen er wußte, daß sie das südliche Indien bewohnten, woher diese Bezoarsteine kommen sollten. Daß diese Concretionen überhaupt in dem Magen eines vierhändigen Thieres vorkommen, ist an sich merkwürdig genug; der Umstand erhält aber durch die Entdeckungen der Professoren Otto und Owen über die säckige Form dieses Organs bei den Semnopitheken ein lebhaftes Interesse, und verdient, obgleich er ihrer Beachtung entgangen zu sein scheint, weitere Aufmerksamkeit, da er, wie schon früher erwähnt, eine weitere schöne Verwandtschaft mit den wiederkäuenden Säugethieren bilden wird, falls er sich als eine Eigenthümlichkeit der Semnopitheken bestätigt, wofür alle Wahrscheinlichkeit vorhanden zu sein scheint. Die Affen-Bezoare sollen kleiner und runder als die von den Ziegen, Gazellen und Antilopen erhaltenen sein; sie werden im Orient ihrer angeblichen medicinischen Kräfte wegen hoch geschätzt und stehen in viel höherem Preise als alle andern ähnlichen Concretionen.

Der Hunnman (Semnopithecus Entellus).

Nachdem wir in den vorhergehenden Artikeln zwei Species von Semnopitheken beschrieben haben, von denen die eine der auffallenden Verschiedenartigkeit und Pracht ihrer Farben und der früher über dieselbe verbreiteten Irrthümer wegen so merkwürdig war, als die andere durch ihre anomale organische Bildung, kommen wir nun zu einer in anderer Hinsicht ebenso merkwürdigen Art; das Interesse, welches sich an sie knüpft, gründet sich nicht auf Eigenthümlichkeiten der Form oder Farben, die sie von ihren übrigen Verwandten unterscheiden, sondern auf die damit verwebten historischen Traditionen und religiösen Dogmen eines höchst eigenthümlichen und merkwürdigen Volkes. Das in Rede stehende Thier ist der Entellus, der Hunuman der Hindus, und Lungar der Gebirgsstämme, ein Bewohner Bengalens und anderer Theile des indischen Festlandes, der



Fig. 9. Der Hunuman (Semnopithecus Entellus).

seit undenklichen Zeiten von den Eingeborenen jenes Landes für heilig gehalten wird, und dessen Geschichte in vieler Beziehung mit der der indischen Nation selbst verwoben ist. Er ist in unsern Menagerien nicht selten und von verschiedenen Zoologen häufig und aufmerksam beobachtet worden. Die folgende Beschreibung ist hauptsächlich nach Fr. Cuvier. „Der junge Entellus," sagt dieser Naturforscher, „fällt beim ersten Anblick durch die unverhältnißmäßige Länge und Zartheit seiner Extremitäten, die Ueberlegtheit aller seiner Bewegungen, und ein Auge und eine Physiognomie auf, deren Ruhe unzerstörbar ist; er scheint in dieser Hinsicht in derselben Verwandtschaft mit den Cerkopitheken zu stehen, wie der amerikanische Ateles zu den Sapajus. Er fällt dem Beschauer beim ersten Anblick durch den Contrast des glänzend schwarzen Gesichtes und der Hände mit der über den ganzen Körper und die Glieder verbreiteten hellgrauen oder Stahlfarbe auf, sowie durch die Richtung des das Gesicht umgebenden Haares, welches eine Art von hervorstehendem Reif über den Augenbrauen und einen Bart unter dem Kinn bildet, von denen der letztere spitzig auswärts gerichtet ist, statt perpendikulär herabzufallen. Die Farbe des Pelzes wechselt vom Graulichweiß bis zum Hellorange, doch ist die Schattirung auf dem Gesäß und dem Rückgrat entlang,

stets dunkler als anderswo. Die Hände und Füße sind auf dem Rücken wie auf den Handflächen und Sohlen schwarz, und contrastiren besonders bei jungen Individuen stets mit den hellern Farben der umgebenden Theile. In dem Maße wie die Thiere im Alter vorschreiten, werden alle diese Farben dunkler, bis endlich sich der Pelz mit zahlreichen schwarzen Haaren mischt, und eine gleichmäßige rostbraune Farbe annimmt, wobei zu gleicher Zeit das Gewicht und die Dimensionen des Körpers in solchem Maße anwachsen, daß das Thier gänzlich jenen schlanken gestreckten Bau verliert, welcher es in der Jugend bezeichnete, und an dessen Stelle den Anschein großer Muskelkraft und Energie erhält. In diesem Zustande, nämlich wenn er seine vollkommene Entwicklung erreicht hat, ist der Entellus mindestens ebenso groß, als eine der bereits beschriebenen Species, mißt fast $4\frac{1}{2}'$ von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und ist von einer seiner Länge entsprechenden Corpulenz. Der Schwanz ist bedeutend länger, als der Körper, von derselben allgemeinen Farbe, und endigt sich in einem etwas längeren und dunkleren Haarbüschel."

Folgender Bericht über die Gewohnheiten und die Geschichte des Entellus rührt von Herrn Duvaucel her, dem wir schon die Kenntniß vieler interessanter Züge in den Sitten und der Oekonomie der Gibbons verdanken. Es ist nur zu bemerken, daß der Name Hulman, unter dem, wie er sagt, dieses Thier den Hindus bekannt ist, falsch buchstabirt ist, und Hunuman heißen muß, und daß er unter Gouptipara die Stadt Goalpara zu meinen scheint. „Diese Species," sagt Herr Duvaucel, „wird von den Hindus hoch verehrt, die sie selbst deifizirt, und ihr eine der ersten Stellen unter ihren dreißig Millionen Göttern angewiesen haben, sie wandert von den oberen Provinzen gegen das Ende des Winters nach Bengalen ein, doch fiel es mir lange Zeit, obgleich sie häufig genug ist, sehr schwer, ein Exemplar zu erlangen. Meine eifrigsten Versuche und Nachforschungen blieben fruchtlos, denn die wachsame Sorgfalt und Ausdauer der Bengalesen raubten mir stets die Gelegenheit, ein so hoch geachtetes Thier zu tödten, worauf, nach ihrer abergläubischen Annahme, der Todtschläger sicher innerhalb eines Jahres sterben muß. Sobald ich mich mit der Flinte sehen ließ, versammelten sich auch Haufen von Eingebornen, die sich eifrig damit beschäftigten, die Affen aus der Schußweite zu jagen, und länger als einen Monat, während dessen sich eine kleine Familie von sieben oder acht Hunumans in Chandernagor aufhielt und jeden Morgen bis in die Häuser kam, um die Opfer der Brahminen zu empfangen,

war mein Haus und dessen Umgebung stets von diesen frommen Leuten umringt, die mich durch unablässiges Schlagen von Trommeln und Tomtoms plagten, um diese vierhändigen Gottheiten zu verscheuchen und dieselben von einer so gefährlichen Nachbarschaft entfernt zu halten. Ich betrat die Stadt Goalpara (ein heiliger Ort am Huglyflusse, der von Brahminen bewohnt und mit Tempeln bedeckt ist, in deren einem das Haar der Göttin Duaga aufbewahrt werden soll) ungefähr in dem Zustande, wie Pythagoras Benares betreten haben mag, obgleich zu verschiedenen Zwecken; er suchte Menschen, ich Thiere, die doch im Allgemeinen leichter zu finden sind. Ich sah die Bäume überall mit den lang geschwänzten Gottheiten der Hunumans bedeckt, die sich bei meinem Erscheinen mit lautem Geschrei auf die Flucht begaben. Die Hindus vermutheten beim Anblick meiner Flinte, so gut wie die Affen, den Gegenstand meines Besuches, und 10—12 von ihnen versammelten sich augenblicklich um mich, und stellten mir die Gefahr vor, der ich mich durch Belästigung oder Verletzung von Thieren, die nichts Geringeres wären, als verwandelte große Fürsten und Helden, aussetzen würde. Ich hätte mir gerne die Mühe erspart, diesen barmherzigen Advokaten zuzuhorchen, gab vor, halb überzeugt zu sein, und wollte eben fortgehen, als ich auf meinem Wege eine so verführerische Prinzessin gewahrte, daß ich der Verlockung nicht entgehen konnte, nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen. Ich legte demnach mein Gewehr an, feuerte und wurde dadurch Zeuge einer wahrhaft rührenden und pathetischen Scene. Das arme Thier, welches ein Junges auf dem Rücken trug, war nahe am Herzen getroffen worden; sie fühlte sich tödtlich verwundet, und sammelte alle ihre noch vorhandene Stärke, um ihr Junges zu ergreifen, und dasselbe in die Zweige eines benachbarten Baumes zu werfen, worauf sie niederfiel und zu meinen Füßen starb. Ein so rührender und unerwarteter Vorfall, ein so wahrhaft mütterlicher Zug machte größeren Eindruck auf mich, als alle Predigten der Brahminen, und das Vergnügen, ein Exemplar eines so schönen Thieres zu erlangen, wurde diesmal durch das Bedauern aufgewogen, das ich für die Tödtung eines Wesens fühlte, welches mit dem Leben nur durch die schätzbarsten und lobenswerthesten Gefühle verknüpft schien."

Der Ursprung der ungemeinen Verehrung, worin diese Thiere bei den Hindus stehen, verschwimmt in der dunklen Urgeschichte dieses wunderbaren Volkes; sie mag vielleicht aus der Lehre von der Seelenwanderung entstanden sein, da jene des festen Glaubens sind, daß die Seelen ihrer ver-

storbenen Freunde in diese und andere geheiligte Thiere übergehen. Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß dieselbe von den frühesten Zeiten her existirt hat. Die Legenden und Traditionen der Brahminen über diesen Gegenstand nehmen einen hervorspringenden Platz in dem Ramaian, einem der größten epischen Gedichte, welches irgend ein Zeitalter oder Land hervorgebracht hat, ein, das wir in ganz kurzen Umrissen, so weit es mit dem Thiere, dessen Geschichte wir gegenwärtig erzählen, in Verbindung steht, mittheilen werden. Der Hauptgegenstand des Gedichts scheint der Triumph des guten über das böse Prinzip zu sein. Diese Prinzipe werden auf der einen Seite durch die Hindu-Götter, auf der andern durch ein Volk von Dämonen personifizirt, die Rackschasas genannt werden und unter ihrem König Ravana auf der Insel Lanka oder Ceylon leben sollen. Diese Dämonen hatten lange auf der Erde geherrscht, und da die Götter sie unverwundbar gegen die Sterblichen gemacht hatten, so folgte daraus, daß Ravana und seine Unterthanen nur durch einen sterblichen Gegner besiegt werden konnten. Die Götter versammeln in ihrem Mitleid über das Elend der von dem bösen Prinzip beherrschten Erde einen großen Rath, und vereinigen sich, Wischnu in Menschengestalt hinunter zu senden, um die Gesetze des Schicksals durch die Unterwerfung der Rackschasas durch Menschenkraft zu erfüllen. Die Incarnation erfolgt in der Person Rama's, des ältesten Sohnes und Nachfolgers Dascharathas, Königs von Agodhya (Aud), der hierdurch der Held des Gedichtes wird, und obgleich auf der Erde in dem Charakter Rama's gegenwärtig, doch mittlerweile nicht aufhört, seinen Platz unter den Göttern im Charakter Wischnu's zu behaupten. In diesem letztern erschafft er unverwundbare Stämme von Affen und Meerkatzen unter ihren eigenen Königen und Generalen (von denen der erste Hunuman ist), und begabt sie mit dem für Geschöpfe, die die Verbündeten seiner irdischen Incarnation Rama in dem ruhmvollen Unternehmen gegen Ravana sein sollen, nöthigen Muthe und Verstande. Wir gehen über die zahlreichen früheren Scenen der Geschichte hinweg, um sogleich zu der Ursache und den Folgen des Kriegs zwischen Rama und den Rackschasas zu gelangen. Der unmittelbare Grund dazu war die Entführung Sitas, Rama's Weib, die von Ravana geraubt und in der Festung Lanka verwahrt wird. Der Held schließt hierauf ein Bündniß mit Hunuman, dem Fürsten der Affen, welcher die Auffsuchung der verlornen Prinzessin übernimmt, und nachdem er dieselbe in Lanka entdeckt hat, mit der Nachricht davon zurückeilt und Rama in Agodhya wieder antrifft. Augenblicklich

wird ein großer Zug gegen Ravana vorbereitet; es wird eine Brücke von dem Continente nach der Insel Lanka gebaut, worüber die Armee der Alliirten marschirt, und die beiden Prinzen lassen sich vor der Festung nieder. Die Thaten der Krieger auf beiden Seiten und der Verlauf der Belagerung kommen, wie uns Kenner der orientalischen Sprachen versichern, den entsprechenden Theilen der Iliade, sowohl an interessanten Begebenheiten, als an Kraft und Schönheit der Beschreibung ganz gleich, wenn sie dieselben nicht übertreffen; das Gefecht ist nicht auf die Erdoberfläche beschränkt, sondern die Luft ebenfalls mit Kämpfenden angefüllt; endlich treffen Rama und Ravana zum Zweikampfe auf einander, die Himmel ertönen und die Erde erzittert unter ihrem verzweifelten Streite, bis endlich nach siebentägigem Kampfe Ravana gänzlich bezwungen wird, seine Streitkräfte zerstreut oder getödtet sind und Rama im Triumph mit Hunuman in Lanka einzieht.

In diesem ganzen Kriege ist Hunuman nächst Rama der ausgezeichnetste, den Dämonen entgegengestellte Held, und gibt zahlreiche Beweise von Stärke, Muth und Behendigkeit. Unter andern seiner Unternehmungen betrachten sich die Hindus noch immer als seine Schuldner für die Einführung des Mango, den er aus den Gärten eines berühmten Riesen, welchen er bezwungen hatte, mit fort führte und der noch immer dem Gaumen seiner Nachkommen besonders angenehm ist. Ein solcher Diebstahl jedoch, während eines so heiligen Krieges begangen, zog auf den Verübenden natürlich den höchsten Zorn der Götter herab, und dieselben gaben ihm und seiner Race dadurch ein Zeichen ihres Mißvergnügens, daß sie denselben Gesicht und Hände schwärzten, was noch heutzutage zum unbestreitbaren Beweise der Wahrheit dieser Angaben der Fall ist. Ein anderes Abenteuer Hunumans hätte beinahe noch ernsthafter endigen können, der Held faßte den riesenhaften Plan, die ganze Insel Ceylon mittelst eines an seinen Schwanz befestigten Theerfasses in Brand zu setzen und auf diese Weise seine Feinde auf einmal zu vertilgen. Wie gedacht, so gethan, aber bei dem löblichen Versuche, seine Feinde zu verbrennen, gerieth Hunumans eigener Schwanz in Brand, ein Mißgeschick, worauf, wie es scheint, der Held nicht gerechnet hatte. Von Schmerz gequält, und fürchtend, dieses werthvolle und schmückende Anhängsel ganz zu verlieren, wollte er die Flamme durch einen Sprung in die See auslöschen, aber die Bewohner jenes Elementes erschracken vor den üblen Folgen, die aus einem so unverantwortlichen Benehmen für sie selbst entspringen könnten, wenn auch das Meer angezündet würde,

hielten ihm die Sache ernstlich vor, und überredeten ihn zuletzt, seinen Entschluß zu ändern. Bis hieher stimmen alle indischen Geschichtschreiber in der Erzählung dieses wichtigen Ereignisses überein, aber der nachfolgende Theil der Geschichte wird von den verschiedenen Autoritäten verschieden berichtet. Einige gelehrte Pundits sagen, daß Hunuman darauf seinen Schwanz auf der Küste ausstreckte, während sein Freund Sumunder Wasser darüber schüttete und das Feuer auslöschte; Andere dagegen geben an, daß er sich sogleich nach dem Himalayagebirge begab und denselben in einen See an der Quelle des heiligen Ganges eintauchte; und wir müssen bekennen, daß wir selbst am geneigtesten sind, dem letzteren Berichte Glauben zu schenken, nicht nur, weil er der einer so heroischen Handlung würdigste und von dem gewöhnlichen Laufe der Begebenheiten entfernteste ist, sondern weil der fragliche See noch heutzutage den Namen Bunder Pautsch, oder Affenschwanz, trägt, als wollte er jene kühnen Zweifler, die die Wahrheit der Legende in Frage ziehen, zu Schanden machen. Außerdem glaubt und sagt die ganze Welt (in Hindostan), daß ein einzelner Affe jährlich im Monat P'hagun von der Ebene abgesendet wird, die Gebirge auf der Route von Hurdwar ersteigt, seinen Standpunkt auf dem beschneiten Gipfel eines hohen majestätisch über den heiligen See sich erhebenden Berges nimmt, und dort unablässige Wache hält, bis er in der folgenden Saison abgelöst wird. Es läßt sich nach der Unwirthbarkeit des Landes und Klimas leicht denken, daß er viele Entbehrungen erleiden muß, und durch Wachen und Fasten zu einem Gerippe abgezehrt nach Bengalen zurückkehrt; was können aber nicht Menschen und Affen zur Unterstützung eines Lieblingsdogma's aushalten!

Aus diesen abergläubischen Traditionen lernen wir die Macht und den Ursprung der hohen Verehrung und Achtung, deren sich der Hunuman unter den Schülern Brama's erfreut, wohin sich auch dieses System der Gottesverehrung ausdehnt, schätzen. Wir sehen in der That, daß dieses Thier mit der Geschichte einer großen Moral und Religionslehre identifizirt ist, die mit unsern göttlichen Offenbarungen über den Fall und die Erlösung des Menschen analog oder selbst gleich ist, wenn sie sich auch unter dem Kleide einer auswüchsigen extravaganten Allegorie verhüllt und entstellt. Auch beschränkt sich die Verehrung des Volkes nicht allein auf den Hunuman, wir haben gesehen, daß das Geschlecht der Hunuman nur das erste, so zu sagen, die Brahminen der vielen andern von Wischnu zur Unterstützung Rama's in seinem Versuch das böse Prinzip zu besiegen, erschaffenen Arten war, und

werden später finden, daß der Bunder (Papio rhesus) und andere Species in derselben Gunst stehen, wie der Hunuman selbst. Diese Gunst steigt zu der größten Höhe, welcher religiöser Eifer und Inbrunst fähig sind. Glänzende und kostbare Tempel sind diesen Thieren geweiht, Hospitale zu ihrer Aufnahme, wenn sie krank oder verwundet sind, erbaut, große Vermögen zu ihrer Unterhaltung vermacht, und die Gesetze des Landes, die auf den Mord eines Menschen eine geringe Geldstrafe setzen, bestrafen die Tödtung eines Affen mit dem Tode! So geliebt und beschützt, ist der Hunuman in allen Theilen Indiens häufig, betritt die Häuser und Gärten der Eingeborenen so oft er will, und plündert deren Früchte und Nahrungsmittel ohne Belästigung; der Besuch wird selbst als eine Ehre betrachtet, und der indische Bauer würde es für die größte Gottlosigkeit halten, denselben zu stören oder zu verjagen. Diese Thiere schlagen gewöhnlich ihren Wohnsitz in den Topen oder Baumgruppen auf, welche die Leute um ihre Dörfer anpflanzen, um jene vor den zu brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Man gestattet ihnen jedoch, in den Häusern gemeinschaftlich mit deren Bewohnern zu leben, wenn sie Veränderung wünschen, und die neuesten Reisenden beschreiben sie als zu Dutzenden auf den flachen Dächern sitzend, oder mit großer Gravität auf dem offenen Verandas niedergekauert, von wo sie die Vorübergehenden betrachten.

Die Entellus sind, obgleich Bewohner der heißen Ebenen Indiens, doch keineswegs unfähig, in einem strengern, rauhern Klima auszudauern; es ist wohl bekannt, daß sie den Himalaya ersteigen, wo sie Gehölz finden; sie finden sich in Nepal, und Turner theilt selbst mit, daß er ihnen auf der kalten Hochebene von Butan begegnete. Folgendes ist aus den Werken dieses Reisenden gezogen, die überhaupt vieles Werthvolle über diesen Gegenstand mittheilen: „Wilde Thiere, sagt er, sind nach dem, was ich gesehen habe und soweit meine Nachrichten hierüber schließen lassen, so ungemein selten in Butan, daß ich eine Menge von Affen, die wir am Wege spielen sahen, nicht ohne besondere Erwähnung übergehen kann. Sie sind von großer und schöner Art, mit einem von einem weißen Streifen umgebenen schwarzen Gesicht und sehr langen dünnen Schwänzen, sie sind von dem Geschlecht der Honumauns (Hunuman) Indiens, die größten in dieser Gegend und die sanftesten von den geschwänzten Affen. Sie werden von den Butanesen, ebenso wie von den Hindus für heilig gehalten und nehmen einen ausgezeichneten Platz in ihrer zusammengewürfelten Mythologie ein. Ich sah eine Menge von ihnen zu Muttra in Hindostan, die, wie ich

erfuhr, täglich von dem Ertrag eines für ihren Unterhalt von dem Hindufürsten Madadschi Sindia ausgesetzten Stipendiums gefüttert wurden. Ich wagte mich mit einigem Mißtrauen unter sie, denn sie waren muthig und beweglich, wodurch es schwer wurde, Freiheiten, die sie sich hätten nehmen wollen, zu vermeiden. Wiedervergeltung wäre außer aller Frage gewesen, denn man sagte mir, sie seien stets alle bereit, gemeinschaftliche Sache mit einander zu machen. Einer davon war durch eine zufällige Verletzung gelähmt, und es war erstaunlich, welche Aufmerksamkeit und Nachsicht er in Folge dieser Aehnlichkeit mit seinem Beschützer erlangt hatte, was er übrigens vollkommen gut zu wissen schien. Ich habe auch Heerden dieser Art bei Amboa in Bengalen bemerkt."

Der berühmte nach dem Namen eines beliebten Hindu-Heiligen Cubbir-bur genannte indische Feigenbaum an dem Ufer des Nerbuddah in der Provinz Guzerat, der für das größte Exemplar dieses merkwürdigen Gewächses in Indien gehalten wird, ist der Sitz einer zahlreichen Kolonie von Hunumans. Forbes gibt in seinen Oriental Memoirs folgende Darstellung von dem Cubbir-bur und seinen Bewohnern: „Ein bedeutender Theil dieses außerordentlichen Baumes ist zu verschiedenen Zeiten durch hohe Fluten fortgeschwemmt worden, was aber noch übrig bleibt, hat noch mehr als 2000 Fuß im Umfange, wenn man nur die Hauptstämme mißt; die noch nicht ausgeschlagenen überhängenden Zweige bedecken einen noch viel größeren Raum, unter dem eine Zahl von Ochsenherzapfel- und andern Fruchtbäumen wächst. Die großen Stämme dieses einzigen Baumes belaufen sich auf 350 und die kleinern überschreiten die Zahl von 3000. Jeder davon sendet fortwährend neue Zweige und hängende Wurzeln zur Bildung neuer Stämme aus und wird dadurch zum Vater zukünftiger Sprößlinge; er wurde von den Engländern von Barosch viel besucht. Damals war Putna ein blühendes Fürstenthum an den Ufern des Nerbuddah, ungefähr zehn Meilen von diesem berühmten Baum. Der Häuptling liebte die Jagd ungemein und pflegte sich auf großartige Weise darunter zu lagern; er hatte dort einen Salon, Speise- und Empfangzimmer, Schlafkabinette, Bad, Küche und jede andere Bequemlichkeit, alles in besondern Zelten, und doch bedeckte dieser edle Baum das Ganze mit seinen Wagen, Pferden, Kameelen, Leibwachen und Dienern, während die ausgebreiteten Zweige desselben schattige Plätze für die Zelte seiner Freunde, mit ihren Dienern und Thieren gewährten, und es ist bekannt, daß er einmal 7000 Mann einer auf dem Marsch befindlichen Armee Schutz gewährt hat.

„Dieser prachtvolle Pavillon gewährt allen Reisenden, vorzugsweise den religiösen Stämmen der Hindus, Obdach, und ist gewöhnlich von einer Menge von Vögeln, Schlangen und Affen bewohnt; letztere besonders haben mich oft durch ihre Streiche unterhalten, hauptsächlich durch ihre elterliche Zuneigung gegen ihre Jungen, indem sie dieselben lehrten, ihre Nahrung auszuwählen, von einem Zweige zum andern zu springen, und die bedeutenden Sätze von Baum zu Baum zu wagen; dieselben wenn sie furchtsam waren, durch Liebkosungen ermuthigten und die störrigen oder widersetzlichen bedrohten und selbst schlugen. Da sie durch ihren Instinkt die Bösartigkeit der Schlangen kennen, sind sie sehr erpicht darauf, dieselben zu tödten, ergreifen sie im Schlafe am Halse, laufen damit zum nächsten flachen Steine und zermalmen den Kopf durch starkes Reiben auf dessen Oberfläche, wobei sie häufig darauf hinsehen und über ihren Erfolg grinsen. Sobald sie sich überzeugt haben, daß die Giftzähne zerstört sind, werfen sie das Reptil ihren Jungen zum Spiele zu, und scheinen sich an dem Tode ihres gemeinschaftlichen Feindes zu belustigen. Bei einer Jagd unter diesem Baume tödtete einer meiner Freunde einen weiblichen Affen und trug ihn in sein Zelt, das bald von 40—50 Individuen der gleichen Art umringt wurde, die lärmend und in drohender Stellung auf dasselbe losschritten, als ihnen aber eine Vogelflinte vorgehalten wurde, zurückwichen und unentschieden schienen. Nur Einer, der nach seinem Alter und seiner Stellung in der vordersten Reihe, der Anführer des Trupps zu sein schien, blieb stehen, und fuhr fort auf das Wüthendste zu schnattern und zu drohen, und hätte nur durch Feuern von der Stelle gebracht werden können. Zuletzt näherte er sich der Zeltthüre und begann, da er fand, daß das Drohen nichts half, auf das Kläglichste zu winseln, und schien mit allen Zeichen von Kummer und demüthiger Bitte um den Leichnam zu flehen. Als ihm dieser hierauf gegeben ward, nahm er ihn mit zärtlicher Sorgfalt in die Arme, umschlang ihn mit der Liebe eines Gatten, und trug ihn in einer Art von Triumph seinen harrenden Genossen zurück. Das ungekünstelte Benehmen dieses armen Thieres ergriff die Jäger so sehr, daß sie beschlossen, nie wieder das Gewehr auf einen Affen anzulegen.“

Wir erfahren von demselben Gewährsmanne, daß die Bäume, welche die Häuser von Kambay in Guzerat beschatten, voll von Meerkatzen, Eichhörnchen, Tauben und Papagaien sind, von denen nur die ersteren belästigen, indem sie die Hausdächer einnehmen und, ohne daß sich die Einwohner um sie kümmerten, die ganze Stadt durchstreifen.

Ueber die Affen zu Dhuboy erzählt er Folgendes: „Der Durbar, oder die Wohnung des Statthalters, wo ich wohnte, bedeckte mit seinen Höfen und Gärten sieben Acker Landes; er war, ausgenommen an dem auf die Stadt gehenden Hauptthore, auf allen Seiten von dem See umgeben, und ein bewundernswürdig dichtes Pflaster von Steinplatten bildete zu allen Jahreszeiten, oberhalb der zu dem Bassin führenden Stufen, einen trockenen Spaziergang, der an den meisten Stellen von hohen Bäumen beschattet und mit duftenden Sträuchern geziert war, durch welche man nur einige wenige Häuser und Thürme auf den Mauern erblicken konnte, so daß das Ganze von den den See beherrschenden Fenstern des Durbar aus mehr das Aussehen eines Dorfes als einer befestigten Stadt zeigte. Nahe bei dem Durbar befand sich eine kleine beholzte Insel, der nächtliche Zufluchtsort für Kraniche, Weihe, Krähen und jene ungeheuren, nicht mit Unrecht fliegende Füchse genannten Fledermäuse. Um diese malerische Landschaft zu vollenden, befand sich ein fast von Moos und vielen Varietäten von Clematis bedeckter, zerfallener Hindutempel am Ende der Terrasse im Garten, wo die thierische Schöpfung bisher so unbelästigt geblieben war, daß meine Orangen- und Lindenbäume von Pfauen, Tauben und Bulbuls schärmten; Affen und Eichhörnchen schwelgten in meinen Granat- und Ochsenherzäpfeln, während Pelikane, Löffelgänse und andere Wasservögel den See einnahmen; dem Eindringen der Affen hätte ich gern ein Ende gemacht, ihre Zahl war oftmals sehr bedeutend und ihre Plünderungen ernsthaft. Ich glaube, es gab eben so viele Affen in Dhuboy, als Menschen, und die Dächer und oberen Theile der Häuser schienen nur ihrer Bequemlichkeit gewidmet zu sein. Während der Durbar bei meiner Ankunft ausgebessert wurde, wohnte ich eine kurze Zeit lang in einer der öffentlichen Straßen, wo mein Hinterhaus nur durch einen schmalen Hof von dem eines vornehmen Hindu getrennt war. Ich zog mich gewöhnlich während der Nachmittagshitze mit einem Buche nach der an dieser (der Schatten-) Seite, befindlichen Veranda zurück, wo häufig Stückchen von Mörtel und Ziegeln auf mich fielen, worauf ich indeß, da ich vermuthete sie seien durch Windstöße herabgeweht, keine Acht hatte, bis ich eines Tages durch deren Wiederkehr von einem ungewöhnlichen Lärm begleitet, und das Fallen eines größeren Ziegelstückes belästigt, aufstand, um den Grund davon zu entdecken, und zu meinem Erstaunen das Dach des gegenüberliegenden Hauses mit Affen bedeckt sah, die den unwissentlich in ihr Gebiet gedrungenen weißen Fremdling angriffen. Obgleich durch meine neue Stellung mit

bedeutender Macht begleitet, und zum vornehmsten Manne der Stadt gemacht, wußte ich doch, daß ich weder Repressalien ergreifen, noch von dem Feinde Quartier erwarten durfte, und hielt es daher für das Klügste, meine Wohnung zu verlassen und meinen Rückzug zu nehmen.

„Ich glaube nicht, daß die Einwohner von Dhuboy die Affen aus andern Gründen, als denen der Menschlichkeit und des allgemeinen Glaubens an die Seelenwanderung beschützen; aber auch in Malabar und verschiedenen andern Theilen Indiens ist Dr. Fryers Angabe ganz richtig, daß: „„einen von diesen Affen zu tödten, die Eingeborenen für frevelhaft halten, da sie dieselben Halbmenschen nennen, und sagen: sie seien einst Menschen gewesen, hätten aber ihrer Trägheit wegen, Schwänze und ein haariges Kleid erhalten. Gegen Ceylon zu werden sie vergöttert, und an der Meerenge von Balagat zahlt man ihnen Tribut.““ Ich kann eine eigenthümliche Verwendung der Affen in Dhuboy nicht mit Stillschweigen übergehen. Unter den höheren Kasten der Hindus ist, so viel ich weiß, das Duell überall unbekannt, und ebenso wenig wissen die niedern Klassen etwas von der Boxkunst, da aber selbst Hindus in Streit gerathen, obgleich sie nicht oft zornig werden, so besteht eine Hauptangriffsweise im Schimpfen, nicht etwa, daß sie einander mit den Titeln Schuft oder Halunke belegen, denn dies würde keinen, weder in seiner eigenen Meinung, noch in der der Gesellschaft herabsetzen; dagegen wird es für die größte Beleidigung gehalten, wenn Einer des Andern Mutter, Weib, Schwester oder Tochter schimpft, und kann nur durch stärkeres Schimpfen wieder ausgeglichen und wieder vergolten werden. Ist dies nicht möglich, so wird die Rache auf die Zukunft verschoben, was mich auf die Dhuboy-Affen bringt, die als unschuldige Werkzeuge dieser Rache dienen müssen. Vor dem Beginn der Regenzeit gegen Mitte Junis, ist es gebräuchlich, die Ziegel auf den Dächern aller Häuser der Europäer, so wie der Eingeborenen, in den hindostanischen Städten und Dörfern umzuwenden. Diese Ziegel sind nicht mit Mörtel befestigt, sondern regelmäßig übereinander gelegt, um, durch Zurechtrücken unmittelbar vor dem Eintritt des Regens, das Dach während jener Periode dicht und trocken zu erhalten. Später ist ihre Verrückung von geringer Wichtigkeit in jenem Klima, wo acht Monate hindurch kein Regenschauer fällt. Zu dieser kritischen Periode, wo die Ziegel so eben gedreht worden sind und der erste Regenguß stündlich zu erwarten ist, begibt sich der Beleidigte, der heimlich seinem Gegner Rache geschworen hat, bei Nacht zu dessen Hause, und bestreut auf irgend eine Weise das

Dach mit einer Quantität von Reis oder andern Körnern; dies wird bald von den Affen entdeckt, die sich in bedeutender Zahl einfinden, um ihre Lieblingsnahrung aufzulesen, und, sobald sie finden, daß ein Theil davon zwischen die Ziegel gefallen ist, ohne Umstände das Haus fast abdecken. Da dies zu einer Zeit geschieht, wo keine Ziegeldecker zu haben sind, so läßt sich nicht verhindern, daß Regenströme die Kuhmistböden durchweichen, und die Möbel so wie die gewöhnlich aus getrockneter, ungebrannter Erde gekneteten, und mit Kuhmist abgeriebenen Getreidebehälter ruiniren."

Diese Thiere werden häufig Leoparden und Tigern zur Beute, die sie sogar durch eine Art von Fascination zu fangen scheinen. „Während der unheilstiftende Affe," sagt Forbes an einer andern Stelle seiner unterhaltenden und belehrenden Memoiren, „sowie die unschuldige Taube in den Mauern von Dhuboy ein Asyl fanden, ward die umliegende Gegend von Tigern und andern Raubthieren verheert, die den pythagoräischen Systemen und brahminischen Glaubenslehren zum Trotz, einen fortwährenden Krieg gegen die Antilopen und unschädlichen Thiere in der Nähe der Dörfer führten; selbst die Affen mit all ihrer List konnten ihnen nicht entgehen. Die Bauern in den Wildnissen von Bhederpur bestätigten die Erzählung Dr. Fryers über die Kriegslist des Tigers zu diesem Zwecke. Die Wäldler sagen, daß, wenn der Tiger auf die Affenjagd ausgeht, er sich folgender Kriegslist bedient: Die Affen geben seine Annäherung durch ein verwirrtes Schnattern zu erkennen und begeben sich augenblicklich auf die höchsten und dünnsten Zweige der Bäume außer dem Bereich des Tigers. Dieser, dem ihre Furcht bekannt zu sein scheint, legt sich unter dem Baum nieder und brüllt. Die Affen lassen zitternd los, fallen herunter und werden, sobald sie auf dem Boden anlangen, ergriffen und verzehrt. Daß die Tiger sich von Affen nähren, ergibt sich schon aus ihren Exkrementen, worin sich Affenhaare befinden."

Die Lehre von der Seelenwanderung, welche so charakteristisch für die Hindureligion ist, bildet, wenn auch den vorzüglichsten, doch keineswegs den einzigen Grund für die in Ostindien stattfindende Verehrung der niederen Thiere. Bei seiner Ankunft in Dhuboy als erster Beamter des Distrikts, baten die Brahminen Hrn. Forbes, den Offizieren und Soldaten der Garnison die Belästigung der Affen, oder die Jagd des wilden Geflügels auf dem See zu verbieten, wobei sie nicht nur die Seelenwanderungslehre anführten, sondern vorzüglich auf den Nutzen hindeuteten, welchen diese Thiere der Stadt und dem Bassin durch Vertilgung des Aases und anderer Unreinigkeiten brächten. Wurde ihnen

jedoch die Nothwendigkeit vorgestellt, Thiere zur Nahrung zu schlachten, so stellten sie allen Gründen ihre Seelenwanderungslehre entgegen, und es war nutzlos, über dergleichen Gegenstände mit ihnen zu streiten, da Stolz und Selbstgenügsamkeit allen Versuchen, sie von ihrem Irrthum zu überzeugen, entgegentraten. „Die Brahminen von Malabar," sagt Forbes, „pflegten in allen solchen Gesprächen mit Anmaßung und Verachtung aufzutreten, während die von Dhuboy entweder eine Miene des Besserwissens oder der Gleichgültigkeit affektirten."

Kapitän Williamson sagt in seinen „Morgenländischen Jagden" Folgendes über den Hunuman: „Affen sind fast überall häufig und halten sich gewöhnlich in dichten Mango-Topen in der Nähe von bebauten Flecken auf. Sie sind von verschiedenen Größen; der Luhngun ist mindestens so groß wie ein 14jähriger Bursche und mißt aufrechtstehend 5½' und mehr (dies ist zwar etwas übertrieben, wir haben indeß sehr alte Männchen gesehen, die sicher 5' hoch waren). Sie sind außerordentlich boshaft und haben sich viele Beispiele der brutalsten Gewaltthätigkeit zu Schulden kommen lassen. Ihre Unverschämtheit ist ohne Gleichen. Sind sie in starker Anzahl, so plündern sie eine mittelgroße Maispflanzung, trotz des Widerstandes einer kleinen Zahl von Menschen, in wenigen Stunden. Sie sind so wollüstig, daß kein Weib in Sicherheit an ihren Aufenthaltsorten vorübergehen kann; sie besitzen ein merkwürdiges Aussehen, sind von grünlichgrauer Farbe mit schwarzen Gesichtern und Pfoten und einem grauen Haarrande um die Stirn, der aussieht wie eine kleine Toupetperrüke. Ich habe diese Geschöpfe oftmals in Gemüsefeldern gesehen, wo ich sie gewöhnlich, bis ich ganz nahe herankam, für jätende Eingeborene hielt."

Wir beschließen die Geschichte dieses interessanten Thieres mit folgendem Auszug aus Johnsons „Indischen Jagdskizzen:" „Es gibt," sagt dieser Schriftsteller, „in Hindostan zwei gemeine Affenarten. Eine davon ist von großer Gestalt, mit schwarzem Gesicht und braunem Körper; die andere ein kleiner brauner Affe, von der Art, wie wir sie oft bei uns mit Tanzbären sehen. Ich glaube, daß es noch viele andere Arten in den thibetanischen Gebirgen und andern großen Wäldern gibt, diese aber sind die einzigen, die ich wild gesehen habe. Obgleich alle Affen in Indien wild sind, fürchten sie sich doch nicht sehr vor den Menschen, was daher kommen mag, daß ihnen von den Eingeborenen nie etwas zu Leide gethan wird. Sie folgen oftmals den Booten den Ufern des Ganges und anderer Flüsse entlang, in der Erwartung, daß man ihnen Brod oder Früchte daraus zuwerfen werde, was

auch oft geschieht; zielt man aber mit der Flinte auf sie, so machen sie sich augenblicklich aus dem Staube. Ramah, einer der Hindugötter, eroberte nach ihrer Mythologie Indien und andere Länder, und befreite viele Völker von Tyrannen mit einer Armee von Affen, deren Anführer Hunamat (von Sir W. Jones als der griechische Pan beschrieben) hieß, und die großen Affen mit schwarzen Gesichtern werden jetzt Hunamans genannt und sehr von den Hindus verehrt; sie verehren auch jede andere Affenart, aber in geringerem Grade."

Der Budeng (Semnopithecus maurus).

Diese den systematischen Schriftstellern bereits seit lange unter dem Namen Simia maura und Cercopithecus maurus bekannte Species ist von Dr. Horsfield in seinen zoologischen Untersuchungen auf Java, welche Insel nebst Sumatra dieselbe bewohnt, genau beschrieben und abgebildet worden. Letztere Lokalität ist in der That das Hauptquartier vieler verschiedener Arten von Semnopitheken, und u. a. des in dem untenstehenden Auszug aus Dr. Horsfields Werk erwähnten Lutung (S. Pyrrhus). Cuvier nennt den S. maurus Tschincou. Der ganze Körper des erwachsenen Thieres ist mit langem seidenartigen, schwarzen, bei hohem Alter mit silberweißem vermischten Haar bedeckt; das junge Thier ist röthlichbraun, das Gesicht nackt und von einem Busche aufrechtstehenden Haares umgeben; das Haar der Backen ist nach hinten gekehrt und geht unter den Ohren in Gestalt spitziger Backenbärte weg; die untere Fläche des Körpers ist nicht so dicht behaart wie der Rücken, und der Unterleib fast nackt.

„Der Semnopithecus maurus," sagt Dr. Horsfield, „wird von den Javanesen durch den Namen Budeng von einer andern Art unterschieden, die dieselbe Gestalt und gleiche Gewohnheiten, aber eine andere äußere Bedeckung besitzt. Der Name der letzern ist Lutung; aber die Malayen und Europäer brauchen diesen Namen für beide Species, und unterscheiden sie durch die Beiwörter schwarz und roth. Der Budeng wird Ludung itam (schwarzer Lutung) und der Lutung der Javanesen Lutung mera (rother Lutung) genannt. Auf Sumatra hat der S. maurus den Namen Lotong.

„Der Budeng, oder die schwarze Species, ist viel häufiger als der Lutung oder die rothe Species, und die letztere wird wegen ihrer Seltenheit und Schönheit von den Eingeborenen am meisten geschätzt. Wenn dieselben ein Individuum der letzteren erlangen können, so geben sie sich alle Mühe, es zu zähmen und behandeln es mit Güte und Aufmerksamkeit. Der Budeng dagegen wird vernachlässigt und verachtet;

auch bedarf es vieler Geduld, sein natürliches stöckisches Temperament nur in geringem Maße zu verbessern. In der Gefangenschaft bleibt er Monate lang ernst und mürrisch, und wird, da er die Eingebornen nicht belustigt, selten in ihren Dörfen oder Wohnungen angetroffen. Dies rührt nicht vom Widerwillen der Javanesen gegen die Affen her; denn die gemeinste Art der Insel, Geoffroy's Cercocebus Aygula, oder Pennants Egretaffe wird sehr häufig gezähmt gefunden, und es ist eine Lieblingssitte der Eingebornen, denselben mit dem Pferde in Gesellschaft zu bringen. In jedem Stalle, von dem des Fürsten bis zu dem des Mantry oder Dorfhäuptlings herab, findet sich einer dieser Affen, aber ich habe den Budeng nie so auszeichnen sehen.

„Der Semnopithecus maurus kommt in den Wäldern von Java sehr häufig vor; er erbaut seine Wohnung auf Bäumen und vereinigt sich zu zahlreichen Heerden von fünfzig und mehr Individuen. Wenn man in den Wäldern auf sie trifft, so ist es das Klügste, dieselben aus der Ferne zu beobachten. Sie lassen bei der Annäherung von Menschen ein lautes Gekreisch hören, und nicht selten lösen sich durch die heftige Verwirrung und Bewegung, welche dabei stattfindet, abgestorbene Baumzweige ab und fallen auf die Beschauer herunter. Sie werden oft ihres Pelzes wegen von den Eingebornen gejagt. Bei diesen, meist von den Häuptlingen angeordneten und befehligten Verfolgungen werden die Thiere mit Knitteln und Steinen angegriffen und viele von ihnen auf die grausamste Weise getödtet. Die Häute werden mittelst eines einfachen Verfahrens, welches die Eingebornen von den Europäern gelernt haben und mit vielem Geschick ausführen, zubereitet. Der kohlschwarze, lange, seidenartige Pelz wird von Eingebornen und Europäern zur Verzierung von Reitzeug und militärischem Schmucke verwendet."

Achtes Kapitel.

Afrikanische Meerkatzen — Genus Colobus — Dessen Kennzeichen und verschiedene Species.

Afrika kann mit Recht als das Hauptquartier der Meerkatzen betrachtet werden; kein anderer Theil der Erde schwärmt so von diesen Thieren, wie die Westküsten dieses großen Festlandes, mögen wir nun diesen Ausdruck in Bezug auf die ungeheuren Heerden von Individuen, oder die zahllosen Verschiedenheiten von Species anwenden, von denen allenthalben das Land erfüllt ist. Zwanzig bis dreißig bekannte Varietäten bewohnen die Westküste allein, und die noch unbeschriebenen belaufen sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die gleiche, wenn nicht doppelte Zahl. Fast jedes Schiff bringt uns bisher unbekannte Species mit, und es ist anzunehmen, daß, wenn wir eben so genau mit den Produkten der gegenüberliegenden Küste und des Innern bekannt wären, die Zahl derselben auf hundert und mehr ansteigen würde. Die Wohnsitze der verschiedenen Arten scheinen sich auf einen vergleichsweise kleinen Landstrich zu beschränken; es ist indeß zu bedauern, daß wir so wenige Details über diesen Theil unseres Gegenstandes besitzen und in den meisten Fällen nicht im Stande sind, die genaue Lokalität anzugeben, wo diese oder jene Species vorkommt. So viel ist jedoch gewiß, daß neun Zehntel der zahlreichen Cerkopitheken oder kleinen Meerkatzen, die nach Europa gebracht und in den verschiedenen Menagerien gezeigt werden, vom Gambia, Sierra Leone und den Ländern um den Meerbusen von Guinea kommen, aber die Handelsleute, durch deren Hände sie gehen, kümmern sich wenig um die Heimath oder frühere Geschichte derselben, und es kommt selten vor, daß wir erfahren, in welchem Hafen sie eingeschifft worden sind. Alle Reisenden sprechen jedoch von den ungeheuren Mengen von Affen in jenen Ländern. Jobson versichert, daß es unzählige Affen von verschiedenen Arten an den Ufern des Gambia gibt, und Heerden von 3—4000 von einer Species oftmals beisammen zu sehen sind. Sie sollen eine Art von republikanischer Regierung unter einander bilden, bei der die strengste Ordnung und Subordination stattfindet; von einem Orte zum andern unter den Befehlen besonderer Anführer wandern, die stets die Aeltesten und Stärksten des Stammes sind, und eine Art von roher Dis-

ciplin auf dem Marsche erhalten; ferner sollen die Weibchen, wenn sie nur ein Junges haben, dasselbe unter dem Bauche tragen, sind deren aber zwei, was zuweilen vorkommt, so wird das zweite auf den Rücken gesetzt; auf dem Marsche befinden sich die Weibchen und Jungen stets in der Mitte, während eine Abtheilung von alten Männchen den Vortrab und eine andere die Arrieregarde bildet. Bei seiner Reise den Gambia hinauf erstaunte jener alte Reisende besonders über die Menge und Verwegenheit der Meerkatzen, die alle Bäume des Ufers besetzt hielten, die Zweige schüttelten und durch ihr unablässiges Grinsen und Schnattern die Reisenden vom Vorwärtsgehen abschrecken zu wollen schienen. Barbot berichtet fast dasselbe über die ungeheure Menge derselben in Guinea. Atkins sagt, daß es deren auf Sierra Leone von allen möglichen Arten und Farben, außer Weiß, gebe, und sie in so unglaublicher Menge vorhanden seien, daß die Einwohner beständig Wache halten und Feuergewehr, Gift und andere Mittel anwenden müssen, um ihre Yam- und Hirsepflanzungen vor den Räubereien dieser unwillkommenen Gäste zu schützen, und endlich versichert uns Smith, ein sehr glaubwürdiger und wohlunterrichteter Reisender, daß es auf der Goldküste allein mehr als fünfzig verschiedene Species von geschwänzten Affen gibt und dieselben so zahlreich sind, daß es sehr schwierig sein würde, alle die verschiedenen Arten zu unterscheiden oder zu beschreiben.

Diese afrikanischen Meerkatzen sind weder so groß, noch so boshaft als ihre asiatischen Verwandten. Sie sind im Allgemeinen bemerkenswerth durch die Vielfältigkeit und Mischung ihrer Farben, ihre scherzhafte, muntere Art und ihre größere Reinlichkeit und Anständigkeit als die Paviane, deren schmutzige Gewohnheiten sie eben so unangenehm machen, als ihr mürrisches und unzähmbares Wesen. Afrika wird von zwei sehr verschiedenen Gattungen bewohnt, von denen die eine diesem Welttheile eigenthümlich zu sein scheint, während die andere, obgleich hauptsächlich ein afrikanisches Geschlecht, doch auch in Asien durch gewisse Arten repräsentirt wird, die man bisher unter dem gemeinschaftlichen Namen Makaks mit den Papionen verwechselte. Wir werden jetzt zur Beschreibung der ersteren übergehen.

Genus Colobus.

Bis zum Jahre 1836 waren die Materialien für dieses Genus sehr ungenügend und unvollkommen. Sie bestanden nur aus den rohen Abbildungen und der sehr kurzen Beschreibung, welche Pennant von zwei früher in dem Museum

des Sir Ashton Lever befindlichen Affen gab, die besonders dadurch auffielen, daß sie an den Vorderhänden keine Daumen besaßen. Der Mangel eines so wichtigen und einflußreichen Organs bei einer vorzüglich durch dessen vollkommene Entwicklung und die durch das Freistehen desselben bedingten Funktionen charakterisirten Thiergruppe wurde mit Recht von Illiger als ein echtes generisches Kennzeichen betrachtet, der demnach die von Pennant beobachteten Thiere, die früher mit den gewöhnlichen Cerkopitheken verwechselt worden waren, in eine von den übrigen Zoologen schnell angenommene besondere Gattung brachte, der er nach der anscheinenden Verstümmelung der Hände den Namen Colobus gab. Der Mangel des Daumens war jedoch fast das einzige bekannte Merkmal des neuen Genus; der Mangel oder die Gegenwart von Backentaschen und Gesäßschwielen, die Natur der Zähne und andere ebenso interessante Punkte waren unbekannt, und erst viele Jahre später hatten die Naturforscher Gelegenheit, sich über dieselben zu vergewissern oder selbst die Genauigkeit der ursprünglichen Bemerkungen Pennants zu bestätigen. In der That waren auch so viele Zweifel über das Genus Colobus vorhanden, daß Cuvier lange die Abwesenheit der Daumen bei Pennants Thieren für eine zufällige oder absichtliche Verstümmlung hielt, und da er diese Kennzeichen bei keinem Affen der alten Welt, den er noch beobachtet hatte, vorfand, die Aufnahme desselben in das Règne animal verweigerte. In diesem Zustande der Ungewißheit blieb das Genus, bis die Ausstellung eines Exemplars in Bullocks Museum endlich den Zweifeln, die bis dahin darüber existirten, ein Ende machte und Gelegenheit bot, einige weitere Beobachtungen über die Kennzeichen dieser anomalen Thiere anzustellen. Dieses Exemplar ging später in Herrn Temmincks Besitz über; zwar gehörte es einer von den bei Pennant beschriebenen Thieren verschiedenen Species an, bestätigte jedoch genugsam die Genauigkeit der Beobachtungen dieses Naturforschers, soweit sie die primären generischen Kennzeichen der Coloben betrafen, und ward kurz darauf von Kuhl unter dem Namen Colobus Temminckii beschrieben. Dies war jedoch Alles, was man über diese Thiere wußte, und Herrn Temmincks Exemplar blieb das einzige in den europäischen Museen, da die in der Lever'schen Sammlung befindlichen schon seit langer Zeit vernichtet waren, bis um die Mitte von 1832, wo die unvollständigen Häute zweier Arten, von denen die eine zuerst für identisch mit Kuhls Colobus Temminckii gehalten, die andere dem Colobus polycomus Pennants zugeschrieben ward, bei der zoologischen Gesellschaft niedergelegt und ausgestellt

wurden. Drei Jahre später kamen die Häute einer andern, scharf unterschiedenen Species vom Gambia, wurden vor derselben Gesellschaft gezeigt, und da sich dieselben in vollkommenem Zustande befanden, so bot sich hierdurch eine günstige Gelegenheit, die wahren Kennzeichen des Genus zu ermitteln, und die verschiedenen, im Besitz der Gesellschaft befindlichen Häute und Fragmente zu vergleichen. Das Resultat dieser Untersuchung wurde im dritten Bande des Journals der Gesellschaft veröffentlicht, und stellte deutlich die Existenz von sechs besonderen Arten von Colobus fest — nämlich zwei von Pennant beschriebene, eine von Kuhl, die sich als verschieden von dem Colobus ferruginosus erwies, mit dem man sie bisher verwechselt hatte; eine vierte, soeben von Dr. Rüppell angezeigte; eine fünfte, auf die gambianischen Exemplare, und eine sechste, auf das oben als irrthümlich dem Colobus polycomus zugeschrieben erwähnte, gegründet. Neuerlich ist noch eine siebente hinzugekommen, im Jahre 1838 kamen zwei schöne, neue Arten von Fernando-Po, und wir zweifeln nicht, daß die Zahl derselben sich noch durch die Forschungen künftiger Beobachter verdoppeln oder verdreifachen wird.

Es muß indessen trotz des großen und schnellen Zuwachses an Kenntnissen, den wir über diese Thiere innerhalb der letzten Jahre erhalten haben, zugestanden werden, daß unsere Materialien zur vollkommenen Feststellung des Genus immer noch sehr unvollkommener Art sind. Von den neun oben aufgezählten Species sind erst sechs nach vollständigen Exemplaren bekannt, die andern drei dagegen nach unvollständigen Häuten beschrieben, oder auf Pennants Abbildung und ursprüngliche Beschreibung gegründet; aber mit Ausnahme der wenigen, von Dr. Rüppell mitgetheilten Thatsachen, wissen wir Nichts über die Osteologie oder innere Anatomie des Genus, und die hauptsächlichsten Materialien, welche wir dafür besitzen, bestehen in drei oder vier vollständigen Häuten und einer Zahl von Fragmenten. Diese Fragmente besitzen die Haut des Körpers und großentheils auch der Extremitäten, ermangeln aber des Kopfes, der Hände und des Leibes; indessen kann trotz ihrer Verstümmelung die Geeignetheit ihrer Verweisung in das vorliegende Genus nicht bezweifelt werden, da die Qualität des Pelzes allein schon genügend ist, sie von allen andern Affen zu unterscheiden. Die Coloben können in der That nach der Länge und Feinheit der Haare und der gewöhnlichen Vertheilung der Farben ihres Pelzes in zwei Unterabtheilungen getrennt werden; — bei der ersten dieser kleineren Gruppen ist der Pelz sechs bis acht Zoll lang, entweder über den ganzen

Körper weg, oder mindestens auf dem Kopf, Hals und den Schultern, und die Farben im Allgemeinen sind, so viel wir bis jetzt wissen, schwarz und weiß, jedoch nicht genau mit einander vermischt, sondern einzeln stehend oder besondere Glieder einnehmend; bei der zweiten ist der Pelz überall kurz und von verschiedenen, eben so vertheilten und mit Schwarz oder Hellblau vermengten Schattirungen von Roth. Das lange, seidene, weiße Haar der ersten Gruppe, der unstreitig die schönsten existirenden Meerkatzen angehören, macht diese Thiere bei den Negern sehr gesucht, die ihre Titikappen aus dem Pelze verfertigen, und deßhalb die Häute zum Preise von 20—30 Schilling (12—18 Gulden) kaufen. Diese Verwendung des Pelzes ist wahrscheinlich auch der Grund, weßhalb wir nur verstümmelte Exemplare erhalten, da die Jäger sich nicht die Mühe geben werden, den Kopf und die Glieder abzuhäuten und zu präpariren, so lange der Körper allein commerziellen Werth besitzt.

Wir müssen jedoch noch eine andere Bemerkung über die Art des Colobenpelzes, die sich auf beide so eben charakterisirte kleine Gruppen bezieht, machen, nämlich daß die Haare, einzeln betrachtet, ihrer ganzen Länge nach von gleicher Farbe sind, im Gegensatz zu denen aller bekannten Cerkopitheken, bei denen Ringe von verschiedenen Farben auf jedem einzelnen Haar abwechseln. Wie untergeordnet oder unwichtig in zoologischer Hinsicht dieses Kennzeichen auch sein mag, so ist es dennoch von großem praktischem Werth, da es dazu dient, selbst das geringste Fragment einer Colobenhaut auf den ersten Blick von dem Pelz aller übrigen afrikanischen Meerkatzen zu unterscheiden. Die zwei Gattungen der asiatischen geschwänzten Affen, nämlich der geringe Theil der Cerkopitheken, welcher diesen Welttheil bewohnt, und die Semnopitheken unterscheiden sich auf genau dieselbe Weise; die asiatischen Cerkopitheken haben, wie ihre afrikanischen Verwandten, mehr oder weniger geringeltes Haar und sind in Folge dessen sehr fein gefleckt; die Semnopitheken dagegen gleichen den Coloben durch den Besitz einer gleichen Färbung auf jedem individuellen Haare, und demnach nicht granulirter, sondern in Flecken vertheilter Schattirung. Dies sind jedoch noch nicht die einzigen Analogien dieser respektiven Gattungen mit einander; wir werden weiter unten finden, daß sich fast alle Kennzeichen der einen bei der andern wiederholen; und es ist eine merkwürdige und interessante Thatsache in der Geschichte der Quadrumanen, daß die beiden asiatischen Genera der Meerkatzen ihre Repräsentanten in Afrika besitzen, sowie wir auch bald finden werden, daß die Paviane des letzteren Welttheils ebenso

in dem ersteren vertreten werden. Was aber die Meerkatzen betrifft, so ist jeder Welttheil von zwei besonderen Gattungen bewohnt, die, während sie in einigen ihrer Eigenschaften unter einander übereinstimmen, in anderer Hinsicht mit denen des anderen Continents so verwandt sind, daß sie zu ihren wahren geographischen Vertretern werden.

Das eigenthümlichste und unterscheidendste Merkmal der Coloben ist indessen der Mangel des Daumens an den Vorderhänden; ein Punkt, der wegen der wichtigen Funktionen, welche dieses Organ in den Handlungen und dem Haushalt dieser Thiere, und des indirekten Einflusses, welchen es nothwendigerweise auf ihre Verstandesfähigkeiten ausübt, die größte Aufmerksamkeit verdient. Wir haben schon oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie weit die Natur ihre Macht treibt und von den ausgedehnten Hülfsmitteln, die ihr zu Gebote stehen, zur Modifikation der verschiedenen organischen Systeme des thierischen Körpers Gebrauch macht; wir haben sie bereits im Falle der Semnopitheken die Grenzen des Hauptkennzeichens der Quadrumanen berühren sehen, wo sie den Daumen in einem solchen Maße abkürzte, daß er nur als ein schwaches Werkzeug zum Greifen dienen konnte, und fast alle Fähigkeit zur Ausführung seiner gewöhnlichen Geschäfte verlor; hier aber überschreitet sie die Grenzen ihres eigenen Hauptgesetzes ganz und gar, und bildet in der That ein ganzes Genus vierhändiger Thiere, ohne das Organ, welches ihre Art hauptsächlich charakterisirt, dessen Glieder demnach, ohne aufzuhören Quadrumanen zu sein, doch der Daumen an den Vordergliedern gänzlich ermangeln! Zwar ist bei einigen Species dieses Organ noch immer durch ein Höckerchen vertreten, das in einem Falle selbst einen kleinen Nagel besitzt, wie in den analogen Arten des Genus Ateles, das sich aber wie bei letzteren niemals über die Haut erhebt, unfähig zur Bewegung ist und niemals in die Funktionen des Fassens oder der Manipulation eingreift. Bei den Semnopitheken dagegen besitzt es trotz seiner Kürze noch immer die diesem Organe natürlichen Bewegungen und ist fähig, den übrigen Fingern wirksam entgegengestellt zu werden. Es ließen sich viele Beispiele ähnlicher Degradationen in der Geschichte der organischen Modifikationen anführen — Beispiele, in denen der leitende und einflußreichste Charakter verwischt ist, ohne doch zugleich die Verwandtschaft des Thieres mit der Gruppe, zu deren Gliedern es in anderer Beziehung gehört, zu vernichten; und gerade diese merkwürdigen Ausnahmen von großen und allgemeinen Gesetzen sind es, welche die Naturforscher, seitdem die Zoologie als ein Zweig der Wissenschaften studirt wird, verwirrt und

geplagt haben. Die wahre und einzige Erklärung, die wir von diesen Phänomenen geben können, ist, daß sich die Natur in der Schöpfung nicht durch die strengen Regeln der Logik binden läßt, an die wir uns beim Studium und der Klassifikation ihrer Werke halten müssen; ihr einziges Gesetz besteht in der Modifikation jedes Organs des thierischen Körpers der Reihe nach, so weit Modifikationen möglich und mit der zur Hervorbringung eines vorherbestimmten Zweckes nöthigen Harmonie der Bildung verträglich sind, und dieser systematischen Veränderung müssen sich nicht bloß die geringeren und subordinirten Merkzeichen, sondern auch die leitenden und einflußreichsten Eigenthümlichkeiten unterwerfen, und bei den verschiedenen Gruppen eine allmählige Degradation erleiden, bis sie endlich ganz verschwinden.

Ein solcher ist der vorliegende Fall. Wir finden die Vorderdaumen der Affen bei den Semnopitheken so weit abgekürzt, daß sie fast zu bloßen Beulen werden; noch etwas tiefer, bei den Coloben, verschwinden sie ganz; wenn wir unsere Nachforschungen aber weiter verfolgen, so sehen wir, daß sie bei einem viel niedrigeren Stamme von Thieren, den Papionen, Cerkopitheken und hundsköpfigen Pavianen, viel gewaltiger wieder auftreten, als vernünftigerweise zu erwarten war. Es läßt sich aber hier fragen, welchen Schluß wir aus einer an sich selbst so seltsamen und anscheinend dem allgemeinen Plan und den Gesetzen der Schöpfung so widersprechenden Anomalie ziehen sollen? Was sollen wir von der Thatsache denken, daß zwei Genera von Affen, denen ein Jeder in den allgemeinen Details ihres organischen Baues und ihrer Verstandesfähigkeiten bedeutende Superiorität über die übrigen Glieder der Gruppe zugesteht, denselben in dem wichtigsten und einflußreichsten Kennzeichen ihrer Klasse untergeordnet sind — demjenigen, wovon die Existenz der Ordnung überhaupt abhängt, und dem dieselbe die hohe Stelle verdankt, welche sie auf der Stufenleiter der Schöpfung einnimmt? Wir wissen, daß die Natur nicht in einer gleichmäßigen ununterbrochenen Kette von organischen und Verstandesdegradationen fortschreitet, in welcher jedes Glied in jeder Hinsicht dem folgenden überlegen ist; wir wissen, daß der thierische Körper, aus einer großen Menge verschiedener Organe bestehend, von denen jedes zu seinem besonderen Zwecke gebildet ist und jeden mit der Verschiedenheit der Umstände und des Zweckes vereinbaren Grad der Varietät zuläßt, in der That bei den verschiedenen Thieren vielfältige Modifikationen erleidet, während alle übrigen Kennzeichen unverändert bleiben. Wir wissen außerdem, daß jeder Versuch, die Werke der Natur nach einem vorgefaßten

Plane, sei es nun in gerader Linie, oder einem Kreise — welches letztere vor einiger Zeit am meisten Mode war, und noch bei einigen Naturforschern ist — nothwendigerweise mit diesem allgemeinen Gesetze unvereinbar sein muß, da jeder Plan fast ebensoviel Ausnahmen als Regeln haben, oder in andern Worten unzählige Beispiele zeigen wird, wo unstreitig in der Stufenleiter der Schöpfung höher stehende Wesen, anderen ebenso unbestreitbar niedrigeren nachgesetzt werden.

Dies ist, wie wir vermuthen, genau der Fall hinsichtlich der unserer Betrachtung jetzt vorliegenden Thiere. Würden wir sie nur nach den Hauptzügen ihrer Organisation betrachten, oder mit den Meerkatzen allein vergleichen, so müßten wir sie ganz ans Ende der Liste stellen; dehnen wir aber unsern Gesichtskreis etwas weiter aus und schließen die Affen in unsere Vergleichung ein, so gewahren wir bald, daß die Semnopitheken und Coloben auffallende Verwandtschaft mit diesen Thieren zeigen, und in der That nur in jeder Hinsicht so modifizirte Gibbons sind, daß sie in die Meerkatzen übergehen. Sie besitzen denselben schlanken Körper und die verlängerten Extremitäten wie diese Thiere, das gleiche milde und sanfte Wesen, das geründete Cranium und kurze Gesicht derselben, ebenso verkürzte Vorderdaumen und verlängerte Finger und selbst die einfache, ungeringelte Art des Pelzes ist die gleiche, was sich bei keinem der anderen Simien findet. Diese Thiere müssen demnach eher als eine Modifikation des Affen-, als des Meerkatzentypus betrachtet werden, was sogleich der anomalen Stellung, die sie in der Reihe der Meerkatzen einzunehmen scheinen, ein Ende macht, indem sich zeigt, daß sie nur durch ihre langen Schwänze mit den Cerkopitheken und Makaks verbunden sind, während sie sich in allen übrigen Rücksichten mehr den Gibbons annähern.

Die Abwesenheit des Daumens bei den Coloben und dessen tuberkulöse Form bei den Semnopitheken ist indeß nicht ganz ohne Ausgleichung geblieben; denn obgleich diese Thiere, die bei den amerikanischen Simiadeen einen ähnlichen Mangel der gewöhnlichen Greiforgane ersetzenden Wickelschwänze nicht besitzen, so sind dessenungeachtet die übrigen Finger der verstümmelten Glieder wie bei jenen Thieren auf das Ungewöhnlichste verlängert, was sie befähigt, durch ein so zu sagen Umwickeln mit den langen Fingern Gegenstände von bedeutender Größe festzuhalten und den hinteren Theil der Handfläche gewissermaßen die Stelle des Daumens vertreten zu lassen. Das Gleiche ist bei dem Ateles zu bemerken; ob aber der Mangel an Gegenstellbarkeit bei ihren Greiforganen das Gleichgewicht der Coloben unsicherer

macht, und ihnen dadurch den langsamen und schwankenden Gang ihrer amerikanischen Verwandten aufzwingt, ist eine Frage, über die wir keine direkten Zeugnisse besitzen. Die Sitten und Gewohnheiten dieser interessanten Meerkatzen sind in der That außer im Falle des Colobus guereza nie im Naturzustande beobachtet worden, und eben so wenig ist uns ein Beispiel bekannt, daß sie lebendig nach Europa gebracht worden wären; es läßt sich aber vernünftigerweise nach den eigenthümlichen Umständen ihres Baues annehmen, daß sie weder das Selbstvertrauen, noch die Munterkeit der günstiger organisirten Cerkopitheken besitzen; und es ist wahrscheinlich, daß sie nicht nur die äußerliche Bildung, sondern auch die Sanftmuth und milden Sitten der Semnopitheken haben. In einer Beziehung jedoch unterscheiden sie sich wesentlich von diesen Thieren. Die Semnopitheken ermangeln, wie wir bereits gesehen haben, gleich allen asiatischen Simien mit Ausnahme der Papionen, der Backentaschen, welche sich stets bei den afrikanischen Gattungen, also auch bei den Coloben, finden. Das Vorhandensein derselben bei dem vorliegenden Genus ist nicht zu bezweifeln; Geoffroy von St. Hilaire führt es, wahrscheinlich nach Temminck, an, und dieselben sind bei den verschiedenen, der zoologischen Gesellschaft angehörenden Exemplaren von Colobus rufo-fuliginus deutlich sichtbar. Die Gesäßschwielen sind bei beiden Gattungen gleichmäßig entwickelt, und die bedeutende Länge der Glieder und des Schwanzes, sowie die Schlankheit des Körpers und kleine runde Form des Kopfes ist bei beiden vollkommen gleich. Aber noch auffallender und in physiologischer Hinsicht höchst interessant ist, daß die Zähne der Coloben, wie die der Semnopitheken, der nämlichen Art von Abnutzung unterworfen sind, als die der grasfressenden Thiere, und bei alten Individuen kaum über das Zahnfleisch hervorstehen. Diese Abnutzung scheint der Längenrichtung nach stattzufinden, was auf eine korrespondirende Bewegung der Kinnlade, ungefähr wie bei den Ratten, Eichhörnchen und andern Nagethieren, hindeutet; mindestens führt die eigenthümliche Art, in welcher die Zähne abgenutzt sind, zu diesem Schlusse, da sich eine Längenfurche in der Mitte und ein erhöhter, ziemlich scharfer Rand auf beiden Seiten befindet. Die Backzähne der Semnopitheken besitzen genau dasselbe Aussehen und sind in jeder Hinsicht denen der Coloben gleich, ohne selbst den fünften Höcker, der sich auf dem letzten unteren Backzahn aller asiatischen Meerkatzen befindet, auszunehmen, der, obgleich er bei den afrikanischen Species nicht allgemein angetroffen wird, doch von Dr. Rüppell bei dem abyssinischen Kolobs beobachtet worden ist; wir selbst haben denselben bei

Colobus rufo-fuliginus entdeckt, und er ist unstreitig auch bei den andern Species dieser Gattung vorhanden. Dies ist indeß ein ganz einflußloses Kennzeichen, und wenn auch nützlich für die praktische Diagnose, doch keins von denjenigen Elementen, welche den Haushalt und die Gewohnheiten der Thiere modifiziren und bestimmen.

Die Abnutzung der Backenzähne ist jedoch ein Kennzeichen sehr weit verschiedener Art. Wir haben dasselbe im Falle der Semnopitheken, sowie anderer Säugethiere, mit einer entsprechenden Modifikation der Verdauungsorgane verbunden und Eigenthümlichkeiten der Nahrungsweise anzeigen sehen, die eine mächtige Einwirkung auf die Gewohnheiten des Thieres ausüben müssen; und es entsteht nun natürlicherweise die Frage: besitzen die Coloben mit den abgenutzten Zähnen der Semnopitheken auch den complizirten Magen derselben, und nähren sie sich wie diese von Baumblättern und Knospen im Vorzug vor Früchten, Wurzeln und Getreide? Auf diese Frage erlaubt unglücklicherweise der gegenwärtige Zustand unserer Kenntnisse nicht eine positive Antwort zu geben. Mit Ausnahme des Guereza ist keine Species dieser Gattung secirt worden, und Dr. Rüppells Bericht über die Eingeweide dieses Thiers ist nicht so detaillirt, wie zu wünschen wäre. Nach der Analogie des Falles zu schließen, ist es indeß äußerst wahrscheinlich, daß, wenn wir mit der innern Bildung der Coloben besser bekannt werden, wir bei ihnen eine gleiche Größe, wenn nicht auch die säckige Form des Magens entdecken werden, welche ihre asiatischen Vorbilder auszeichnet. Die Funktionen der Zähne und Verdauungsorgane sind in der That so eng mit einander verwandt, daß nicht wohl eine Modifikation in dem einen stattfinden kann, ohne auch das andere zu berühren; und die Vernunft lehrt demnach, daß, da die Zähne der Coloben eine entschiedene Veränderung der Funktion anzeigen, die Gestalt des Magens derselben entsprechen wird.

Zwar erwähnt Dr. Rüppell ausdrücklich, daß der Magen der abyssinischen Art im Verhältniß zur Größe des Thieres von sehr bedeutenden Dimensionen ist, einen langen in Form eines Halbkreises gebogenen Sack bildet und dünne Schnüre oder Bündel von muskulösen Fibern besitzt; er erwähnt aber nicht ausdrücklich das Vorhandensein irgend einer complizirten Struktur, wenn er auch nach den Ausdrücken, deren er sich bedient, so meinen mag. Der Blinddarm war ziemlich klein und kegelförmig gebildet, die kleinen Eingeweide 9′ 7½″ und der Grimmdarm mit dem Rektum 3′ 11″ lang, was dem ganzen Verdauungskanal eine Länge von etwas über 13½′ gibt, die mit der Länge des Körpers verglichen,

ungefähr dieselben Verhältnisse wie Professor Owens Vergleichungstabelle der Eingeweide der Semnopitheken zeigt. Dr. Rüppell geht bei der osteologischen Bildung des Colobus guereza mehr in das Einzelne ein, und wir erfahren von ihm, daß die Backenzähne wie bei den gewöhnlichen Simien höckerig sind, sowie daß der letzte untere Backenzahn den fünften oder überzähligen Höcker besitzt, was wir selbst bei dem Colobus ruso-fuliginus bestätigt gefunden haben, obgleich, wie bereits erwähnt, die Höcker bei alten Exemplaren abgenutzt und verwischt sind, und endlich daß die dem Daumen entsprechende Stelle der Mittelhand am äußersten Ende ein durch ein Gelenk verbundenes Sesam ähnliches Knöchelchen besitzt, das jedoch ganz im Fleische verborgen ist und keine äußere Hervorragung bildet. Diese rudimentäre Vertretung des Daumens erstreckt sich ohne Zweifel auch auf die übrigen Arten des Genus, und ist, wie bereits bemerkt wurde, bei einigen Arten stärker vorhanden, als bei anderen, wie in dem analogen Falle der amerikanischen Atelen. Wahrscheinlich gibt es in dieser Beziehung solche Grade der Entwicklung, daß die Coloben und Semnopitheken durch eine allmählige und unterbrochene Abstufung verbunden sind; aber selbst so können, wie einige Zoologen vorgeschlagen haben, die zwei Gattungen niemals vereinigt werden, da trotz ihrer zahlreichen Aehnlichkeiten das Vorhandensein der Backentaschen bei der einen und deren Abwesenheit bei der andern dieselben nothwendigerweise getrennt halten muß.

Was die von Dr. Rüppell beschriebene und abgebildete höckerige Form der Zähne betrifft, so muß dieselbe, trotz der anscheinenden Entwicklung der Hundszähne, in der Jugend des Exemplares ihren Grund haben, da die Backenzähne des der zoologischen Gesellschaft gehörenden erwachsenen weiblichen Exemplares von Colobus ruso-fuliginus bis auf das Zahnfleisch abgeschliffen sind, und Herr Temminck ein gleiches bei einem derselben Species angehörenden und im Museum zu Leyden befindlichen Individuum beschreibt. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Species der zweiten von uns oben charakterisirten Unterabtheilung angehört, während Dr. Rüppells Colobus guereza ein Glied der ersten bildet, und gerade bei diesen beiden kleineren Gruppen der Bau der Zähne verschieden sein mag. Der Magen des Guereza scheint auch nach Dr. Rüppells Beschreibung zwischen dem der Semnopitheken und der gemeinen Affen mitten inne zu liegen — was in Verbindung mit dem höckerigen Charakter der Zähne auf eine größere Complikation dieses Eingeweides bei denjenigen Species, deren Zähne der Abnutzung mehr unterworfen sind, hindeutet. Diese Fragen können jedoch nur

durch wirkliche Sektion genügend beantwortet werden; mittlerweile bleibt uns nur übrig, unser Bedauern über die Mangelhaftigkeit unseres Materials auszusprechen und zu der Beschreibung der specifischen Verschiedenheiten dieser höchst interessanten aber so unvollständig bekannten Thieren überzugehen.

1. Colobus ferruginosus.

Dies ist eine der von Pennant nach einem ursprünglich in der Sammlung des Sir Ashton Lever befindlichen Exemplare beschriebenen Species. Dasselbe war mit dem Colobus polycomus von Sierra Leone gebracht worden und wie diese Species durch die große Länge und Dünnheit der Extremitäten und die Magerkeit des Körpers merkwürdig. Das Kopfhaar war schwarz, ebenso der Schwanz und die äußere Fläche der Glieder; der Rücken und die obere Fläche des Körpers von tief brauner Farbe; Backen, Leib, Beine und die untern Theile glänzend hellbraun. Die Hände hatten nur vier Finger und die Füße fünf sehr lange Zehen.

Dies ist die sehr kurze Beschreibung, welche Pennant von seinem braunen Affen, dem Simia ferruginosus und Colobus ferruginosus der systematischen Schriftsteller gibt; sie ist jedoch ausführlich genug, um uns die Art erkennen und dieselbe von ihren Gattungsverwandten unterscheiden zu lassen. Auffallend ist es, daß weder diese Species noch der Colobus polycomus seit Pennants Zeiten beobachtet worden ist und wir in den Werken der zahlreichen Reisenden auf der Westküste von Afrika nirgends eine bestimmte Erwähnung derselben vorfinden. Es ist zwar wahrscheinlich, daß diese Species wie die übrigen afrikanischen Affen in ihrer Vertheilung ziemlich lokal und meistentheils auf besondere Distrikte beschränkt ist; aber die fraglichen Thiere gehören Sierra Leone oder vielleicht dem diese Niederlassungen begrenzenden Theile des innern Afrika, also gerade demjenigen Punkte an, mit welchem die Europäer in der direktesten fortwährenden Verbindung stehen; und es ist zu hoffen, daß einige von den vielen mit dieser Kolonie in Verbindung stehenden fähigen Männern mindestens unserem öffentlichen Museum vollständige Häute dieses und anderer interessanten Thiere des Landes verschaffen werden, wenn sie auch nicht im Stande sein sollten, uns lebende Exemplare zuzuschicken. Es geschieht nur zu oft, daß diejenigen, welche Gelegenheit haben, der Sache der Wissenschaft auf diese Weise zu dienen, selbst wenn sie geneigt sind, davon Gebrauch zu machen, dies vernachlässigen, weil sie glauben, daß dasjenige, was ihnen am gewöhnlichsten ist und täglich vorkommt, in Europa ebenso gut

bekannt sein müsse; nichts kann aber unrichtiger sein, denn auch Andere fallen in denselben Irrthum, und so kommt es, daß Niemand daran denkt, die in seiner Gegend am häufigsten vorkommenden Pflanzen oder Thiere nach Europa zu senden und daß demnach gerade diese gemeinen Gegenstände diejenigen sind, von welchen die Gelehrten am wenigsten wissen und die am seltensten in Museen oder Sammlungen zu finden sind.

2. Colobus Pennantii.

Mit dem Colobus ferruginosus eng verwandt, aber von der ursprünglichen, von Pennant gegebenen Beschreibung abweichend, ist ein Thier, von dem vor einiger Zeit zahlreiche Häute von Fernando-Po nach London gebracht wurden. Zwei von diesen kamen an die zoologische Gesellschaft und wurden von Herrn Waterhouse, dem thätigen und eifrigen Curator dieser Anstalt, unter dem Namen Colobus Pennantii beschrieben. Die ganze Länge dieser Häute, von der Nase bis zur Schwanzwurzel, betrug 2 Fuß 1 Zoll, die des Schwanzes 2 Fuß 3 Zoll und die Kopflänge gegen 4 Zoll. Der getrocknete und runzlige Zustand der Häute macht indessen dies letztere Maß ungewiß. Alle oberen und äußeren Theile sind von tiefer purpurrother oder Maronfarbe, die auf dem Kopfe, Rücken und Schwanze in Dunkelbraun übergeht, jedoch so allmählig, daß sich keine bestimmte Grenzlinie zwischen den beiden Farben ziehen läßt und diese in einander zu verschwimmen scheinen; das Braun bildet indeß nur einen schmalen Streif der Mitte des Rückens entlang, während die Maronfarbe über den ganzen übrigen Theil der Schultern, Seiten und äußere Fläche der Glieder verbreitet ist. Das Thier unterscheidet sich in dieser Beziehung bedeutend von den zwei folgenden Species, bei denen nicht nur die obern und untern Farben bestimmt von einander geschieden sind, sondern auch die Farbe des Rückens an den äußern Flächen der Arme und Schenkel herabgeht und die ganzen Schultern, Seiten und Weichen bedeckt. Der vordere Theil der Schultern, die Brust, der Unterleib und die innere Fläche der Glieder sind wie bei Colobus rufo-fuliginus schmutzig gelblichweiß; aber diese Farbe wird von der dunklen Färbung nicht durch das für jene Species so charakteristische blaßrothe Band getrennt. Die Backen sind mit langen weißen, rückwärtsgekehrten Bärten bewachsen. Die äußere Fläche der Schenkel und Arme ist purpurroth, wie die Seiten und der Leib, aber die Hinterbeine, vom Knie abwärts, von der gleichen braunen Färbung wie der Kopf, Rücken und Schwanz; die Haare des Schwanzes sind ziemlich undeutlich geringelt, und das Braun dieses

Organs wie das des Rückens etwas heller als das des Kopfes, welches sich in der That fast dem Schwarz nähert.

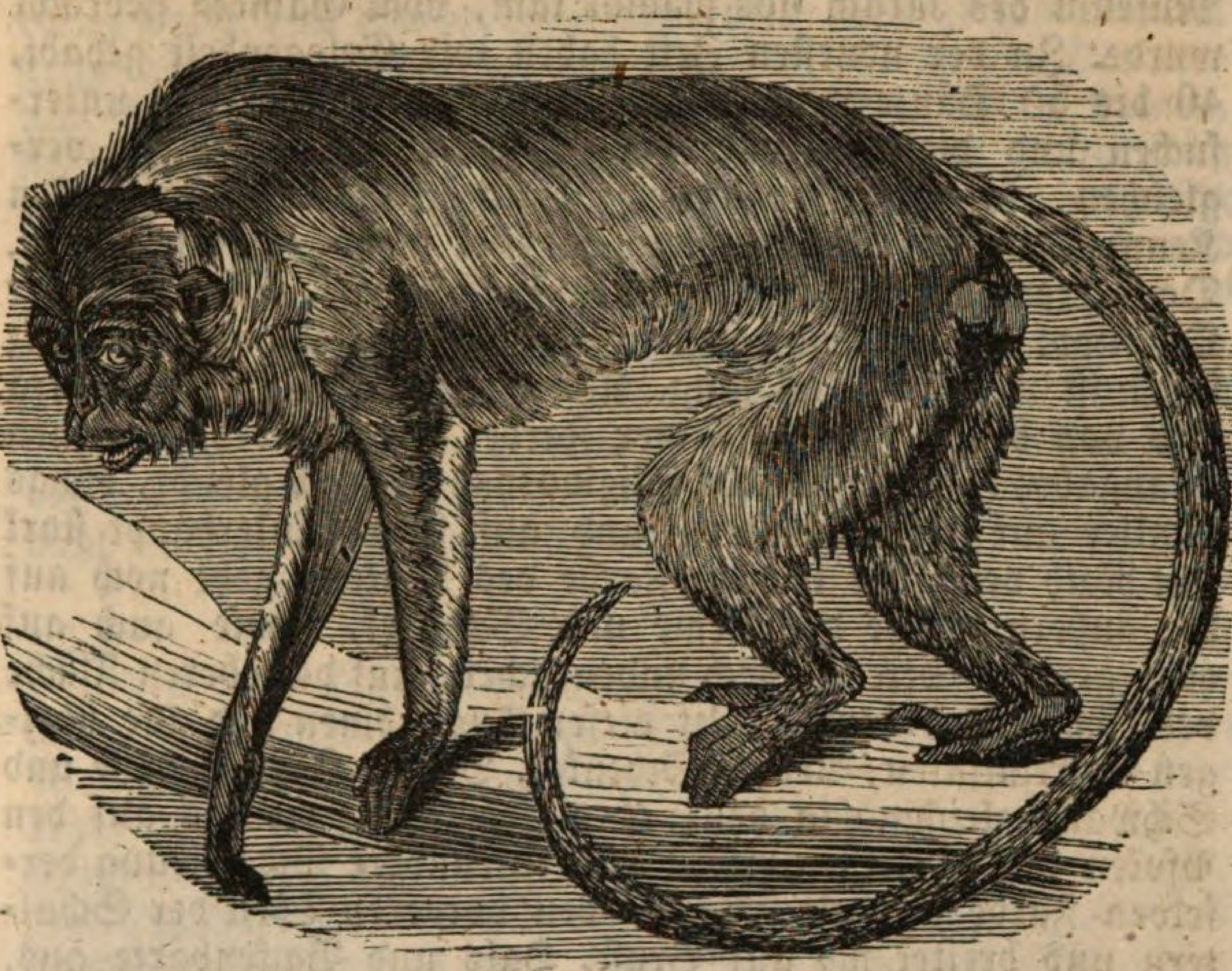


Fig. 10.

3. Colobus rufo-fuliginus.

Diese Species, von der wir obenstehende, höchst charakteristische Zeichnung nach Harvey mittheilen, wurde zuerst im Jahre 1835 unter dem Namen Colobus fuliginosus vollständig beschrieben; da aber die Bezeichnung Rufo-fuliginus die Farben des Thieres genauer angibt und in sich selbst eine kurze, aber genaue Definition der Species enthält, deren Identität mit dem Colobus Temminckii seitdem außer Zweifel gesetzt wurde, so entschlossen wir uns, beide dort gegebenen specifischen Namen zu unterdrücken und an deren Stelle den hier vorgeschlagenen zu setzen, um der Verwirrung zu entgehen, zu welcher sonst die beiden synonymen Benennungen Anlaß geben möchten. Solche Veränderungen sind selten zulässig, oftmals aber, wie im gegenwärtigen Falle, von wahrem Nutzen für die Wissenschaft, indem sie den Namen mit der Definition in der Weise vereinigen, daß es unmöglich wird, dieselben später von einander zu trennen oder sich über die Species, worauf sie sich beziehen, zu täuschen. Das Individuum, nach welchem die erste Beschreibung des Colobus rufofuliginus gemacht wurde, ist in dem Museum der zoologischen Gesellschaft aufgestellt. Es war ein erwachsenes Weibchen,

das nebst seinem ziemlich großen Jungen, welches der Mutter, außer an Größe, in jeder Beziehung glich und später in das Museum des Jardin des plantes kam, vom Gambia gebracht wurde. In der neuesten Zeit haben wir Gelegenheit gehabt, 40 bis 50 Häute von Thieren derselben Species zu untersuchen und dieselben mit dem Leydener Exemplar zu vergleichen, so daß über deren Identität und die specifischen Kennzeichen des Thieres kein Zweifel mehr obwalten kann. Das Exemplar der zoologischen Gesellschaft mißt von der Oberlippe bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß 5 Zoll; der Schwanz selbst ist 2 Fuß 8 Zoll lang. Alle oberen Theile des Körpers sind von heller, rauchigblauer Farbe, die der des gemeinen Mangabey (Cercopithecus fuliginosus) ziemlich gleicht, etwas dunkler auf den Schultern und auf dem Hinterhaupt stark mit Roth vermischt ist; die Farbe des Rückens geht noch auf der äußern Fläche der Arme und Schenkel, sowie auch auf eine geringe Strecke, doch undeutlicher, auf der oberen Fläche des Schwanzes herab. Mit diesen Ausnahmen sind alle übrigen Extremitäten, Arme, Schenkel, Beine, Hände, Füße und Schwanz gleichmäßig hell- oder ziegelroth, welches auf den Pfoten am dunkelsten wird; eine intensivere Schattirung derselben Farbe erstreckt sich über den vorderen Theil der Schultern und breitet sich auf Brust, Hals und Backenbärte aus, welch letztere lang, auf den Backen herab, und in lange, spitzige Büschel hinter die kleinen, runden, nackten und mit dem menschlichen gleichenden Gehörgange versehenen Ohren zurückfallen. Der Leib und die unteren Theile sind schmutzigweiß, das an den Seiten und Schenkeln durch eine bestimmte, hellgelblichrothe Linie von dem Rauchblau der oberen Theile abgegrenzt wird; über die Augen weg zieht sich ein Kreis von schwarzen straffen Haaren. Das Gesicht, die Handflächen und Fußsohlen sind nackt und von violetter Farbe, die Gesäßschwielen von mäßiger Größe, die Daumen der vorderen Extremitäten fehlen, aber ihr Platz wird durch einen kleinen, nagellosen Höcker angedeutet; der Mittel- und Ringfinger der Vorder- und Hinterhände sind unter einander von gleicher Länge, ebenso der Zeige- und kleine Finger, und es ist zu bemerken, daß die letzteren mit ihren respektiven nebenstehenden Mittel- oder Ringfingern fast dem ganzen ersten Gelenk nach verbunden sind wie bei dem Siamang und andern Gibbons. Das Gesicht ist kurz, der Kopf rund, die Gestalt und der Habitus des Thieres denen der Semnopitheken ganz gleich. Die Zähne sind von der gewöhnlichen Gestalt und Zahl, und ziemlich große, deutliche Backentaschen vorhanden. Die Schneide-, Hunds- und Backenzähne sind fast bis auf das Zahnfleisch abgenützt. Diese Species ist an den Ufern des Gambia sehr

gemein und hält sich, wie die meisten Affenarten, am liebsten in der Nähe fließender Gewässer auf; sie springt mit vieler Kraft und Behendigkeit von einem Baume zum andern, steigt aber selten oder nie zur Erdoberfläche herab. Die einzige Notiz, die wir von ihr in Reisewerken finden können, steht in den Reisen des Francis Moore, eines Faktors im Dienste der Afrikanischen Compagnie, der sich vor ungefähr einem Jahrhundert lange Zeit am Gambia aufhielt und während seiner häufigen Handelsexkursionen stromaufwärts oftmals Heerden dieser und anderer Affenarten begegnete. Er nennt sie den blauen und rothen Affen und erwähnt, daß er sie an den Ufern eines kleinen Flusses gefunden habe, der drei bis vier Tagereisen von der Mündung des Gambia dicht bei der Stadt Damasensa in diesen großen Strom fällt.

4. Colobus rufo-niger.

Die von Kuhl und Desmarest unter dem Namen Colobus Temminckii beschriebene Species ist, wie in dem letzten Artikel bemerkt wurde, mit dem Colobus rufo-fuliginus identisch, was wir selbst durch Untersuchung des von Kuhl beobachteten Originalexemplars gefunden haben. Es ist bereits erwähnt worden, daß sich dieses Exemplar früher in Bullocks Museum befand; es ging später in Temmincks Hände über und ist gegenwärtig noch in dem Leydener Museum aufgestellt; aber ein Irrthum in Kuhls Beschreibung, der sagt, daß die obern und äußern Theile schwarz sind, während ihre Farbe in der That blau ist, ließ uns dasselbe zuerst mit der vorliegenden Species verwechseln; und erst beim Besuch von Leyden und Besichtigung von Kuhls Exemplar entdeckten wir den wirklich stattfindenden Unterschied. Diesem Irrthum in der Originalbeschreibung der Species ist es beizumessen, daß die in den Verhandlungen der zoologischen Gesellschaft (Theil III. S. 99) erwähnten Häute dem Colobus Temminckii zugeschrieben wurden, während sie in der That einer ganz verschiedenen Art angehören, die wir im Folgenden unter dem Namen Colobus rufo-niger beschreiben werden. Diese Häute sind unglücklicherweise in sehr unvollständigem und verstümmeltem Zustande, da ihnen Kopf und Pfoten fehlen; es bleibt aber noch genug, um uns zur Charakterisation der Species und Erkennung ihrer Haupteigenthümlichkeiten zu befähigen. Die Größe des Colobus rufo-niger ist ziemlich der des Colobus rufo-fuliginus gleich, und Schwanz und Extremitäten scheinen zur Länge des Körpers in demselben Verhältnisse zu stehen. Der ganze obere Theil des Körpers, aus dem Kopf, Hals und Rücken, den Schultern und der äußern Fläche der Schenkel bestehend, ist von tiefer, matt-

schwarzer Farbe; Seiten, Glieder und Schwanz von maron- oder hell purpurrother Färbung; Gesicht, Hände und Füße fehlen, besitzen aber wahrscheinlich dasselbe Aussehen wie die übrigen Extremitäten. Die Farbe des Schwanzes ist viel intensiver als die der Seiten und Beine, grenzt fast an das Schwarze und wird bei dem älteren der beiden Exemplare am unteren Ende des Schwanzes wirklich durch diese Farbe ersetzt. Man sieht, daß diese allgemeine Vertheilung der Farben so ziemlich der der letzten Species gleicht; das Schwarz des Rückens und der Seiten steigt auf ähnliche Weise an der Außenfläche der Arme und Schenkel herab; aber die ganzen unteren Theile sind von sehr tiefem Kastanienbraun, das sich nicht an den Weichen durch ein hell gelblichrothes Band abscheidet, wie bei dem Colobus ruso-fuliginus, und viel dunkler und intensiver ist, wie das Hellroth auf den Schultern jener Species. Der fast schwarze Schwanz spielt nur wenig in das Rothbraune, und an dem ganzen Thiere befindet sich kein weißer oder gelber Fleck, in welcher Hinsicht es sich wesentlich von dem zuletzt beschriebenen unterscheidet. Der Ursprung der im Besitz der zoologischen Gesellschaft befindlichen Häute ist nicht mit Bestimmtheit bekannt, obgleich sie von der Algoa-Bai in Südafrika gebracht worden sein sollen. Viele Gründe lassen jedoch die Genauigkeit dieser Angabe bezweifeln; die Gegend um die Algoa-Bai ist zu lange schon der Aufenthalt einer thätigen und unternehmenden Kolonie von Engländern gewesen, und ihre Naturprodukte sind zu gut bekannt, um die Vermuthung zuzulassen, daß so merkwürdige Thiere in der Gegend existirten, ohne daß dieselben schon vor langer Zeit von den zahlreichen Schriftstellern, die neuerdings Berichte über diesen Theil von Afrika veröffentlicht haben, gesehen und erkannt worden sein sollten. Wir wissen außerdem, daß sich in Südafrika nur zwei vierhändige Thiere finden, nämlich der gemeine schwarze Pavian des Vorgebirgs der guten Hoffnung, Cynocephalus porcarius, und eine kleine Affenart, Cercopithecus pygerythrus; dies sind die einzigen Simien südlich vom Gareip oder Orangeflusse, und wir müssen deßhalb für die vorliegende Species, sowie für den Colobus ursinus, von dem zu gleicher Zeit und vom gleichen Orte Häute erlangt wurden, ein anderes Habitat suchen. Es ist möglich, daß eine Verwechslung zwischen der Algoa- und Delagoa-Bai stattgefunden hat, und daß die fraglichen Häute von der letzteren Lokalität gebracht worden sind, und diese Vermuthung erhält vielleicht noch durch unsere unvollkommene Bekanntschaft mit den Thieren der Ostküste von Afrika weitere Unterstützung; wir haben dagegen nicht die mindeste sichere Nachricht über

die Existenz irgend einer Affenart auf der Ostküste dieses Welttheils, und sind unseres Theils der Meinung, daß die fraglichen Häute auf Sierra Leone* oder irgend einem anderen Theile der Westküste erlangt worden sind, eine Vermuthung, die durch die Thatsache, daß Häute von Cercopithecus Diana, der als ein Bewohner der Westküste bekannt ist, von derselben Lokalität erhalten wurden.

Die so eben beschriebenen vier Species gehören zu der zweiten Unterabtheilung der Coloben, auf welche wir hingewiesen haben; die fünf folgenden sind Glieder der ersten und unterscheiden sich durch die Länge und Feinheit ihres Pelzes und in Vertheilung ihrer Farben; von diesen ist die am besten bekannte und berühmteste

5. der Guereza (Colobus Guereza).

Lange schon als ein Bewohner von Abyssinien bekannt, aber erst seit wenigen Jahren von Dr. Rüppell beschrieben und abgebildet, der auf seiner Reise in jenem Lande sich mehre Exemplare davon verschafft hat, von denen einzelne in dem Brittischen Museum, im Museum der zoologischen Gesellschaft und in verschiedenen Sammlungen des Festlandes aufgestellt sind. Die Färbung des Thieres ist höchst merkwürdig; der Kopf, Nacken, Rücken, bis zu den Schenkeln herab, Brust, Leib, Extremitäten und die untere Hälfte des Schwanzes sind mit kurzem Haar vom intensivsten Schwarz bedeckt; die Backen, Kehle, Kinn, und eine schmale Linie quer über die Stirn mit ebenso kurzem, aber schneeweißem Haar bekleidet, während die ganze Seitenfläche von beiden Schultern an bis über die Hinterbacken mit einem sehr langen, seidenähnlichen Pelz von glänzender Weiße bestanden ist, welcher über den Leib herunterhängt und dem Thiere das Aussehen gibt, mit einem weiten, weißen Kleide bedeckt zu sein; die untere Hälfte des Schwanzes ist von gleicher weißer Farbe, und sehr buschig; das Gesicht, die Ohren, Handflächen und Sohlen sind matt und von schwarzblauer Farbe. Es ist schwierig, von dieser merkwürdigen Farbenvertheilung durch bloße Worte einen Begriff zu geben, vielleicht würde der Leser dadurch eine genauere Idee davon erhalten, wenn wir sagen würden, daß das ganze Thier von schwarzer Farbe ist, mit weißen Backen, Vorder- und Rückenfläche des Halses und eben solcher unteren Schwanzhälfte, und einem

* Die Wahrheit dieser Conjektur ist seitdem durch Major Campbell, frühern Gouverneur von Sierra Leone, vollkommen bestätigt worden, der vor Kurzem der zoologischen Gesellschaft eine vollständige Haut von **Colobus ursinus** aus jener Kolonie schenkte, die, wie wir später finden werden, zuerst von derselben Lokalität kam wie die vorliegende.

Ueberfluß von langen, seidenartigen Haaren von derselben Farbe auf den Schultern, Seiten, Weichen und Hinterbacken wachsend, und locker so herabhängend, daß sie die unteren Theile des Thieres verhüllen.

Diese Species ist lange schon berühmt gewesen; sie wird in den frühesten Berichten aus Abbyssinien erwähnt, wo ihre Haut ein Handelsartikel der Eingeborenen ist, und zum Nutzen wie zur Zierde verwendet wird. Kein Krieger erscheint im Felde, ohne mindestens einen Theil einer solchen Haut zum Schmuck auf seinem Schilde befestigt zu haben, und die Fürsten und Vornehmen des Landes lassen sich Mäntel und Decken der reichsten und schönsten Art daraus machen. Bei den sehr unvollkommenen Kenntnissen, die wir vor Dr. Rüppell's Reise über das Thier hatten, wurde dasselbe meist für eine Art von Maki gehalten, und pflegte mit dem Vari (Lemur macaco) verwechselt zu werden, mit dem es in der That nicht sehr entfernte Aehnlichkeit in der Vertheilung seiner Farben besitzt; aber die Forschungen jenes ausgezeichneten Reisenden setzten die Zoologen in Besitz seiner wahren Verwandtschaften, und bewiesen, daß es selbst ein noch merkwürdigeres Thier war, als man früher geglaubt hatte. Auch Dr. Rüppells schöne Abbildung der Species ist die einzige je veröffentlichte, denn die von Ludolf, in seiner Geschichte von Aethiopien, gegebene ist so weit sie dieses Thier betrifft, ganz apokryph und wirklich von einer Art von Jaccus oder Marmosett, wahrscheinlich dem Jaccus penicillatus der systematischen Schriftsteller genommen, welcher sich nur in Südamerika findet, und nicht die geringste Verwandtschaft mit dem Guereza besitzt. Ludolf's Bericht von diesem Thiere ist jedoch als der erste bekannte von Interesse. „Es gibt eine Art von sehr frommer und ungemein lebhafter Kreatur," sagt er, „die in der äthiopischen Sprache Foukes, in dem amharischen Dialekt Guereza genannt wird, welches eine Art von Marmosett ist, und lateinisch Cercopitheculus heißt, von dem der folgende Reim in verschiedenen Theilen von Aethiopien geht:

Hominem non lædo,
Frumentum non edo,
Oderunt me frustra.

Ich mache keinen Zorn,
Ich esse Niemand's Korn,
Sie hassen mich als Thoren.

Sie sind bunt oder blau, mit grau gemischt; in Indien findet man sie weiß und schön, aber so zärtlich, daß, wenn sie nicht sehr warm eingehüllt und im Busen getragen werden, sie zu uns nicht gebracht werden können. Ob sie die

Callitrices der Alten sind, überlasse ich Andern zu beurtheilen.“ Das Sprüchwort, dessen ungekünstelte Verse so treffend die harmlosen und unschädlichen Sitten des Guereza im Vergleich mit anderen Affen, die in Felder und Gärten eindringen, um die Früchte der Arbeit des Bebauers zu rauben, und die unverdiente Verfolgung bezeichnen, welche es trotz seiner Unschuld wegen der Schönheit seines Pelzes erleidet, scheint auf eine gewisse Gleichartigkeit in der Nahrung dieses Thieres mit dem, was, wie man annimmt, die Semnopitheken charakterisirt, hinzudeuten, und so in gewissem Maße, die bereits nach der Abnutzung der Zähne und anderen Eigenthümlichkeiten gezogenen Schlüsse, daß deren Nahrung mehr aus zarten Blättern und Baumknospen, als aus harten Früchten und Körnern besteht, zu bestätigen. Was die Vermuthung der Identität des Guereza mit dem Callithrix der Alten anbelangt, ist gar nicht unwahrscheinlich, sie scheint auf alle Fälle der Wahrheit viel näher zu kommen, als die Buffons, der die Callithrix mit dem Cercopithecus sabæus, oder grünen Affen Westafrika's, identifizirt, mit dem die Alten kaum bekannt gewesen sein konnten. Callitrices, dicit Plinius, toto pene aspectu differunt; (id est de cynocephalis et sphingibus); barba est in facie, cauda laie fusa primori parte. Hoc animal negatur vivere in alio quam Æthiopiæ, quo gignitur cœlo. „Die Callithrices unterscheiden sich an Gestalt und Aussehen ganz und gar von den Cynocephalen und Sphinxen; das Gesicht ist bärtig und der Schwanz sehr buschig. Dieses Thier kann nur in Aethiopien, seiner Heimath, leben.“ Es sind hier fünf Thatsachen in Bezug auf die Callithrix angeführt: 1) daß der Pelz schön und werthvoll ist, denn dies ist die Bedeutung des aus den griechischen Wörtern καλος schön, und Θριξ Haar oder Pelz gebildeten Wortes. 2) daß sich das Thier von den Cynocephalen generisch unterscheidet. 3) daß das Gesicht bärtig ist. 4) daß der Schwanz buschig ist, und 5) ist's ein Bewohner von Abyssinien, und dieses ist das Aethiopien der Alten, Römer und Griechen. Nun kennen wir mit Ausnahme der Paviane nur zwei andere Affenspecies außer dem Guereza, die jenes Land bewohnen, dessen zoologische Produkte von den neueren Reisenden Rüppell, Hemprich und Ehrenberg so sorgfältig erforscht worden sind. Die zwei erwähnten Species sind der Patas oder rothe Affe (Cercopithecus ruber), dessen Identität mit dem Cepus der Alten wir später zeigen werden, und der Grivet (Cercopithecus griseus) Cuviers, von denen keiner der ersten, dritten oder vierten, der oben erwähnten Bedingungen entspricht. Die Schönheit des Pelzes, der kurze weiße Bart am Kinn,

der große Büschel, mit welchem sich ihr langer, zweifarbiger Schwanz endigt, denn der Ausdruck late fusa läßt sich nicht anders erklären, und die Heimath des Thieres, das noch heutzutag alle seine Beschreiber als zu zart darstellen, als daß es sich aus seiner Heimath fortbringen, oder selbst in der Gefangenschaft lebendig erhalten lasse. Alles dies identifizirt den Guereza mit dem Callithrix, und begründet auf das Sicherste die Wahrheit von Ludolfs glücklicher, wenn auch aufs Ungewisse hin gemachter Conjektur. Poncet spricht in seiner Reise nach Abyssinien von diesem Thiere ziemlich undeutlich in folgenden Ausdrücken: „Ich sah in diesem Lande," sagt er, „ein Thier von außerordentlicher Art; es ist nicht viel größer als eine Katze, besitzt aber das Gesicht eines Menschen und einen weißen Bart. Ich glaube, daß es zu dem Geschlecht der Affen gehört; seine Stimme gleicht einer klagenden Menschenstimme, dieses Thier lebt stets auf den Bäumen und wird, wie man mich versichert hat, darauf geboren und stirbt auf ihnen. Es ist so wild, daß es sich nicht zähmen läßt. Wenn ein Mensch eines davon fängt, und versucht es aufzubewahren, so zehrt das Geschöpf ab, wenn er sich auch noch so viel Mühe gibt, es zu erhalten, und magert vor Melancholie so lange ab, bis es stirbt. Eines von ihnen wurde von mir geschossen, und das Geschöpf hing sich durch Verschlingung seiner Beine an einen Baumzweig fest und starb einige Tage später."

Die Erzählung, welche Pearce in seinem „Leben und Abenteuer in Abyssinien" gegeben hat, ist etwas kenntlicher. „Focha," sagt er, „auf Amharisch, und Grazer auf Tigré, ist der Name eines in den südwestlichen Galladistrikten und in Agow Mudda am häufigsten Affen oder Makies, der sich indessen auch nicht selten im Kolla, oder den warmen Provinzen zwischen Samen und Walkayt findet. Der Kopf und Rücken sind mit kurzem, schwarzem Haar, der Hintertheil und die Seiten mit langem, feinem, weißem Haar bedeckt, der Schwanz ist sehr lang. Wird er lebendig gefangen, so ist er einige Tage lang stöckisch und will nicht essen; ihre Häute werden in großer Zahl zum Schmuck auf den Markt gebracht." Der vollständigste und ins Einzelne gehendste Bericht über dieses Thier, den wir vor der Veröffentlichung von Dr. Rüppell's Beobachtungen besaßen, war von der Feder des verstorbenen berühmten Herrn Salt, und findet sich im Anhang zu seiner zweiten Reise nach Abyssinien. „Der Faunkus oder Guereza," sagt er, „ist eine noch unbeschriebene Species von Maki oder Lemur, von der uns Ludolf eine unvollkommene Zeichnung gegeben hat. Dieses Thier ist ungefähr von der Größe einer Katze und wird

gewöhnlich auf Baumzweigen gesehen; es besitzt einen langen, schwach schwarz und weiß gestreiften Schwanz, mit einem dicken, weißen Haarbüschel am Ende. Das Haar des Körpers ist lang und rein weiß, ausgenommen auf dem Rücken, der mit einem großen ovalen Flecke von tiefschwarzem, kurzem Haar gezeichnet ist. Die Häute dieser Thiere werden von Damot und Gojam gebracht, sind auf den Märkten häufig und werden für ungefähr einen halben Dollar das Stück verkauft, da Jedermann in Tigré ein Stück einer solchen Haut zum Schmuck auf seinem Schilde trägt. Wird eine Zahl davon zusammengenäht, so bilden sie eine glänzende Decke auf ein Ruhebett; ich sah dergleichen nur im Hause des Ras, der mir eine davon selbst schenkte, die sich gegenwärtig in der Sammlung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten befindet."

Wir haben uns bereits bei einer Besprechung der allgemeinen Kennzeichen des Genus auf Dr. Rüppells kurze Notiz über die Osteologie und die innere Bildung dieser Species bezogen, und brauchen dieselbe daher hier nicht zu wiederholen. Ueber seine Gewohnheiten sagt uns dieser Schriftsteller, daß es beständig auf den höchsten Bäumen wohnt, in kleinen Familien bei einander, und meist in der Nähe von laufendem Wasser lebt. Obgleich stumm, ist es doch nach seiner Angabe ein rastloses, lebhaftes Thier, in beständiger Bewegung, aber vollkommen harmloser Art, und einigen andern Arten von Pavianen und Affen ganz unähnlich, da es nie die Gärten und Pflanzungen der Eingeborenen beraubt, oder die Felder des Landmannes verwüstet. Seine Muskelkraft und Behendigkeit sind so groß, daß Dr. Rüppell ein von einem Jäger gefangenes, mindestens vierzig Fuß hoch von den Aesten eines Baumes herabspringen sah; seine Nahrung besteht aus wilden Früchten, Samen und Insekten, mit deren Sammlung es nach derselben Autorität, den ganzen Tag, ja sein ganzes wachendes Leben zubringt, und des Nachts seinen Ruheplatz auf den höchsten Wipfeln des Waldes sucht. Es findet sich nur in Gojam, Damot und im Kolla; in der Provinz Damot wird es des Pelzes wegen gejagt, und die Häute zuweilen auf dem Markte von Gondar zum Preise von fünf Schilling das Stück verkauft, um die geschmückten Schilde der eingeborenen Krieger zu bedecken. —

6 Colobus satanus.

Diese prächtige Species wurde vor kurzem in der zoologischen Gesellschaft von Herrn Waterhouse zu gleicher Zeit mit Colobus Pennantii nach von Fernando-Po gebrachten Häu-

ten beschrieben. Diese Species unterscheidet sich leicht von allen bisher entdeckten Coloben durch die gleiche dintenschwarze Farbe, welche alle Theile ihres Körpers ohne Ausnahme bedeckt. Nicht ein weißes oder farbiges Haar ist an irgend einem Theile desselben sichtbar. Der Pelz ist viel länger und gröber, als der irgend einer andern bekannten Species von Colobus, und gleicht in Qualität und Aussehen vollkommen dem des Ursus labiatus oder Faulthierbären Indiens, da er grob und zottig ist, und des glatten, glänzenden Aussehens ermangelt, welches trotz der Länge des Pelzes bei Colobus ursinus und Colobus leucomerus so auffallend ist. Das Haar des Kopfes und der Glieder ist ebenso lang und grob wie das des Körpers, nur am Schwanze ist es etwas kürzer. Diese Species ist von sehr bedeutender Größe. Der Körper mißt von der Nase bis zur Schwanzwurzel zwei Fuß acht Zoll, und der Schwanz selbst ist nicht weniger als drei Fuß vier Zoll lang. Es ist zu bedauern, daß wir von den Gewohnheiten und dem Haushalt dieses merkwürdigen Thieres gar Nichts wissen.

7. Colobus polycomus.

Dies ist die ursprünglich von Pennant nach dem früher im Leverschen Museum aufgestellten Exemplare beschriebene Species. Abbildung und Beschreibung wurden von Buffon kopirt, und später in dem siebenten Bande des Supplements zu seiner Histoire naturelle veröffentlicht, und diese Materialien bildeten lange mit der eben so kurzen Beschreibung Shaw's die einzigen Data für das Studium der Kennzeichen oder die Erforschung dieser Thiere. Die fragliche Species mißt vom Scheitel bis zur Sohle gegen 3 Fuß. Körper, Beine und Schwanz sind sehr lang und dünn, der Kopf klein und rund und das Gesicht kurz und ziemlich flach. Der ganze Körper, Beine, Schenkel, Arme und Füße sind mit sehr kurzem glänzend schwarzen Haar bedeckt, das Gesicht ebenfalls schwarz, und Kopf, Hals, Rücken und Schultern mit langem straffen Haar von schmutzig gelbweißer Farbe, das dünn mit schwarzem vermischt ist, bekleidet, und von Pennant mit einer Allongeperrüke verglichen wird, obgleich seine Abbildung eher die Aehnlichkeit mit einer Löwenmähne vermuthen lassen würde. Gesicht, Hände und Füße sind nackt und schwarz, der Schwanz seiner ganzen Länge nach schneeweiß und am Ende mit einem Haarbüschel von gleicher Farbe versehen. An den Vorderhänden befand sich kein Daumen und die Zehen waren auffallend lang und dünn. Das Exemplar kam von Sierra Leone, und das Thier, welchem es angehörte, sollte in den Wäldern um

den Meerbusen von Guinea gemein sein, wo es, wie man sagte, der Bey oder Königsaffe genannt wurde. Die Neger sollten die Häute dieser Geschöpfe sehr hoch schätzen, und dieselben zu Taschen und Bedeckungen für ihre Flintenschlösser benutzen. Dies ist Alles, was wir über diese Species wissen, die bis zum Jahre 1835, wo Dr. Rüppell seine neuen Wirbelthiere herausgab, die einzige jemals abgebildete und die erste beschriebene war. Es ist sonderbar, daß seit Pennants Zeiten weder das lebendige Thier noch selbst seine Haut nach Europa gebracht worden sein sollte, obgleich nach dem Gebrauche, den, wie wir hören, die Neger von der Haut machen, dasselbe in Westafrika nicht eben selten zu sein scheint.

8. Colobus ursinus.

Drei Häute dieser Species, die sich gegenwärtig im Besitz der zoologischen Gesellschaft befinden, kamen zu gleicher Zeit vom gleichen Orte, wie die Häute des bereits beschriebenen Colobus rufo-niger, und waren ebenso wie diese verstümmelt. Man glaubte zuerst, daß sie dem im letzten Artikel beschriebenen Colobus polycomus angehörten, aber eine aufmerksamere Vergleichung und Untersuchung ihrer Kennzeichen zeigte die Verschiedenheit ihrer Species zur Genüge. Der Colobus ursinus besitzt sehr langes glänzend schwarzes Haar auf dem Körper und den Extremitäten, der Schwanz allein, welcher von größerer Länge als der Körper ist, unterscheidet sich durch schneeweiße Farbe und endigt sich in einen Büschel von langem glänzenden Haar von gleichem Aussehen. Kopf, Hände und Füße mangelten den hier beschriebenen Exemplaren, aber einige wenige graubraune Haare, die sich auf der vordern Seite mit dem langen schwarzen Haar der Schultern vermengen, machen es wahrscheinlich, daß Hals und Kopf des Thieres von anderer Farbe sind, als der Körper. Der verstorbene Bennett, welcher zuerst seine Aufmerksamkeit diesen Häuten zuwendete, schrieb dieselben dem Colobus polycomus zu, und auf den ersten Blick könnte wohl die allgemeine Farbe des Körpers und Schwanzes, sowie das Erscheinen von graulichem Haar in der Halsgegend, gerade wo der Kopf abgeschnitten war, diese Ansicht zu rechtfertigen scheinen; aber die Worte Pennants, des einzigen ursprünglichen Beschreibers dieser Species, deuten an, daß das lange schmutzig gelbe Haar, welches er mit einer Allongeperrüke vergleicht, nicht nur auf dem Kopfe, sondern auch auf Schultern und Hals wächst, und er erklärt ausdrücklich, daß das Haar des übrigen Körpers, sowie das der Beine sehr kurz ist. Seine Abbildung bestätigt

diese Punkte der Beschreibung vollkommen und stellt deren Genauigkeit außer Frage. Nur ist bei den hier beschriebenen Exemplaren, worauf sich die charakteristischen Unterschiede der vorliegenden Species gründen, gerade das Gegentheil von allem diesem zu sehen. Das schwarze Haar der Schultern ist an der Vorderseite gerade wo der Kopf abgeschnitten ist, wie schon bemerkt, zum Theil mit Silberweiß oder Grau vermischt, aber nicht länger als das Haar des übrigen Körpers und der Glieder, welches neben seiner Länge von 5—6″ im Gewebe und Aussehen dem Haar des Bhalu oder Faulthierbären Indiens (Ursus labiatus) so ziemlich gleicht, außer daß es etwas feiner und glänzender ist. Das ganze Thier muß in der That einem kleinen Bären sehr gleichen, der Körper ist überall, außer auf dem Schwanze, mit gleichförmig langem schwarzen glänzenden Fell bedeckt, welches am letztern, besonders an der Wurzelgegend, jedoch viel kürzer wird. Ob nun bei dieser Species, wie bei dem Polycomus, der Kopf von anderer Farbe ist, als der Körper, oder nicht, ist eine Frage, deren Beantwortung wir zukünftigen Beobachtungen überlassen müssen. Die, wenn gleich geringe, doch vorhandene Einmischung von silberweißen oder grauen Haaren in der Schultergegend macht das erstere ungemein wahrscheinlich. Sollte dies aber selbst der Fall sein, so kann es niemals den auffallenden Unterschied in der Länge bilden, noch das lange mähnen- oder perrükenartige Aussehen zeigen, welches dem von Pennant beobachteten Thiere zugeschrieben wird.

Es ist bereits in dem Artikel über Colobus rufo-niger bemerkt worden, daß die Häute, nach welchen die Beschreibungen jener und der vorliegenden Species gemacht wurden, angeblich von der Algoabai, an den Grenzen des Kaffernlandes in Südafrika, kamen, wir gaben zu gleicher Zeit die Gründe an, welche dieses Habitat mehr als unwahrscheinlich machen, und unterstellten, daß vielleicht durch eine aus der Aehnlichkeit des Lautes entstandene Verwechslung der Name Algoabai für Delagoabai gesetzt worden sein könnte, und sich die Heimath dieser Thiere demnach vielleicht weiter nördlich an der östlichen Küste finden möchte. Wir deuteten jedoch zu gleicher Zeit an, daß unsere eigene Meinung dieser Ansicht ganz entgegengesetzt sei, und daß wir vielmehr vermutheten, die in Rede stehenden Häute seien aus irgend einem Theile Westafrika's gekommen. Der Hauptgrund, auf welchen sich diese Meinung stützt, ergibt sich sowohl aus der Identität des Habitats mit dem des Dianaaffen, sowie aus der folgenden Bemerkung, die Bosman über einen in Guinea gefundenen Affen gibt, und welche sich, wie wir glauben,

augenscheinlich auf die vorliegende Species bezieht. „Die dritte Art von Affen," sagt dieser Schriftsteller, „ist sehr schön, und pflegt eine Größe von gegen zwei Fuß zu erreichen. Das Haar ist pechschwarz und über einen Finger lang, sie haben einen langen weißen Bart, woher man sie bärtige Männchen oder bärtige Meerkatzen nennt. Aus ihren Häuten macht man die Titikappen, welche ich in einem andern Briefe erwähne, und die Neger verkaufen diese Affen einander für ungefähr 18 Schillinge, und wir zahlen ungefähr den gleichen Preis, wenn sie zu uns kommen." Wenn unsere Conjekturen über die Anwendbarkeit jener Stelle auf die vorliegende Species begründet sind, was zu bezweifeln wir keinen Grund sehen, wofern sie sich nicht etwa noch eher auf die folgende bezieht, so erfahren wir dadurch noch einiges Werthvolle über die Kennzeichen dieser Art. Bosman sagt z. B., daß das Thier einen langen weißen Bart hat, und diese Ausdrucksweise ist allein schon genügend, um es von dem Colobus polycomus zu unterscheiden, dessen langes, schmutzig gelbes Haar auf Hals, Kopf und Schulter niemals von einem so genauen und wohlunterrichteten Beobachter wie Bosman B a r t genannt worden sein würde. Hätte der holländische Reisende jene Species beschreiben wollen, und es ist zu bemerken, daß er nach vieljährigem Aufenthalt in dem Lande, persönlicher Beobachtung, und langer vertrauter Bekanntschaft mit seinen Produkten schrieb, so würde er sich des Wortes „Mähne" statt „Bart" bedient haben, da das lange Haar, welches die vordern Theile des Colobus polycomus bedeckt, in der That der Mähne eines Löwen näher steht, als einem menschlichen Barte, niemals mit dem geringsten Schein von Schicklichkeit diesem Thiere den Namen bärtiges Männchen, welchen Bosman seiner Species gibt, verschaffen konnte. Außerdem findet sich das lange Haar, welches nach seiner Angabe den Körper des Thieres bedeckt, nicht bei dem Colobus polycomus, der nach Pennants ausdrücklichen Worten am Körper und den Extremitäten kurzhaarig ist, und wir können demnach mit leidlicher Gewißheit vermuthen, daß Bosmans Species in der That der Colobus ursinus ist, welcher statt den Landstrich um die Algoabai zu bewohnen, ebenso wie der Colobus rufo-niger, in der Nachbarschaft der holländischen Niederlassung Elmina, auf der Küste von Guinea, zu suchen ist.

Eine seitdem durch Major Campbell von Sierra Leone gebrachte, und der zoologischen Gesellschaft geschenkte Haut von Colobus ursinus erlaubt uns das oben über die Heimath der Species Gesagte nicht nur zu bestätigen, sondern auch unsere Beschreibung ihrer Kennzeichen zu vervollstän-

digen und die specifische Verschiedenheit derselben von Colobus polycomus außer Zweifel zu setzen. Das Gesicht ist matt und von heller bläulich brauner Farbe, die Stirn und die ganze Gegend zwischen Ohren und Augen, die Backen und Seiten des Kopfes und Halses von dem Ohr abwärts, sind ziemlich dünn mit silber- oder graulich-weißem Haar bedeckt, das viel kürzer als das des Körpers ist; das lange Haar der Schultern ist ebenfalls theilweis silberähnlich gefärbt und der ganze Schwanz von reinem unvermischtem Weiß. Die hinteren Theile von den Ohren über den Hinterkopf weg, der Hals u. s. w. bis zu den Schenkeln herab, sind mit langen tiefschwarzen Haaren bedeckt; über den Augenbrauen stehen, wie bei den Semnopitheken, einige wenige lange steife schwarze Haare, und die Gesäßschwielen sind zum Theil mit Weiß umgeben. Die Länge des Kopfes und Körpers beträgt 2′ 7″, die des Schwanzes bis zum Ende der Wirbel 3′ 3″ und mit Einschluß des Büschels 3′ 6″.

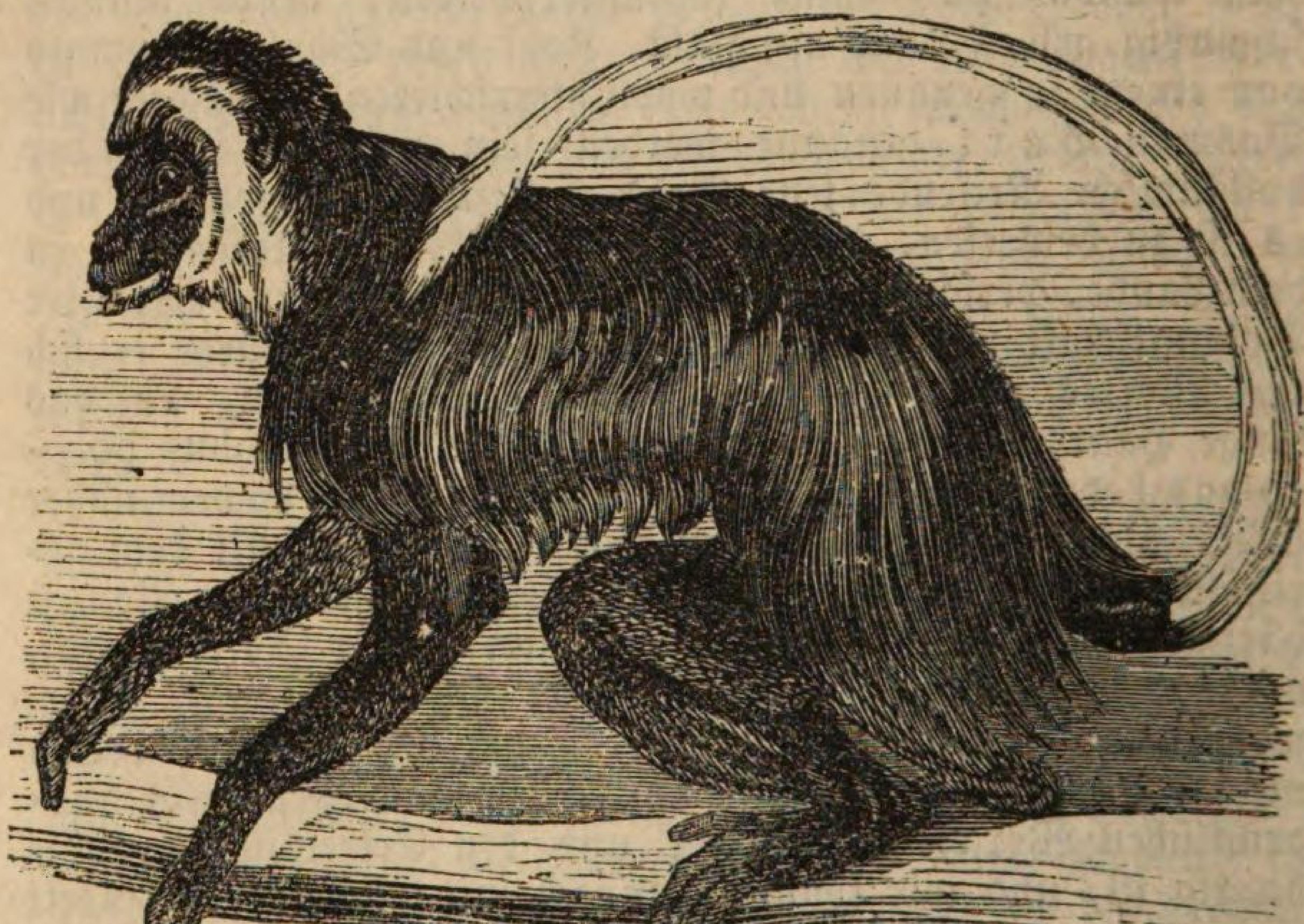


Fig. 11.

9. Colobus leucomeros.

Diese Species, die letzte und vielleicht eine der schönsten des ganzen Genus, gründet sich wie alle übrigen auf eine unglücklicherweise des Kopfes, der Hände und Füße ermangelnde Haut, die vor einiger Zeit der zoologischen Gesellschaft zukam und vom Gambia gebracht worden sein soll. Der lange seidenweiche Pelz, welcher den Körper des Thieres bedeckt,

besitzt auffallende Aehnlichkeit mit dem Colobus ursinus, das Haar ist aber noch länger, feiner und wo möglich von tieferer und glänzenderer schwarzer Farbe. Die Hauptverschiedenheit indessen findet sich in dem Haar der Schenkel, welches statt ebenso lang, seidenartig und glänzend schwarz zu sein, wie das des Körpers, auffallend kurz und silberweiß ist, die Spitze jeder Schulter ist mit einem kleinen Flecke kurzen gekräuselten Haares von schneeiger Weiße versehen, die Kehle aber schwarz, so daß wahrscheinlich das kurze weiße Haar sich über Hals, Kinn und Backen erstreckt, wie bei dem Colobus guereza, dem das weiße Haar der Schulter in seinem kurzen gekräuselten Charakter genau gleicht. Von dieser Erscheinung zeigt sich bei dem Colobus ursinus nichts, bei dem die wenigen an der Verbindung des Halses mit dem Körper sichtbaren hellen Haare spärlich unter die schwarze Bekleidung der umgebenden Theile gemischt, und ebenso lang und seidenartig wie diese sind. Unglücklicherweise fehlt der Schwanz, aber das kurze Haar und die Silberweiße der Schenkel wird, selbst von allen übrigen Kennzeichen ganz abgesehen, genügend sein, diese schöne neue Species von ihren übrigen Gattungsverwandten zu unterscheiden.

Seit der Veröffentlichung der Originalbeschreibung dieser Species nach der hier erwähnten unvollkommenen Haut, in den Memoiren der zoologischen Gesellschaft, haben wir Gelegenheit gehabt, zwei vollkommene Exemplare zu untersuchen, von denen sich das eine, ein junges Thier, im Leydener Museum, und das andere, ausgewachsene, im Jardin des Plantes findet. Das ganze Thier ist mit langen, seidenartigen, schwarzen Haaren bedeckt, mit Ausnahme des Kinns, der Backen, Vorder- und Seitenfläche des Halses, die mit kürzerem buschigen Haar von gelblich-weißer Farbe und wolliger Textur bestanden sind, das auf dem Kinn etwas länger wird, dort einen spitzigen Bart bildet und, in einem weißen Streifen über die Augenbrauen weggehend, die weiße Färbung auf beiden Seiten des Kopfes mit einander verbindet. Der Schwanz ist sehr lang, mit Ausnahme einer beiläufig 1″ langen schwarzen Stelle an der Wurzel schneeweiß, und gegen das Ende hin buschig. Die Schenkel des alten Exemplars sind von der oben beschriebenen hellen Silberfarbe; dieses Kennzeichen indessen ist, obgleich immer noch deutlich genug, jedoch bei dem jungen weniger stark markirt. Das Haar dieses Theiles ist bei beiden Exemplaren kürzer als das des Körpers. Mit diesen Ausnahmen ist der ganze übrige Körper, Kopf, Nacken, Rücken und Seiten von dem bereits erwähnten glänzenden und intensiven Schwarz, der vordere Daumen wird äußerlich durch einen kleinen, mit

einem Ringe versehenen, aber unbeweglichen Knöchel angedeutet. Der Ursprung des Pariser Exemplars ist unbekannt, das im Museum des Pays Bas kam von der Küste von Guinea. Außer dem kürzeren Haar und der silbergrauen Farbe der Schenkel unterscheidet sich diese Species vom Colobus ursinus durch den schwarzen Theil der Schwanzwurzel und die Abwesenheit der weißen Farbe in der Gegend der Schwielen, welche bei jener Species durch einen rein weißen Rand sehr auffallend werden.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Haut, welche dieser Beschreibung zu Grunde liegt, vom Gambia gebracht worden sein soll, und wenn dies die Heimath der Species ist, woran wir keinen Grund zu zweifeln haben, so folgt daraus, daß von den acht die westliche Küste von Afrika bewohnenden Colobusarten vier in Sierra Leone, zwei auf Fernando-Po und zwei an den Ufern des Gambia vorkommen, und es ist sonderbar, daß sich, wie es scheint, von jeder der zwei kleinen Unterabtheilungen, welche wir bei dieser Hauptgruppe gefunden haben, eine Species an jedem dieser Orte findet. So ist bekanntlich das Ufer des Gambia die Heimath des Colobus leucomeros und C. rufo-fuliginus; der C. polycomus, C. ursinus, C. rufo-niger und C. ferruginosus bewohnen nach Pennant und Major Campbell die Nachbarschaft von Sierra Leone, und wir besitzen unbestreitbare Zeugnisse, daß der C. satanus und C. Pennantii von Fernando-Po kommt. In diesen Lokalitäten müssen künftige Beobachter die respektiven Species suchen, und es ist zu hoffen, daß, nachdem wir jetzt die genauen Orte, an welchen sie zu finden sind, bestimmt und auf ihre große Seltenheit und daraus folgende Merkwürdigkeit hingedeutet haben, wir in Zukunft glücklicher als bisher in der Erlangung von Exemplaren dieser schönen Thiere für unsere öffentlichen Museen und Menagerieen sein werden.

Neuntes Kapitel.

Genus Cercopithecus — Kennzeichen desselben — Verschiedene Arten der Cerkopitheken.

Erst seit den letzten 25 oder 30 Jahren haben die Naturforscher angefangen, bestimmte, deutliche Ideen über die Grenzen und den Charakter der verschiedenen Gattungen von Simien zu fassen. Vor jener Zeit wurde die ganze

Gruppe als ein einzelnes Genus betrachtet, oder höchstens in die drei kleinen Gruppen der Affen, Meerkatzen und Paviane abgetheilt, und selbst diese waren nicht rein von bedeutender Verwirrung; aber kein Schriftsteller des letzten Jahrhunderts ließ sich die Nothwendigkeit einer weiteren Subdivision oder einer Vergleichung der Theile dieser verschiedenen Gruppen träumen. Der erste Schritt zu dieser nothwendigen Reform wurde 1811 von Illiger durch die Bildung und genaue Beschreibung der Gattungen Hylobates und Colobus gethan. Mit Ausnahme der letzteren Gruppe wurden jedoch sämmtliche Meerkatzen und Paviane in die Genera Cercopithecus und Cynocephalus eingeschlossen, denn das vorgeschlagene Genus Lasiopyga ist rein nominell, da es auf einen Irrthum gegründet war; so viele Unbestimmtheit herrschte jedoch in Bezug auf diese beiden Gattungen, daß der Gründer derselben selbst die Schicklichkeit ihrer Trennung bezweifelt, und die Willkürlichkeit von Illigers Cynocephalus läßt sich in der That daraus schließen, daß es in sich drei einander so fern stehende Species, wie den Wanderu, den Magot und den erwachsenen Orang-Utan vereinigt. Der nächste in der Zeitfolge war Geoffroy St. Hilaire, der in dem ein Jahr nach dem Erscheinen von Illigers Prodromus veröffentlichten neunzehnten Bande der Annales du Muséum die ganzen Gruppen Simiae, Simiadae und Lemuridae in Erwägung zog und sie in natürliche Gattungen zu theilen versuchte. Dieser Versuch war, so weit er die Simien betraf, keineswegs glücklich; es wurden viele nur nominelle Genera, wie Pongo, Pygathrix, Nasalis, Cercocebus und Inuus vorgeschlagen; die Genera Cercopithecus und Cynocephalus blieben, wie sie Illiger gegeben hatte, mit Ausnahme der zur Bildung der eben erwähnten fingirten Genera nothwendigen Trennung, und der einzige positive Nutzen, welcher aus Geoffroy's Arbeiten über diese Gruppen hervorging, war die generische Unterscheidung der Orangs und Schimpansen, die Illiger zusammengebracht hatte; selbst dieser Vorzug jedoch wurde durch die Unterdrückung des Genus Hylobates des letztern Autors und die Vereinigung der Gibbons mit den Orangs aufgewogen.

Fünf Jahre nach dem Erscheinen von Geoffroy's Abhandlung (1817) erschien die erste Auflage des Règne animal, worin der berühmte Baron Cuvier zum erstenmale das Genus Cynocephalus charakterisirte und unterschied. Einige Jahre später that sein Bruder F. Cuvier einen noch glücklicheren und wichtigeren Schritt zur endlichen Charakterisation der Simien durch die bestimmte Trennung der Semnopitheken von den übrigen Meerkatzen, mit denen dieselben bis dahin

verwechselt worden waren. Es blieben jedoch noch immer eine große Zahl von Species unter die Genera Macacus und Cercopithecus vertheilt, die sich durch keine auffallenden oder einflußreichen Kennzeichen unterschieden, und für die in der That bis jetzt auch noch keine bestimmten charakteristischen Unterscheidungen vorgeschlagen worden sind. Das von den Gesichtswinkeln hergeleitete Unterscheidungszeichen ist wiederholt als täuschend gezeigt worden. Die Anwendung desselben im vorliegenden Falle ist außerdem selbst als praktische künstliche Probe ungenügend, um die Makaks der Schriftsteller von den größern Arten der Cerkopitheken zu unterscheiden, während die früher zwischen diesen beiden Gattungen nach der Abwesenheit des fünften Höckers des letzten untern Backenzahns bei der letztern Gruppe angenommene Unterscheidung neuerlich durch die Entdeckung dieser Eigenthümlichkeit bei dem Mangabey (Cercopithecus fuliginosus) und das wahrscheinliche Vorhandensein derselben bei einer andern Species vernichtet worden ist. Die Vernichtung so trivialer und einflußloser Unterscheidungszeichen ist für den wissenschaftlichen Zoologen nicht zu bedauern, so lange denselben jedoch nicht widersprochen wurde und man dieselben für allgemein und eigenthümlich hielt, boten sie eine Entschuldigung für die Beibehaltung der Gattungen Cercopithecus und Macacus in ihrer bisherigen Zusammensetzung. Seit diese aber der schwachen Stütze, welche sie bisher aufrecht erhalten hat, beraubt worden sind, müssen sie sich der Prüfung nach wichtigeren Grundsätzen unterwerfen.

Nach dem Wegfallen dieser fehlerhaften und ungenügenden Kennzeichen entsteht die Frage: welche andern zur Unterscheidung der Makaks und Cerkopitheken, wie diese Gruppen wirklich zusammengesetzt sind, übrig bleiben? Nach der gegenwärtigen Zusammensetzung absolut keine; aber geringe Aufmerksamkeit auf die bei diesen Thieren vom Schwanze, einem, wie wir oft zu bemerken Gelegenheit hatten, in der Oekonomie der Simien sehr bedeutungsvollen Organe, ausgeübten Funktionen wird uns zu richtigeren und genaueren Ansichten führen. Erfahrung und Beobachtung lehren uns, daß, wo dies Organ zu der Ausdehnung entwickelt ist, die wir bei den Cerkopitheken und Coloben finden, dasselbe zu einem kräftigen und wirksamen Hülfsmittel für die gewöhnlichen Ortbewegungswerkzeuge wird; es leitet die Richtung und sichert das Gleichgewicht dieser Thiere während ihrer schnellen und verschiedenartigen Bewegungen auf den Bäumen des Waldes, dient zugleich als Steuerruder und Balancirstange und bezeichnet die Gewohnheiten der

Thiere deutlicher als irgend ein anderer Theil ihrer Körperbildung. Dies zeigt uns demnach einen Pfad für geeignete und gesetzmäßige Schlüsse, durch dessen Verfolgung wir unstreitig zur echten und philosophischen Unterscheidung der Makaks und Cerkopitheken gelangen werden. Wir werden auf diesem Wege finden, daß, während einige wenige der bisher in das Genus Macacus eingeschlossenen Species mit den größeren Cerkopitheken in allen wichtigeren Details ihrer Bildung und Gewohnheiten übereinstimmen, dieselben in fast jeder wesentlichen Einzelnheit von ihren übrigen angeblichen Verwandten verschieden sind, daß die langen muskelkräftigen Schwänze, die geringere Größe, ihr Vorkommen in Wäldern, und selbst das geringelte Haar, dieselben von den letzteren Thieren trennen und den ersteren nahe bringen, und daß sie in der That keine Kennzeichen von genügendem Einfluß besitzen, um sie von den gewöhnlichen Cerkopitheken zu unterscheiden. Die durch ihre gegenwärtige unnatürliche Zusammenstellung so anomalen Species sind der gemeine Macaque Buffons (Macacus cynomolgus der Schriftsteller), F. Cuviers schwarzgesichtiger Macaque (Macacus carbonarius), der Macacus pileatus und der Toque oder Hutaffe (Macacus radiatus), die alle einen eben so langen oder noch längeren Schwanz besitzen als der Körper, und sich desselben genau wie die Cerkopitheken bedienen. Die übrigen Species des Genus Macacus, wie dieses bisher zusammengesetzt war, haben dagegen meist nur beulenförmige Schwänze, die niemals unter die Kniekehle herabgehen und als Werkzeuge der Bewegung oder irgend einer andern Funktion im thierischen Haushalt ganz kraftlos sind; ihre Gewohnheiten und Bildung vereinigen sie eng mit den Cynocephalen, deren asiatische Vertreter sie sind, und alle Details ihrer Bildung und ihres Haushaltes zeigen, daß sie Paviane statt Meerkatzen sind. Mit den oben aufgezählten anomalen Species stimmen sie nur in ihren geographischen Wohnsitzen und dem additionellen Höcker auf dem letzten untern Backenzahn überein; der Wohnort ist aber kein generisches Kennzeichen, und der fragliche Höcker, selbst wenn er in anderer Hinsicht annehmbar wäre, ist, wie bereits gezeigt wurde, bei einigen der anerkannten afrikanischen Cerkopitheken vorhanden und wird sich wohl auch noch bei andern finden.

Durch diese, wie wir hier gezeigt haben, auf wichtige physische Verschiedenheiten gegründete nöthige Reform werden die zwei fraglichen Gruppen ebenso deutlich von einander abgeschieden und bestimmt charakterisirt, wie irgend eine der andern Simiengattungen; die eine schließt ohne Unterschied des Habitat alle diejenigen Species ein, welche von der

Natur mit langen muskulösen Schwänzen versehen worden sind, mittelst deren sie ihre Bewegungen leiten oder stätigen können, und die andere alle diejenigen, bei denen dieses Organ so kurz oder tuberkulös ist, daß es zur Ausführung dieser oder irgend einer anderen Funktion unfähig wird. Die erste dieser Gruppen ist ihrer Natur nach mit den Meerkatzen und die zweite mit den Pavianen verwandt, die sich, wie wir bereits gesehen haben, hauptsächlich durch diese Funktionsverschiedenheit des Schwanzes unterscheiden, da aber der generische Name Macacus, unter welchem die letztere Gruppe bisher bekannt war, eigentlich keiner der verworfenen Species angehört, so wird es, um die sonst mögliche Verwirrung zu vermeiden, angemessen, an deren Platz den Einwürfen weniger ausgesetzten Ausdruck Papio zu stellen, womit einige von den Species früher bezeichnet wurden, und der außerdem den Vortheil bietet, die engen Verwandtschaften, welche dieselben mit den Cynocephalen besitzen, zu bezeichnen. Diese Thiere werden den Gegenstand des nächsten Kapitels bilden, unterdessen aber schreiten wir zur Geschichte und Beschreibung der Cerkopitheken.

Das Genus Cercopithecus, wie es hier umgrenzt ist, wird demnach alle die eigentlichen Meerkatzen umfassen, welche Backentaschen und vollkommen entwickelte Daumen an den vordern Extremitäten besitzen. Während das erste dieser Merkmale sie von den Semnopitheken und das zweite von den Coloben abscheidet, sind ihre langen Schwänze und Gesäßschwielen den übrigen Meerkatzen ebenso gemeinschaftlich wie das letztere Kennzeichen den Pavianen und den meisten Affen. Diese so einfache und schickliche, auf so auffallende und einflußreiche Kennzeichen gegründete Unterscheidung erfüllt in der Geschichte der Cerkopitheken ein großes Desideratum und stellt dieses Genus in Bezug auf logische Genauigkeit und Ausschließlichkeit der Kennzeichen auf gleiche Stufe mit den Semnopitheken und Coloben, oder irgend eine andere natürliche Gruppe von Simien. Was geringere Modifikationen anlangt, so ist bereits bemerkt worden, daß die bisher den Cerkopitheken für eigenthümlich gehaltene Abwesenheit des fünften Höckers am letzten unteren Backenzahn nicht bei dem ganzen Genus stattfindet. Der fragliche Höcker wurde bei der Untersuchung des Schädels eines Mangabey (Cercopithecus fuliginosus), der vor einiger Zeit in dem zoologischen Garten starb, entdeckt; er wird höchst wahrscheinlich auch bei den bekragten Mangabey (Cercopithecus aethiops) und anderen ähnlichen Species unter den größeren Cerkopitheken gefunden werden, und im Ganzen scheint die Annahme seiner Abwesenheit zum ausschließlichen generischen

Merkmal dieser Simiengruppe das Resultat einer zu hastigen und unbedachten Generalisation gewesen zu sein. Wäre die Existenz dieses Höckers ein Kennzeichen von Wichtigkeit, so möchte dies die Wiederbildung des unterdrückten Genus Cercocebus Geoffroy St. Hilaire's entschuldigen, um die asiatischen Species einzuschließen, welche wir hier von dem alten Genus Macacus getrennt haben, sowie die afrikanischen Species anerkannter Cerkopitheken, bei denen es bereits gefunden worden ist, oder sich später noch finden wird; es ist indeß weder einflußreich, noch selbst allgemein genug für diesen Zweck; seine Annahme würde den grünen Affen (C. sabaeus), den weißkehligen Affen (C. albogularis) und deren verwandte Species in eine verschiedene Gruppe von dem Mangabey (C. fuliginosus) dem Makak (C. cynomolgus) und dem Haubenaffen (C. sinicus) stellen und könnte nur zu willkürlichen und künstlichen Unterscheidungen leiten. Das Genus Cercopithecus, wie es hier beschrieben und begrenzt ist, erlaubt demnach keine weitere Unterabtheilung; es gründet sich auf wichtige und einflußreiche Bildungseigenthümlichkeiten und ist demnach zur Betrachtung als eine vollkommen natürliche und wissenschaftliche Gruppe berechtigt.

Ein weiteres sekundäres Kennzeichen ist das Geringeltsein der Haare, welches sich sehr allgemein bei den Cerkopitheken findet und dieselben auf den ersten Anblick von allen andern Affen unterscheidet. Es finden sich ebenso bei den anerkannten afrikanischen Thieren wie bei jenen anomalen afrikanischen Species, die bisher den wahren Papionen in dem willkürlichen und künstlichen Genus Macacus zugesellt worden sind, und sein Vorhandensein bei den letzteren ist eine bedeutende Bestätigung ihrer generischen Identität mit den wahren Cerkopitheken, die hier auf wichtigere und einflußreichere Eigenthümlichkeiten gegründet worden ist. Diese Ringelung des Pelzes erzeugt eine angenehme Verschiedenheit und Mischung der Farben und gibt den Thieren ein kleingeflecktes Aussehen; sie beschränkt sich jedoch nicht bloß auf die Cerkopitheken, sondern findet sich gleichfalls bei dem größeren Theile der Cynocephalen, ist aber mit Ausnahme der wenigen asiatischen Species des ersteren Genus mehr auf die afrikanischen Simien beschränkt, ohne jedoch selbst bei diesen absolut allgemein zu sein. Die Coloben und selbst einige Species von Cerkopitheken, wie z. B. die weißlidigen Affen, gleichen den asiatischen Simien in der ungeringelten Natur ihres Haares; im Allgemeinen dient jedoch dieses Kennzeichen zur schnellen praktischen Unterscheidung der Simien beider Continente.

Die Cerkopitheken sind von leichterer und thätigerer Art

als die Papionen; der Kopf ist runder, das Gesicht kürzer und die Augen nicht so tief unter hervorstehenden Stirnhaarbüscheln eingesunken; ihre Glieder sind länger, der Körper schlanker, und ihren Proportionen mangelt jene massive und kräftige Bauart, welche letztere Thiere charakterisirt. Ebensowenig besitzen sie das düstere, mürrische, grämische Wesen der Paviane. Sie sind vielmehr capriciös, petulant und unbeständig als absichtlich boshaft; bei ihnen tritt die Lebhaftigkeit, Heftigkeit und Rastlosigkeit an die Stelle der milden, sanften und fast apathischen Sitten der Semnopitheken und Coloben, und wenn sie die Behendigkeit und den Ungestüm der Papionen und Cynocephalen besitzen, so sind sie doch zu gleicher Zeit frei von deren stöckischer und unbezähmbarer Gemüthsart, sowie von den ekelhaften Neigungen, welche dieselben zuweilen zeigen.

Die Cerkopitheken sind wie alle übrigen Meerkatzen ein vorzüglich kletterndes Geschlecht; sie verlassen nie die Wälder, wo sie in Gesellschaft unter Anführung der alten Männchen leben, und scheinen selbst ungemein lokal in ihren Wohnsitzen zu sein. Jeder Stamm oder Familie hat seinen eigenen, abgesonderten Distrikt, in welchen Individuen von anderen Stämmen oder Species nie zugelassen werden, indem sich die ganze Gemeinde schnell vereinigt, um Eingriffe dieser Art, sei es nun auf ihr Gebiet oder auf ihre individuellen Rechte, zurückzuweisen. Diese Neigung ist den Cerkopitheken so stark eingepflanzt, daß sie dieselbe selbst mit in unsere Menagerien bringen, und nichts ist gewöhnlicher oder belustigender, als zu sehen, wie sich die Meerkatzen der gleichen Species verbinden, um einen ihrer Brüder gegen die Tyrannei eines mächtigeren Bedrückers zu vertheidigen, oder einem Gliede ihrer kleinen Gemeinde widerfahrene Beleidigungen zu rächen. Sie sind höchst gesellig, verlassen nie die dichtesten Wälder, schlagen gewöhnlich ihre Wohnungen in der Nähe eines laufenden Gewässers auf und nähern sich selten den Wohnungen der Menschen, oder verheeren die bebauten Ländereien des Gärtners oder Landmanns. Dieser Geist der Vereinigung und gegenseitigen Vertheidigung lehrt unstreitig den Affen, sich um Reisende zu versammeln und durch Schnattern, Grimassen und alle andere in ihrer Macht stehenden Mittel zu versuchen, dieselben vom Eindringen in das kleine Gebiet, welches sie als ihr besonderes Eigenthum betrachten, zu verhindern. Daß ihr Geist dieser Idee des Eigenthumsrechtes fähig ist, beweisen alle ihre Handlungen. Diese Thatsache gibt uns eine hohe Meinung von ihrer Intelligenz; sie nähren sich ohne Unterschied von wilden Früchten, Baumsamen und Knospen, Insekten, Vogeleiern u. s. w.,

scheinen aber im Ganzen weniger fleischfressend zu sein als die Affen oder Paviane — eine Bemerkung, die sich auf alle übrigen wahren Meerkatzen erstreckt.

Man hat früher allgemein geglaubt, daß die geographische Vertheilung des Genus Cercopithecus sich auf den Continent von Afrika beschränkt, und dies ist, mit Ausnahme der vier früher mit den Papionen verwechselten Species unbezweifelt wahr. Wenn wir, wie dies gewöhnlich geschieht, die asiatischen Papionen für die echten Vertreter der afrikanischen Cynocephalen halten, und die Coloben als die eigentlichen Analogien der Semnopitheken betrachten, so folgt daraus, daß die Cerkopitheken, die noch immer ein vorzüglich afrikanisches Genus sind, in dem östlichen Continent oder den dazu gehörenden Inseln keine geeigneten Vertreter besitzen; die Wahrheit ist aber, daß diese Thiere Afrika nicht ausschließlicher angehören, als die Papionen Asien oder die Cynocephalen dem ersteren Continent, da jede von diesen beiden Gattungen in beiden Lokalitäten durch mehre Species vertreten wird, und die Coloben und Semnopitheken allein auf die eine oder die andere beschränkt sind. So wird das Genus Cynocephalus, dessen Hauptquartier sich in Afrika befindet, dessen ungeachtet in Asien durch den C. hamadryas, der auf allen arabischen Gebirgen vorkommt, vertreten; das Genus Papio, vorzugsweise eine asiatische Gruppe, wird auf dem benachbarten Continent durch den P. gelada und den P. inuus repräsentirt, von denen sich letzterer sogar bis nach Europa erstreckt, und ebenso besitzt das Genus Cercopithecus, obgleich die große Mehrzahl seiner Species den westlichen Continent bewohnt, gleicherweise seine repräsentirenden Species auf dem Festlande von Asien und den großen Inseln des indischen Archipels. Es läßt sich demnach aus der geographischen Vertheilung dieser Thiere kein Grund gegen die Vereinigung der asiatischen Cerkopitheken mit ihren afrikanischen Verwandten ziehen, obgleich dieselbe bisher eine der Hauptstützen und wahrscheinlich das ursprüngliche Motiv der willkürlichen Unterscheidung zwischen den Cerkopitheken und den sogenannten Makaks gewesen ist.

Bei weitem die größte Zahl der Cerkopitheken, mit denen wir bekannt sind, kommt von der Westküste Afrika's, wo, wie uns verschiedene Reisende versichern, dieselben zwischen den Parallelkreisen des Senegal und Cap Negro oder circa 15 Grade auf beiden Seiten des Aequators in unzähligen Mengen und Varietäten vorhanden sind. Eine Species, C. pygerythrus, bewohnt Südafrika und erstreckt sich auf der östlichen Küste bis zu Port Natal; der C. albogularis ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Bewohner derselben

Küste, nur etwas nördlicher; der C. ruber und C. griseus bewohnen Abyssinien und die Nachbarländer; aber diese und die vier asiatischen Species ausgenommen, werden alle bekannten Cerkopitheken von der Westküste Afrika's gebracht; wir dürfen deßhalb jedoch nicht vermuthen, daß die gegenüberliegenden Küsten dieses ausgedehnten Festlandes in geringerer Menge mit eigenen oder vielleicht eigenthümlichen Species versehen sind, im Gegentheil versichert uns Dos Santos, daß Affen und Meerkatzen vieler verschiedener Arten in unzähliger Menge um Sofala und über das ganze östliche Aethiopien vorkommen; die Thatsache ist aber, daß unser beschränkter Handelsverkehr mit diesem Theile Afrika's uns bisher in Unwissenheit seiner Naturprodukte sowohl in diesem als anderen Departements gelassen hat. Einige Reisende versichern, daß sie auf Madagaskar und den Komoren Meerkatzen gefunden haben, wir besitzen aber das ausdrückliche Zeugniß Sonnerats, daß es in der erstern Lokalität keine Simien gibt. Zwar versichert uns Prior, daß sich gemeine Affen auf der Insel Johanna finden, wir wissen aber aus andern Quellen, daß die Komoren einen Ueberfluß von verschiedenen Lemuridenarten besitzen und der Irrthum entstand wahrscheinlich aus einer Verwechslung der Thiere dieser beiden Gruppen mit einander.

Desjardins theilt mit, daß sich der C. cynomolgus gegenwärtig wild auf Isle de France findet; derselbe ist jedoch unstreitig erst neuerlich eingeführt worden, da wir wissen, daß diese Species die Insel Java bewohnt und uns außerdem die alten Seefahrer versichern, daß es ursprünglich außer Ratten und Schildkröten keine vierfüßigen Thiere auf Mauritius gab. Die gegenüberliegenden Küsten Indiens jedoch werden von einer, oder vielleicht zwei Species von Cerkopitheken bewohnt. Der gemeine Hutaffe (C. radiatus) findet sich auf der ganzen Länge der malabarischen Küste von Bombay bis zum Cap Komorin, wenn er nicht im Süden durch den C. pileatus, eine nicht so häufig in Sammlungen gesehene Species, deren genaues Habitat noch nicht bestimmt ist, ersetzt wird. Auf der andern Seite enthalten Java und Sumatra jedes eine Cerkopithekenart; erstere Lokalität den gemeinen Makak (C. cynomolgus) und letztere den schwarzgesichtigen Makak (C. carbonarius). Dieses sind die Species, auf die wir uns so oft bezogen haben, und die bisher in dem willkürlichen Genus Macacus mit den Papionen verwechselt worden sind; sie sind die einzigen außer Afrika bekannten Cerkopitheken.

Die Zahl der dieser Gattung angehörenden, den Zoologen bereits bekannten Arten ist sehr bedeutend, und wird

sich unstreitig noch vermehren, sobald wir mit den Produkten des östlichen Afrika's bekannter werden. Selbst von der Westküste erhalten wir gelegentlich neue Species und das einstimmige Zeugniß aller Reisenden in diesen Gegenden gibt uns guten Grund, zu glauben, daß sich noch viele unbeschriebene Species in den ausgedehnten Wäldern von Guinea und Angola aufhalten. Diejenigen, welche wir bereits kennen, sind an Größe, Stärke und daraus folgender Kühnheit des Charakters beträchtlich verschieden; die größeren Arten besitzen längere Schnauzen, einen flacheren Schädel und hervorstehendere Haarschöpfe als die kleinern. Dies sind aber nur Modifikationen des Grades, nicht der Art, und demnach für den Zweck generischer Unterscheidungszeichen nicht genügend. Das auf diese geringen Grade der Modifikationen gegründete, von Geoffroy St. Hilaire vorgeschlagene Genus Cercocebus ist demzufolge von späteren Naturforschern mit Recht unterdrückt worden und wenn Desmarest, der zuerst diese Reform zu Stande brachte, die oben angeführten asiatischen Cerkopitheken ebenso wie die afrikanischen Species, welche Geoffroy in seinem vorgeschlagenen Genus mit denselben vereinigt hatte, mit ihren übrigen Geschlechtsverwandten zusammengestellt hätte, statt sie mit den Papionen zu verwechseln, so würden wir über die wahren Verwandtschaften dieser Thiere nicht so lange in der Unwissenheit geblieben sein. Es gelang indeß Herr Desmarest nicht, die Hauptunterscheidungszeichen dieser Gruppen zu erkennen, er hätte, statt die Species des vorgeblichen Genus Cercocebus unter die Cerkopitheken und Makaks zu vertheilen, dieses einfach mit dem ersteren Genus vereinigen sollen, und die Unschicklichkeit des entgegengesetzten Verfahrens sowie die rein willkürliche Natur des Genus Macacus ergibt sich zur Genüge aus der Thatsache, daß es eine einzige Species, den Guenon couronnée Buffons in seine beiden Genera zuerst als Cercopithecus pileatus und später als Macacus sinicus gebracht hat. Geoffroy war früher in den gleichen Irrthum verfallen, der auch von den späteren Schriftstellern angenommen worden ist — ein genügender Beweis, wenn irgend ein weiterer nach den bereits angeführten nöthig wäre, von dem unnatürlichen Charakter des Genus Macacus, da selbst dessen Urheber sich über die dazu gehörigen Species irren.

Obgleich aber die Verschiedenheiten zwischen den größeren und kleineren Cerkopitheken nicht wichtig genug sind, um deren generische Unterscheidung zu rechtfertigen, so können dieselben doch schicklicherweise angewendet werden, um diese Thiere zur Erleichterung ihrer Beschreibung in kleine künstliche Gruppen zu theilen. So können z. B. die Mangabeys oder

weißlidigen Affen mit den vier, bisher mit den Papionen verwechselten asiatischen Species zu einem Subgenus vereinigt werden, welches sich durch die Undeutlichkeit oder gänzliche Abwesenheit der Ringe auf dem Pelze und die Existenz des fünften Höckers auf dem letzten unteren Backenzahne leicht charakterisirt. Eine andere kleine Gruppe wird aus denjenigen mit dem gemeinen grünen Affen (C. sabæus) verwandten größeren Species bestehen, welche auf dem letzten unteren Backenzahne nur vier Höcker besitzen und ein prächtig und enggeringeltes Haar haben, während die kleineren Species mit ähnlichen Kennzeichen sich in eine dritte Abtheilung bringen lassen werden. Wir haben mehr als einmal Gelegenheit gehabt, die Schwierigkeit einer Unterscheidung zwischen den verschiedenen Meerkatzenarten zu bemerken, was von der oft vorkommenden dichten Annäherung derselben an einander und der Unmöglichkeit herrührt, durch das Ohr Kennzeichen zu beschreiben, die sich dem Auge zeigen. Diese Schwierigkeit wird bei keiner andern Gruppe so sehr gefühlt, als bei den Cerkopitheken, und nur dadurch, daß wir dieselben in noch kleinere Sektionen abtheilen, und drei bis vier Species auf einmal in Bezug auf einen besonderen Typus beschreiben, können wir hoffen, zu einiger Genauigkeit und Klarheit in diesem Punkte zu gelangen.

Der Toque oder Hutaffe (Cercopithecus radiatus)

ist ein Bewohner der malabarischen Küste und nicht China's, wie der sehr verwerfliche Name Bonnet chinois, welcher ihm von Buffon gegeben worden ist, anzuzeigen scheint. Oberst Sykes theilt mit, daß er von den Mahratten Waanur genannt werde und die Wälder der westlichen Ghauts in kleinen Truppen oder Familien bewohne. Wahrscheinlich ist es diese Species, welche sich über die ganze indische Halbinsel erstreckt, und in jenen Ländern ebenso wie der Entellus und Rhesus in Bengalen und den oberen Provinzen verehrt wird. Keine Art kommt häufiger nach England und wird öfter auf den Straßen oder in den Menagerien gezeigt, als der Toque. Er ist am Oberkörper von gleichmäßiger, grünlichbrauner Farbe; Brust, Bauch und die innere Seite der Arme und Schenkel ist hellbraun oder grau, und das Gesicht, die Ohren und Hände von schmutziger Fleischfarbe. Dasjenige Kennzeichen aber, welches diese Species auf den ersten Anblick unterscheidet, ist ein starker, eigenthümlicher Büschel von langen, dunklen Haaren, der sich von dem Scheitel aus nach allen Seiten strahlenförmig ausbreitet. Dieses Haar steht bei dem Toque nicht aufrecht,



Fig. 12. Der Toque oder Hutaffe (Cercopithecus radiatus).

sondern liegt glatt an, wie jene kleinen Perrüken, welche kahle Personen zuweilen auf dem Scheitel tragen, und das eigenthümliche Aussehen, welches das Thier dadurch erhält, ist der Grund für den Namen Hutaffe, unter welchem dasselbe schon seit langer Zeit bekannt ist.

Es herrscht selbst bei den besten und sorgfältigsten Schriftstellern über Zoologie eine bedeutende Verwirrung, in Bezug auf die Synonymen dieser Species. Sie wurde zuerst von Buffon im vierzehnten Bande seiner berühmten Histoire naturelle unter dem Namen Bonnet chinois abgebildet, und in Linné's, Erxlebens und Anderer Systeme, unter dem durch den verwerflichen Namen Buffons und die daher vermuthete Heimath veranlaßten Namen Simia sinica aufgenommen. Mittlerweile wurde eine zweite, in gewisser Hinsicht mit dem Bonnet chinois verwandte Species von Buffon im siebenten Bande des Supplements zu seinem großen Werke unter dem Namen Guenon couronnée beschrieben und abgebildet und in Dr. Shaws allgemeiner Zoologie unter dem Namen Simia pileata aufgeführt. In diesem Zustande blieben die Sachen bis zum Jahre 1812, wo Geoffroy St. Hilaire sein Tableau des Quadrumanes im neunzehnten Bande der Annales du Muséum herausgab. In dieser Abhandlung finden wir den Guenon couronnée Buffons zweimal; zuerst unter dem Namen Cercopithecus pileatus, wobei der Verfasser Buffon und Shaw als Gewährsmänner anführt, und zweitens als ein Makak

unter dem Namen Bonnet chinois (Cercocebus sinicus), welchen er auf diese Art von dem ursprünglichen Eigenthümer auf eine sehr verschiedene Art überträgt, während der echte Bonnet chinois unter dem Namen Toque (Cercocebus radiatus) beschrieben wird. Dies ist der Ursprung aller der Verwirrung, welche seither in diesem Punkte stattgefunden hat. Desmarest, der wie wir gestehen müssen, gewöhnlich nicht so unaufmerksam bei Gegenständen dieser Art ist, nahm Geoffroy's Irrthümer ohne Aenderung oder Bemerkung an, nicht nur soweit dieselben die von jenem Zoologen eingeführte Verwirrung der Namen betreffen, sondern auch in Bezug auf die Verdoppelung der Species, welche zweimal in seinem sonst werthvollen Werke aufgenommen ist; zuerst als Cercopithecus pileatus mit einem Sternchen als zweifelhafte Species bezeichnet, und zweitens als Macacus sinicus, so daß er denselben, wie Geoffroy mit dem Bonnet chinois, oder Simia sinica der früheren Schriftsteller, verwechselte, und die Namen Toque und Macacus radiatus für den des wahren Bonnet chinois aufstellte. Später kam F. Cuvier, der seine Beschreibung von den lebenden Thieren nahm, nicht vermeiden konnte, die von Geoffroy verursachte Namensverwechslung zu bemerken, und der dessen ungeachtet, statt den Irrthum zu berichtigen, denselben angenommen und die Verwirrung noch allgemeiner gemacht hat, so daß wir jetzt zwei sehr verschiedene Thiere von verschiedenen Naturforschern unter dem gleichen Namen, und eins davon selbst von demselben Naturforscher unter zwei verschiedenen Namen beschrieben finden.

Unter diesen Umständen ist das Beste, was wir zur Aufklärung dieser Verwirrung thun können, die specifische Benennung Pileatus für den Guenon couronnée Buffons beizubehalten, über den noch kein Irrthum oder Verwirrung stattgefunden hat, und zweitens den fehlerhaften und ungehörigen Namen Sinicus ganz zu verwerfen, da er den Forscher über die Heimath des Thieres zu täuschen geeignet ist, und dafür den von Geoffroy vorgeschlagenen Namen Radiatus zu setzen. Hierdurch werden wir künftige Irrthümer vermeiden; übrigens sind diese Thiere zu verschieden, um von denjenigen, welche Gelegenheit haben ihre Kennzeichen zu vergleichen, verwechselt zu werden. Besonders die englischen Naturforscher haben keine Entschuldigung für diesen Irrthum, da unsere genaue Verbindung mit Indien häufig Exemplare beider Species nach England bringt, und wir selbst mindestens zehn lebende Individuen von Cercopithecus pileatus und vielleicht fünfmal so viel von Cercopithecus radiatus innerhalb der letzten acht bis neun Jahre in den

verschiedenen englischen Menagerien gesehen haben. Die beiden Thiere unterscheiden sich auf den ersten Anblick durch die Farbe; der Toque oder Bonnet chinois (Cercopithecus radiatus) ist, wie wir bereits gesehen haben, von grünlichbrauner Farbe, und das lange Haar seines Scheidels geht von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus und liegt dicht an dem Schädel an; der Cercopithecus pileatus dagegen ist von dunkler, kastanien- oder rothbrauner Farbe und das lange Kopfhaar steht schopfartig aufrecht; er besitzt außerdem noch ein anderes eigenthümliches Merkmal an dem Rande der Unterlippe, der von tiefschwarzer Farbe ist, und einen bedeutenden Abstand gegen die helle Farbe der umliegenden Theile bildet, was allein schon genügt, dieses Thier von allen übrigen Meerkatzen zu unterscheiden. Die Stirne beider Thiere ist merkwürdig durch tiefe Querrunzeln gefurcht, die bei Jungen noch auffallender sind als selbst bei alten Exemplaren, und diesen Thieren eine komische Aehnlichkeit mit einem alten indischen Weibe verleihen, die sich besonders bei dem Toque noch durch die Gewohnheit auf den Schenkeln zu sitzen, und die Arme auf der Brust zu kreuzen, oder dieselben auf den Knieen ruhen zu lassen, vermehrt.

Kein Affe gewährt in den Menagerien mehr Belustigung als der Bonnet chinois, und der unzerstörbare Ernst, womit derselbe alle seine Handlungen begleitet, ist wahrhaft ergötzlich. In der Jugend ist er sanft und zutraulich genug, und fähig, alles zu lernen, was der Genius der Meerkatzen vermag. Es ist unbeschreiblich drollig, diese Thiere, wenn deren zwei oder drei beisammen sind, einander umarmen und pflegen zu sehen, oder zu beobachten, wie sie das löbliche Amt eines Kammes ausüben, und einander den Pelz mit dem preiswürdigsten Eifer nach Flöhen und anderem Ungeziefer aussuchen, welches sie auf die von den Hottentotten, Eskimos und Australiern unter ähnlichen Umständen befolgte Weise an fernerer Belästigung verhindern — indem sie dasselbe nämlich augenblicklich verzehren. — Glückselig ist der, dem das Schicksal einen guten fetten Springer bescheert hat, und schon an seiner Miene kann man sehen, wie er denselben mit dem Gusto eines Gastronomen verzehrt.

Der Penchant des Hutaffen für das Pflegen und Hätscheln beschränkt sich indeß nicht allein auf seine eigene Species; wenn eine Menagerie nur eins von diesen Thieren besitzt, so wird ihm häufig ein Kätzchen zur Gesellschaft beigegeben, und es läßt sich keine lächerlichere Karrikatur des Menschen sehen, als ein solcher Affe, wenn er das unglückselige Thierchen schmeichelt, hätschelt und so zärtlich umarmt, daß es die größte Gefahr läuft zu ersticken, was er mit all

dem Ernst und der Zärtlichkeit thut, welche ein kleines Kind unter ähnlichen Umständen zeigen würde. So dauert es oft Stunden lang zur augenscheinlichen Plage des Gegenstandes seiner Zärtlichkeit, der jedoch nicht im Stande ist, der liebenden Umarmung zu entgehen, da dem geringsten Versuch des Widerstandes gegen den despotischen Willen des Affen schnelle und zuweilen strenge Strafe folgt. Wir erinnern uns einst ein merkwürdiges und lächerliches Beispiel dieser Art gesehen zu haben. Ein in einer reisenden Menagerie befindlicher Hutaffe hatte eine Katze von beträchtlicher Größe zur Gesellschafterin in seiner Gefangenschaft. Miezchen mochte sich in dem Augenblick, wo unsere Geschichte beginnt, etwas schläfrig fühlen; hatte sich nach dem hintersten und ruhigsten Theil des Käfigs zurückgezogen, und zu einem bequemen Schläfchen zurechtgelegt; der Affe jedoch war weder geneigt selbst zu schlafen, noch andere in seinem Bereich dies thun zu lassen. Er suchte sich deßhalb einen steifen Strohhalm, und belustigte sich damit, die Katze in die Nase zu stechen, welche letztere, nachdem sie diese Plage eine Zeit lang mit exemplarischem Stoizismus ertragen hatte, zuletzt alle Geduld verlor und ihrem Quälgeist nicht gerade mit ihrem Sammtpfötchen in das Gesicht fuhr. Dies war mehr als die beleidigte Würde des Affen dulden konnte; er ergriff die unglückliche Schuldige am Schwanze, flog wie ein Blitz damit an den obersten Theil des Käfigs und hielt sie dort zwischen Himmel und Erde, wie Mohameds Sarg, mit etwas Schlimmerem als das Schwert des Damokles über ihr, wobei er ihr eine solche Menge von Knuffen und Püffen verabreichte, daß sie ohne Zweifel für zukünftige Zeiten eine Warnung daran nahm.

Obgleich aber der Toque in der Jugend so sanft und belustigend zu sein pflegt, so ist er doch äußerst leicht erzürnbar und stets bereit, bei der mindesten Gelegenheit sich beleidigt zu fühlen. Dies zeigt sich besonders, wenn ihm Nahrung angeboten und dann wieder zurückgezogen wird, und es ist bei solchen Gelegenheiten komisch, den Zorn zu sehen, welcher sich auf seinem Gesicht ausdrückt, wobei er die Lippen hängen läßt, einem starr ins Gesicht blickt und leise murmelt, oder auch plötzlich die Hand ausstreckt und zu kratzen versucht. Selbst wenn er nicht gereizt wird, ist er indeß stets sehr voreilig in seinen Handlungen, ergreift hastig die Nahrung, welche ihm angeboten wird, und hält nicht ein, um dieselbe sogleich zu verzehren, sondern steckt sie in seine weiten Backentaschen und bettelt mit hängenden Lippen und ausgestreckten Armen um mehr. So lange die Besucher zu geben fortfahren, verweigert er nie zu empfangen, und nur

wenn ihm nichts mehr angeboten wird, zieht er sich in einen Winkel zurück, leert seine Reservoirs mit Hülfe der von außen auf die Backen gedrückten Handknöchel, verzehrt deren Inhalt stückweise und ist bereit, dieselben durch die Freigebigkeit des Nächstkommenden füllen zu lassen.

Ausgewachsen wird der Toque ungemein stöckisch und mürrisch, und die tief eingesunkenen Augen, sowie der hervorspringende Schopf über den Augenbraunen, verleihen ihm ein Aussehen düsterer Wildheit, das nur zu gut mit seiner natürlichen Gemüthsart im Verhältniß steht und den Besucher abmahnt, eine Familiarität zu versuchen, die wahrscheinlicherweise kein Echo finden wird. Von dem P. pileatus haben wir nie das ausgewachsene Männchen gesehen, und kennen selbst nicht die besondere Lokalität, welche die Species bewohnt. Es ist jedoch höchst wahrscheinlich, daß seine Heimath entfernter oder weniger von Europäern besucht ist, als die des Toque, da das Thier selten nach England gebracht wird. In der Jugend sind seine Sitten und Gemüthsart denen des Toque ähnlich, nur etwas sanfter und nicht so auffahrend, und er scheint sich in dieser Hinsicht den kleineren afrikanischen Cerkopitheken und Semnopitheken zu nähern. Möglicherweise ist es diese Species, welche Ceylon bewohnt und zu der Vermuthung Anlaß gegeben hat, daß sich der Toque, ebenso wie der Wanderu, zugleich auf dieser Insel und dem Festlande findet.

Wir wissen wenig über die Gewohnheiten des Toque in seinem wilden Zustande, wenn er nicht die von Buchanan in seiner ausgezeichneten Reise durch Mysore, Kanara und Malabar erwähnte und als eine große Plage der Gärten und Pflanzungen der Eingebornen beschriebene Species ist. „Die Affen und Eichhörnchen," sagt er, „sind sehr verderblich; es wird aber als verbrecherisch betrachtet, einen davon zu tödten. Dieselben sind unter dem unmittelbaren Schutz der Daseries, die sich um den Schuldigen versammeln und ihm keine Ruhe lassen, bis er dem Thiere ein Begräbniß im Preise von ein= bis zweihundert Fanams, je nach der Zahl der versammelten Daseries, gibt, und die Eigenthümer der Gärten pflegten früher eine besondere Klasse von Menschen zu miethen, welche diese Thiere in Netzen fingen und dieselben dann heimlich nach den Gärten eines entfernten Dorfes brachten; da aber die Bewohner desselben zu denselben Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen pflegten, so sind alle Theile dieser Mühe bald müde geworden. Würde Jemand die armen Leute von diesem unheilvollen Ungeziefer befreien, so würden sich dieselben zwar wohl des Anstandes wegen dagegen erheben, doch aber innerlich sehr froh darüber sein,

und die Regierung könnte dies leicht thun, wenn sie Menschen für diesen Dienst anstellen wollte, deren Gewissen durch Tödtung derartiger Thiere nicht in Gefahr geriethe, und die durch eine geringe Grundsteuer bezahlt werden könnten."

Im Mai 1836 befand sich ein weißes Exemplar vom C. radiatus in den Gärten der zoologischen Gesellschaft; es war von gleichmäßiger, unvermischter, weißer Farbe auf dem ganzen Körper, da auch der Kopf, das nackte Gesicht, die Hände und Füße von derselben Farbe waren; aber die Augen besaßen statt der rothen Farbe, welche man meist bei Albinothieren findet, die gewöhnliche braune Färbung seiner Art. Eine Sonderbarkeit im Gesicht dieses Exemplares war merkwürdig und verdient aufbewahrt zu werden; dasselbe war nämlich das einzige aller niederen Thiere, an welchem wir je ein entschiedenes Schielen bemerkt haben. Trotz dieser auffallenden Schiefheit des Blicks und dem daraus folgenden finstern Ausdruck des Gesichts war dieses Thier sehr gutartig, obgleich man sich bei Betrachtung des absurden, komischen, durch dieses Phänomen verursachten Gesichtsausdruckes eines Lächelns nicht enthalten konnte.

Die nächste Species der asiatischen Cerkopitheken, welche wir anführen werden, ist das am gewöhnlichsten Makak genannte Thier, das in den zoologischen Katalogen unter dem Namen Macacus cynomolgus und Simia aygula vorkommt. Es ist, wie wir von Dr. Horsfield erfahren, der gemeinste Affe in den javanischen Wäldern und ein bedeutender Liebling der Eingeborenen, in deren Dörfern er überall gezähmt gefunden wird. Gewöhnlich wird mindestens einer dieser Affen im Stalle bei den Pferden aufbewahrt, wie man oftmals in England Ziegen hält, weil man glaubt, daß deren Geruch diesen Thieren angenehm ist. „In jedem Stalle," sagt Dr. Horsfield, „von dem eines Fürsten bis zu dem eines Mantry oder Dorfhäuptlings findet sich einer dieser Affen;" und ein neuerer Reisender erzählt dasselbe und fügt hinzu, daß sie so hoch geschätzt werden, daß ein Eingeborener oftmals den Affen höher hält als das Pferd, und eben sobald den einen als das andere abtreten würde. Sumatra ist gleichfalls als Habitat des gemeinen Makak angegeben worden, und so viel ist gewiß, daß Sir Stamford Raffles in seiner Sammlung Exemplare davon hatte, die sich jetzt in dem zoologischen Museum befinden; ob dieselben aber ursprünglich in Sumatra gefangen oder von Java gebracht wurden, ist nicht erwähnt. Es ist jedoch nicht unmöglich, daß der Makak ein Bewohner beider Inseln ist; ihre Nähe bei einander begünstigt diese Annahme, und F. Cuvier und andere Naturforscher bezeichnen ausdrücklich Sumatra als Hauptwohn-

platz. Dies ist indeß eine Frage, die, obgleich von der äußersten Wichtigkeit in der Geschichte der Thiere, nur durch competente Reisende oder den direkten Empfang gut authenticirter Exemplare gelöst werden kann. Jedenfalls ist es gewiß, daß eine sehr nahe verwandte, obgleich gesonderte Species die Insel Sumatra bewohnt, woher dieselbe sowohl von Sir Stamford Raffles, wie von Duvaucel erhalten wurde. Beide Species sind von F. Cuvier beschrieben und abgebildet worden, erstere unter ihrem alten Namen Macacus cynomolgus, letztere unter der specifischen Bezeichnung Macacus carbonarius.

Der gemeine Makak ist von schwerfälligerer und gedrängterer Gestalt und kürzeren, kräftigeren Gliedern, als fast jede andere Meerkatze, die wir beobachtet haben, in höherem Grade selbst, als seine asiatischen Verwandten, bei denen diese Eigenschaften zu den leitenden Merkmalen gehören. Der Kopf ist groß und oben flach, die Schnauze kurz und stumpf, die Nase flach und die Augen unter den sehr hervorstehenden Stirnhaaren eingesunken. Alle oberen und äußeren Theile des Körpers sind von grünlichbrauner Farbe, die durch eine Mischung gelblichen und schwarzen Haares auf hellbraunem Grunde erzeugt wird; die unteren Theile und inneren Seiten der vier Glieder sind graulichweiß. Der Schwanz ist braun und, wenn er nicht verletzt ist, so lang als der Körper; bei keiner andern Species ist aber dieses Glied so oft verstümmelt und keine andere Meerkatze, die wir kennen, ist so sehr zum Nagen an ihrer Schwanzspitze geneigt, als der gemeine Makak. Die Hände und Füße sind ganz schwarz, das Gesicht schwarzgelb, die Augen braun und die Hundszähne der alten Männchen sehr lang und kräftig. Das markirteste Kennzeichen dieser Species besteht jedoch in einem kleinen Schopf oder Haarbüschel, der eine schmale, spitzige Längenerhöhung über die Mitte des Kopfes weg bildet und aus der Anordnung des Haares zu beiden Seiten des Kopfes entsteht, welches aussieht, als ob es aufwärts, nach der Mitte zu, gebürstet wäre. Diese Anordnung des Kopfhaares findet sich nicht gleichmäßig bei allen Individuen, von denen einige dieselbe auffallender zeigen als andere; dieser Umstand hat bei Naturforschern, die keinen Unterschied zwischen individuellen und specifischen Verschiedenheiten zählen, Anlaß zu einer Verdoppelung der Species gegeben, obgleich Buffon und Daubenton, die ersten Beschreiber dieses Thieres, ausdrücklich erklären, daß die mit und ohne Schopf vollkommen identisch seien; Andere haben vermuthet, daß der Schopf ein den Weibchen eigenthümliches Geschlechtszeichen sei, wir haben indeß denselben bei den zahlreichen Exemplaren, die wir

zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen englischen Menagerien sahen, gleichmäßig bei beiden Geschlechtern gefunden, und F. Cuvier theilt sogar mit, daß er schon an den Jungen bei der Geburt vorhanden ist. Diese Bemerkungen sind genügend, um die Schicklichkeit der Unterdrückung der von Gmelin und Geoffroy Saint Hilaire eingeführten angeblichen Species Simia und Cercocebus aygula, die sich nur auf die zufällige An- oder Abwesenheit des fraglichen Schopfes gründen, zu beweisen, worin uns bereits die urtheilsfähigsten Naturforscher vorangegangen sind. Ebenso soll der Atys Audeberts nur eine Albinovarietät des gemeinen Makak sein, und der Simia cynocephalus Gmelins ist wahrscheinlich auch nichts Anderes. Von diesen Thieren besitzen wir keine persönliche Kenntniß;* mag aber der Atys ein Albino dieser oder irgend einer andern Species sein — da Alle darin übereinzustimmen scheinen, daß er nur ein Albino ist — so ist es klar, daß derselbe niemals in das System hätte zugelassen werden sollen, und was den Simia cynocephalus anbelangt, so ist derselbe eine auf eine schlechte Abbildung des alten Naturforschers Johnston gegründete Species, die gar keinen Glauben verdient, wenn sie sich nicht vielleicht auf den gemeinen Makak bezieht, was nach Brissons Beschreibung, mit der sie identifizirt wird, am wahrscheinlichsten ist. Johnston war ein Holländer und konnte daher leicht ein auf Java und Sumatra so gewöhnliches Thier gezähmt haben, und obgleich er sowohl, wie Brisson, Afrika als Heimath bezeichnen, so ist es doch gewiß, daß sie sich geirrt haben müssen, da die Farben augenscheinlich zeigen, daß die von ihnen beschriebenen Thiere Makaks und nicht gemeine Cerkopitheken waren.

Der gemeine Makak besitzt noch ein anderes Kennzeichen, wodurch er sich zu allen Zeiten leicht von seinen übrigen Verwandten unterscheidet. Viele Meerkatzen und besonders die zu dem Genus Cercopithecus gehörenden, haben lange, starke Backenbärte, die meist weiß, oder mindestens von der Farbe des umgebenden Haares verschieden sind, und sich wie glattgekämmt von den Backen nach hinten ziehen, so daß sie die Ohren bedecken. Bei den Makaks sind diese Backenbärte sehr stark vorhanden, aber von gleicher Farbe wie das übrige Haar, und stehen, statt glatt an die Backen anzuliegen, buschig

* Seit diese Stelle geschrieben ist, hat der Verfasser Gelegenheit gehabt, das Originalexemplar des Atys, welches noch in dem Museum des **Jardin des Plantes** aufbewahrt wird, zu untersuchen. Es ist eine Albinovarietät nicht des gemeinen Makak, sondern des Bhunder **(P. Rhesus)**, wie sich aus dem kurzen, haarigen Schwanze und der Bezeichnung Indiens als Heimath auf dem angehängten Zettel ergibt.

hervor, so daß sie den scheinbaren Umfang des Kopfes stark vergrößern und dem Thiere ein eigenthümlich groteskes Aussehen verleihen.

Dieses Kennzeichen wird im Allgemeinen genügen, den Cercopithecus cynomolgus zu unterscheiden; die unfehlbarste Diagnose aber zur Erkennung der Meerkatzen ist in diesem wie in allen andern Fällen der jeder Species eigenthümliche Gesichtsausdruck, der, wie sehr er sich auch in einzelnen Fällen modifiziren mag, doch stets vollkommen charakteristisch ist. Zwar kann eine Bekanntschaft mit diesem Kennzeichen nur durch Beobachtung und Studium der lebenden Thiere, oder mit Beihülfe solcher Zeichnungen, wie sie nur ein Harvey oder Landseer liefern können, erlangt werden; ist diese Kenntniß aber einmal erlangt, so wird es später unmöglich, das Thier zu vergessen, oder dasselbe mit irgend einer anderen Species zu verwechseln. Der Leser möge die verschiedenen Abbildungen vergleichen, welche der ausgezeichnete Griffel des ersterwähnten Künstlers zur Illustration des vorliegenden Werkes geliefert hat, und die meistentheils von lebenden Thieren genommen sind, er möge z. B. den Hutaffen des gegenwärtigen Artikels, mit dem grünen des folgenden zusamenhalten, und er wird sogleich die Wichtigkeit des Kennzeichens, auf welches wir uns beziehen, und die jedem der beiden eigenthümlichen Gesichtszüge erkennen. Es ist ferner eine unbezweifelte Thatsache, daß dieser Ausdruck des Gesichts der Gemüthsart jeder Species entspricht, und dieselbe so deutlich anzeigt, als es bei den verschiedenen Menschenracen der Fall ist, und selbst Lavater hätte mit Nutzen die Verbindung zwischen dem Gesicht und dem Charakter der verschiedenen Affen studiren können.

Der Makak wird oft nach Europa gebracht und ist in unsern Menagerien sehr gemein. In der Jugend ist er sanft genug und ebenso lebhaft wie die Mehrzahl seiner Verwandten, die alten Männchen aber werden mürrisch, stöckisch und bösartig. Diese Species vermehrt sich zuweilen in der Gefangenschaft, was sowohl in der französischen Nationalmenagerie, als in der der zoologischen Gesellschaft vorgekommen ist; aber die Mutter verließ in allen diesen Fällen stets ihr Junges, so daß der stärkste Instinkt der Natur den widernatürlichen Umständen, worin sich das Thier befand, zu weichen schien; vielleicht ist aber auch die Mutterliebe bei dem vorliegenden Thiere nie sehr stark, da andere Species, wie z. B. der Bhunder, nicht nur Junge geworfen, sondern auch dieselben mit einer Liebe und Sorgsamkeit gesäugt haben, die wirklich wunderbar war. Der junge Makak ist zuerst schwarz,

und erhält die Farben der Erwachsenen seiner Art erst zur Zeit des Haarwechsels; das Gesicht ist jedoch wie bei den alten Thieren schwarzgelb, und zwischen den Augen befindet sich ein bemerkbarer weißer Fleck, der nie ganz verschwindet, obgleich er mit dem Alter des Thierer dunkler wird. Der bereits als ein Bewohner derselben Länder, wie der gemeine Makak erwähnte Cercopithecus carbonarius ist diesem an Gestalt und Farbe so ähnlich, daß er, außer durch sein schwarzes Gesicht, kaum von demselben unterschieden werden kann. Er ist dessenungeachtet eine ganz verschiedene, wenn auch gewiß sehr nahe verwandte Species, wie sich aus der bereits erwähnten, unfehlbaren Probe, dem Gesichtsausdruck, ergibt. Diese Species wird jedoch nicht so häufig nach Europa gebracht, und wir haben nie Gelegenheit gehabt, mehr als zwei Exemplare davon zu sehen.

Die weißlidigen Meerkatzen.

Drei verschiedene Arten von Cerkopitheken führen den gemeinschaftlichen Namen der weißlidigen Meerkatzen. Obgleich sich dieselben in keiner wesentlichen Eigenschaft von ihren afrikanischen Verwandten unterscheiden, stehen sie dennoch den eben beschriebenen asiatischen Species durch die Gegenwart des überzähligen Höckers auf dem letzten unteren Backenzahne näher, welcher bei einer von ihnen entdeckt worden ist und sich wahrscheinlich auf alle drei erstreckt, sowie durch die Natur des Pelzes der fast einfarbig und nicht geringelt ist. Zwei von diesen Thieren Cercopithecus Æthiops und Cercopithecus fuliginosus wurden zuerst von Buffon beschrieben, der sie jedoch unter dem gemeinschaftlichen Namen Mangabey zusammenwarf, weil er glaubte, daß die Species mit dem Halsbande eine bloße Varietät des gemeinen weißlidigen Affen sei, mit welchem sie in der That in vielen der hervorstechendsten Details ihrer äußern Form und besonders in der schneeweißen Farbe der obern Augenlider übereinstimmt, welches Kennzeichen sich fast nur auf die Cerkopitheken der vorliegenden Species beschränkt und wodurch sich dieselben zu allen Zeiten leicht von den übrigen Meerkatzen unterscheiden lassen. Die dritte dem Cercopithecus fuliginosus, oder dem gemeinen weißlidigen Affen noch näher stehende Species wurde von Kuhl in dem Leydener Museum unter dem Namen C. lunulatus unterschieden, ist aber, so viel wir wissen, von ihm weder beschrieben, noch selbst von späteren Schriftstellern erwähnt worden. Alle drei sind Bewohner der Westküste von Afrika, des Hauptquartieres des Genus Cercopithecus; zwar sollte nach Buffon der gemeine weißlidige Affe

von Madagaskar gebracht worden sein, weßhalb er denselben auch nach dem Namen einer Provinz im Innern dieser Insel Mangabey nannte; es waltet hier aber unstreitig ein Irrthum ob. F. Cuvier hat klar bewiesen, daß der Wohnort dieser und der nachfolgenden Art Westafrika ist. Der Affe mit dem Halsbande ist nach seinem Linné'schen Namen, Æthiops, allgemein für einen Bewohner der südlich und südwestlich von Aegypten gelegenen Länder gehalten worden, obgleich ihm dieser Name in der Wirklichkeit nicht seiner Heimath wegen, sondern um seine tiefbraune Farbe zu bezeichnen beigelegt worden ist. Wir wissen außerdem, daß er nicht in Aethiopien existirt, mindestens wird er weder von Rüppell noch Ehrenberg erwähnt, und es läßt sich kaum annehmen, daß er ein von diesen wissenschaftlichen Reisenden so sorgfältig untersuchtes Land bewohnen sollte, ohne zu ihrer Kenntniß gekommen zu sein.

Der eigentliche weißlidige Affe ist auf allen oberen Theilen des Körpers von gleichmäßiger, tief rauchblauer Farbe und an den untern aschigbraun; das Gesicht ist schwarzgelb mit dunkelbraunen Flecken über den Augen und auf der Nase, Schnauze und Backen; die Ohren, Handflächen und Sohlen sind tief und unvermischt braun; Kopf und Hinterhaupt sind noch dunkler als der übrige Körper, und der seiner ganzen Länge nach gleich dicke Schwanz gewöhnlich auf eine der vorliegenden Species eigenthümliche, nicht nur bei einzelnen Individuen, sondern bei allen Exemplaren bemerkte Weise über den Körper zurückgewendet. Mit dieser Species nahe verwandt, und, wie es scheint, von allen übrigen Beobachtern mit derselben verwechselt, ist Kuhls Cercopithecus lunulatus. Derselbe ist jedoch eine besondere Species, die mit dem gemeinen Mangabey die gleiche Aehnlichkeit besitzt, wie der Cercopithecus pileatus des letzten Artikels mit dem Cercopithecus radiatus oder der schwarzgesichtige mit dem gemeinen Makak. Wir haben in den Surrey Zoological Gardens vier lebende Individuen und in dem Leydener Museum ausgestopfte Exemplare gesehen, wo dieselben mit dem hier gegebenen und Kuhl zugeschriebenen Namen versehen sind, obgleich sich in den Beiträgen zur Zoologie dieses Verfassers keine Anspielung auf diese Species findet, und dieselbe auch überhaupt noch nicht beschrieben zu sein scheint. Sie unterscheidet sich von dem Cercopithecus fuliginosus durch ihre hellere oder mehr aschgraue Farbe; Gesicht und Ohren sind statt dunkelbraun von bleiartiger Fleischfarbe, und auf dem Scheitel befindet sich ein auffallender weißer Fleck, der bei allen von uns gesehenen Exemplaren vorhanden ist, und wahrscheinlich den Namen Lunulatus veranlaßt hat, ob-

gleich derselbe dieses Kennzeichen nicht gerade deutlich beschreibt.



Fig. 13.

Der gekragte weißlidige Affe Cercopithecus æthiops hat den Rücken und die äußere Fläche der Glieder von gleicher dunkler nußbrauner Farbe wie der Cercopithecus fuliginosus, die indeß bei ihm von noch größerer Intensität ist. Die untere Fläche des Körpers ist aschig braun, Gesicht und Ohren schmutzig braun und die Verhältnisse der Glieder, sowie die weiße Farbe der Augenlider in jeder Hinsicht dem Cercopithecus fuliginosus gleich. Der Kopf ist aber schön dunkel kastanienbraun und der Hals von einem breiten und auffallenden Kragen von rein weißer Farbe umgeben, der sich auch über die Kehle und die Backen ausdehnt, und dem Thiere einen zu markirten Charakter gibt, als daß eine leichte Verwechslung desselben mit irgend einer andern Species möglich wäre. Der Pelz aller drei im gegenwärtigen Artikel beschriebenen Species ist von dem Rest ihrer Geschlechtsverwandten verschiedener Art, und nähert sich mehr dem Pelze der Semnopitheken und Coloben; er ist feiner und seidenartiger und statt, wie bei der Mehrzahl der Cerkopitheken auf jedem Haare mit Ringen von verschiedener Farbe versehen zu sein, der ganzen Länge nach von gleicher

Farbe; in dieser Beziehung gleichen die weißlidigen Affen den im letzten Artikel beschriebenen asiatischen Cerkopitheken, bei welchen, obgleich der Pelz noch theilweise geringelt ist, dieses Merkmal doch keineswegs so auffällt, wie bei den übrigen Gliedern der Gattung. Ob die weißlidigen Affen durch den gemeinschaftlichen Besitz des fünften Höckers auf dem letzten Backenzahne des Unterkiefers mit jenen noch näher verwandt sind, ist bis jetzt noch nicht gewiß bekannt, indessen existirt derselbe bei dem gemeinen Mangabey und wird sich wahrscheinlich auch bei den beiden andern Species finden.

Diese Thiere sind, besonders der Cercopithecus fuliginosus, in unseren Menagerien und Thiersammlungen nicht selten; sie sind im Allgemeinen gelehrig und gutartig, und der Erziehung zugänglicher als die meisten übrigen Species der andern Cerkopitheken. Ein Exemplar des gemeinen Mangabey, welches Jahre lang in den Zoological Gardens lebte, war ungewöhnlich sanft und intelligent; es war ein lebhafter, grimassirender, gutlauniger Bursche und ein höchst zudringlicher Bettler, der aber statt die Beiträge seiner Besuche, wie die Mehrzahl der Affen gewaltsam oder zornig an sich zu reißen, dieselben durch Springen, Tanzen und hundert andere belustigende Streiche erbat. Er ließ sich sehr gern schmeicheln, und pflegte die Hände seiner Freunde mit großer Gesetztheit und Zartheit zu untersuchen, wobei er die kleinen Haare herauszureißen versuchte und seine Zufriedenheit durch Schmatzen mit den Lippen und ein leises unterdrücktes Grunzen anzeigte. Viele andere Exemplare, die wir seit der Zeit beobachtet haben, besaßen dieselbe Gewohnheit, die in der That für die Species charakteristisch zu sein scheint, obgleich wir keinen denselben Grad von Intelligenz wie das hier erwähnte Exemplar zeigen sahen. Es starb im Winter vor zwei oder drei Jahren und bei seiner Sektion wurde die Beobachtung in Betreff des Vorhandenseins des fünften Höckers auf dem letzten untern Backenzahn gemacht, indem sie die einzige bis dahin für die Cerkopitheken eigenthümliche oder dieselbe unterscheidend gehaltene Diagnose zerstörte, und zugleich die einzige wahrnehmbare Demarkationslinie zwischen diesen Thieren und den bisher in das willkürliche Genus Macacus eingeschlossenen entfernte, und es nöthig machte, die wahren Grenzen dieser Gruppen in wichtigeren und einflußreicheren Kennzeichen zu suchen. Die lebenden Exemplare von Cercopithecus lunulatus, welche wir in den Zoological Gardens sahen, waren ebenso lebhaft und gutartig als der gemeine Mangabey, schienen aber weniger gelehrig und zutraulich zu sein; dieselben nahmen in Gemeinschaft mit einer Anzahl anderer Meerkatzen verschiedener Species einen großen

Käfig ein, unter den übrigen befand sich ein munterer junger Callitrix oder grüner Affe, der einen Streich auszuüben pflegte, welcher Erwähnung verdient, da wir ihn später häufig von Individuen der gleichen Species wiederholen gesehen haben. Derselbe pflegte, wenn er seine Genossen zum Spielen verleiten wollte, sich hinter einen derselben zu stehlen, ihm einen fühlbaren doch sanften Schlag mit der Hand zu geben, und von seinem Spielkameraden verfolgt, nach einer entfernten Seite des Käfigs zu fliehen; letzterer setzte die Verfolgung in allen Richtungen fort, bis es ihm gelungen war, den Callitrix zu berühren, darauf wurde der Verfolger wieder zum Verfolgten, und so dauerte das Spiel fort, gerade wie wir es mehr als tausendmal an Kindern gesehen haben. Dieser Umstand ist uns oft aufgefallen, und die sich hier zeigende Gleichartigkeit der Verstandes-Erscheinungen zwischen diesen Thieren und den Kindern ist merkwürdig und interessant, und wir fühlen uns oft versucht, zu fragen, ob das Verstandesprinzip wirklich so gleichartig gebildet ist, daß selbst, so weit es ihr organischer Bau gestattet, die Belustigungen der niederen Thiere den unsrigen gleich sind.

Zehntes Kapitel.

Der Callitrix (Cercopithecus sabaeus).

Der die Buntfarbigkeit und Schönheit des Pelzes bezeichnende Name Callitrix wurde von den alten Griechen einer Meerkatzenart beigelegt, die bis jetzt noch nicht genügend bestimmt ist. Was das gegenwärtige Thier anbetrifft, so wurde demselben zuerst seine Benennung von Buffon gegeben und ist unstreitig ein falscher Name, da es nicht wahrscheinlich sein dürfte, daß die Alten mit einem nur am Senegal und den Inseln des grünen Vorgebirges vorkommenden Thiere bekannt gewesen sind. Der echte Callitrix war, wie in einem frühern Kapitel gezeigt wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach der Colobus guereza, ein Bewohner von Abyssinien, der sich ebenso durch die Reinheit und den Contrast seiner Farben, wie durch den Handelswerth seines schönen langen seidenartigen Pelzes auszeichnet. Wie dem auch sein mag, gegenwärtig ist der Name auf das Thier, welchen er hier beigelegt wird, beschränkt; es

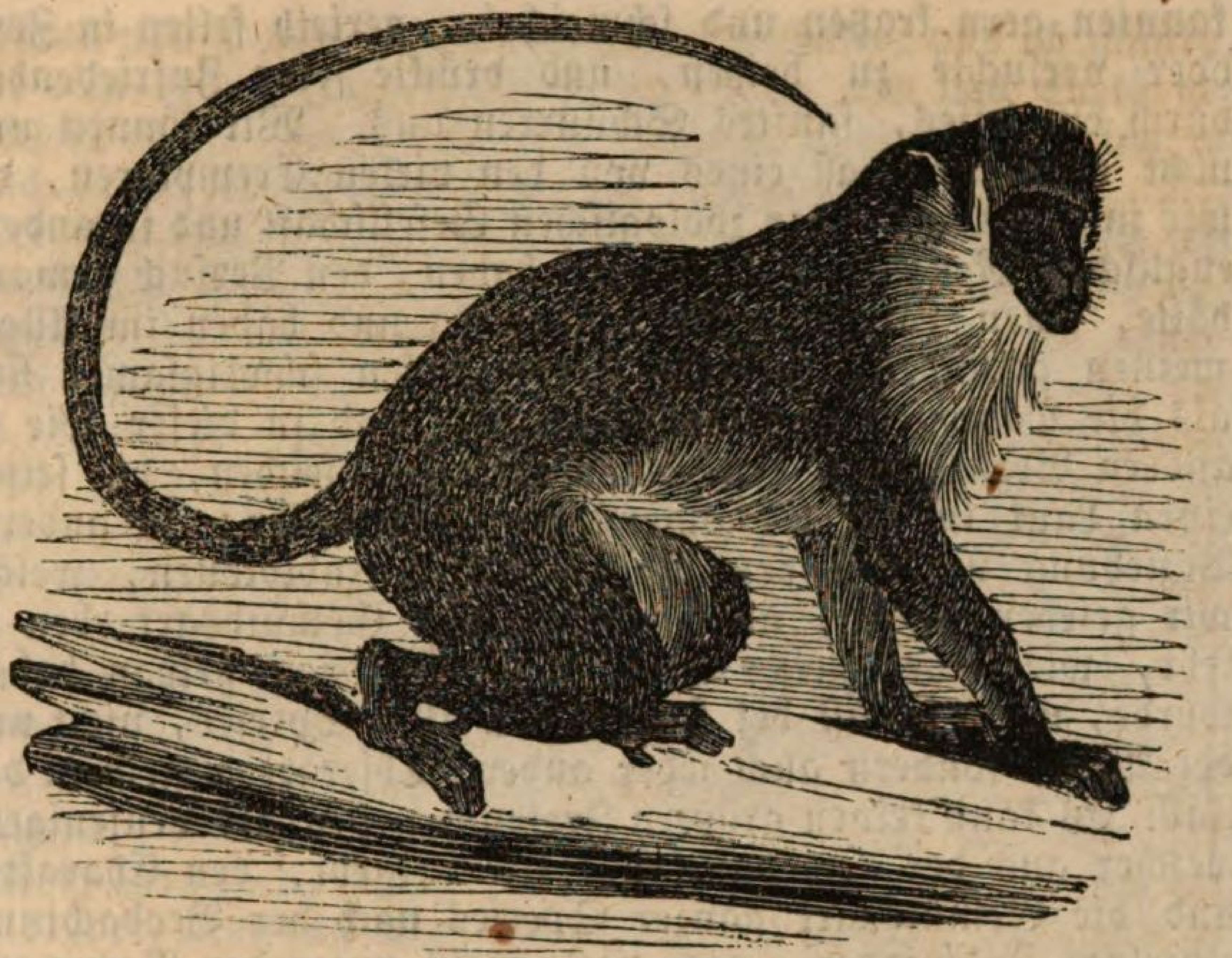


Fig. 14. Der Callitrix (Cercopithecus sabaeus).

ist eine der am häufigsten in Europa gesehenen Species und führt ohne Unterschied den Namen Callitrix, grüner Affe und Cap Verde-Affe; es ist eine hübsche Species von der ungefähren Größe einer starken Katze, aber im Alter höchst capriciös und unzuverlässig. Alle oberen und äußeren Theile des Körpers sind eine Mischung von sehr dunklem Grün und Braun mit einem dunkelgelben Schein, die unteren und inneren Theile hellgelb und die Backenbärte lang, stark und von schöner Orangefarbe. Gesicht, Ohren, Handflächen und Fußsohlen sind nackt und rein schwarz; Schwanz und Glieder lang und von gleicher Farbe mit dem Körper, nur mit einer etwas helleren Schattirung. Am Ende des Schwanzes befindet sich ein kleiner, nicht sehr auffallender Büsche von langem gelblichen Haar.

Diese in Menagerien und Thiersammlungen so häufig gesehene Thierspecies ist zu allen Zeiten lebhaft, beweglich und aufbrausend, in der Jugend munter und gutartig, aber im Alter ungelehrig, capriciös und boshaft; sie ist eine der ausdauerndsten von den Cerkopitheken und erträgt die Veränderungen unsers wechselvollen Klimas besser als die meisten andern Species, wird aber in Folge ihres ungelehrigen und unverläßigen Wesens mehr ihrer Farbe und Munterkeit, als ihrer gesellschaftlichen Eigenschaften wegen bewundert. Das von F. Cuvier beschriebene Individuum war, obgleich alt, doch sehr sanft und gutartig; es ließ sich von seinen Be-

kannten gern kratzen und schmeicheln, gerieth selten in Zorn oder versuchte zu beißen, und drückte seine Zufriedenheit durch ein leises, sanftes Schnurren aus. Wir können uns nicht erinnern, daß eines von den vielen Exemplaren, die wir in dem Garten der zoologischen Gesellschaft und in andern englischen Menagerien beobachtet haben, den Versuch gemacht hätte, einen Laut von sich zu geben, und haben im Allgemeinen gefunden, daß die Cerkopitheken schweigsamer sind als die Papionen und Cynocephalen, und in dieser wie in andern Beziehungen den Semnopitheken gleichen, die selten einen Laut in der Gefangenschaft hören lassen; in anderer Beziehung unterschieden sich die vielen Individuen, welche wir gesehen haben, an Charakter und Gemüthsart eben so sehr, wie eine gleiche Zahl von Menschen gethan haben würde, und dies ist bei Individuen aller Species, nicht nur bei Affen, sondern auch jeder andern Thierart allgemein der Fall. Es kann keinen größern Irrthum geben als denjenigen, welcher aus der gewöhnlichen Sitte entsteht, den Charakter und die Gemüthsart ganzer Species nach der Beobachtung einzelner Individuen, noch dazu meist unter der Natur zuwiderlaufenden Umständen oder vielleicht gar im Zustande der Krankheit, festzustellen. Der Charakter und die Gemüthsart der Thiere, sowie die Züge und der Ausdruck ihres Gesichts sind eben so verschiedenartig als die der Menschen, und wenn es uns nicht gelingt, die feineren Schattirungen wahrzunehmen, so ist der Grund dafür nicht im Nichtvorhandensein derselben, sondern im Mangel an genügender Gelegenheit zur Beobachtung und Untersuchung zu finden. Wer weiß nicht, daß jeder Hund, Pferd oder Ochs außer der hervorstechenden und allgemeinen Natur seiner Art einen ihm eigenen individuellen Charakter besitzt und sich in seinen socialen und moralischen Eigenschaften [illegible] anderen Individuen derselben Species unterscheidet. Der Schäfer ist bekanntlich im Stande, jedes Schaf seiner Heerde an dessen Gesichtsausdruck zu erkennen, und jener Irländer beging keinen Meineid, der die Identität seiner gestohlenen geschlachteten und abgeschabten Schweine nach ihrem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke beschwor.

Die Gewohnheiten und Sitten des Callitrix im Naturzustande sind uns nur aus folgender interessanten Stelle in Adamsons Reisen in Senegambien bekannt. Nachdem er erzählt hat, daß die Bäume voll von grünen Meerkatzen waren, und so die Species, von welcher er spricht, mit der uns gegenwärtig vorliegenden identifizirt, fährt er fort: „Was mich aber am meisten verwunderte, war die Affenjagd, die ich sechs Meilen diesseits Podor auf den Dünen im

Süden von Donai, sonst Coq genannt, hatte, und ich glaube, nie eine bessere Jagd gehalten zu haben. Da das Schiff genöthigt war, einen Morgen dort zu verweilen, ging ich ans Land, um mich mit meiner Flinte zu unterhalten. Der Ort war sehr holzig und voll von grünen Affen, die ich nur durch ihr Abbrechen der Zweige und Baumwipfel und das Herunterwerfen derselben auf mich wahrnahm, denn außerdem waren sie so still und behend in ihren Streichen, daß es schwierig gewesen sein würde, dieselben zu erkennen. Hier blieb ich und tödtete zwei bis drei von ihnen, ehe die andern sehr erschreckt schienen; als diese jedoch fanden, daß sie verwundet wurden, fingen sie an, sich nach Schutz umzusehen, einige, indem sie sich hinter die stärkeren Aeste verbargen, andere dadurch, daß sie auf die Erde herabkamen, andere endlich, und diese waren die Mehrzahl, durch Springen von einem Baume auf den andern; nichts konnte unterhaltender sein, als wenn mehre von ihnen auf den nämlichen Zweig sprangen, dieser sich dann unter ihrem Gewichte bog und der hinterste auf den Boden herabfiel, während die übrigen fortfuhren, das Weite zu suchen, und andere noch in der Luft aufgehangen blieben. Ich fuhr fort, nach ihnen zu schießen, und obgleich ich mindestens dreiundzwanzig in weniger als einer halben Stunde und auf einem Raume von zwanzig Klafter tödtete, so schrie doch nicht ein einziger von ihnen, trotz dem, daß sie sich zu Gesellschaften vereinigten, die Stirne runzelten, die Zähne fletschten und mich angreifen zu wollen schienen."

Der Tota oder Grivet, Cercopithecus griseus, ist eine mit dem Callitrix nahe verwandte, von demselben aber durch die hellere graue oder Aschfarbe seiner oberen Theile, das reinere Weiß der Backenseiten und die hellorange Zeichnung welche von der Schwanzwurzel zwischen den Schenkeln nach vornen geht, leicht unterschiedene Species. Die nackten Theile des Gesichts und der Hände sind ebenfalls mehr braun als schwarz, über die Stirne geht ein weißes Band weg, die Schenkel und Arme sind von viel weißerer Farbe als der übrige Körper, und das Scrotum von schöner, heller Verdigris-Farbe; sie ist in dieser Beziehung dem Callitrix ähnlich, unterscheidet sich aber wesentlich von den drei folgenden Arten, bei denen das Scrotum tief Indigoblau ist, wodurch sich, wie bereits bemerkt wurde, die Thiere leicht erkennen lassen, und was mit nur gewöhnlicher Aufmerksamkeit selbst an Häuten und ausgestopften Exemplaren wahrgenommen werden kann. Der Grivet ist in Nubien einheimisch, wo er von Caillaud beobachtet wurde, und wie wir von Dr. Rüppell erfahren, auch in Senaar, Kordofan

und den unteren Provinzen von Abyssinien. In letzterem Lande wird er Tota genannt, in Senaar und Aegypten, wo er häufig in den Häusern der Eingeborenen gehalten wird, heißt er Abellan. Salt sagt, daß Tota der amharische Name ist, das Thier in der Tigréſprache Alesteo genannt wird und eine kleine Species mit schwarzem Gesichte ist, während Bruce den Tota als einen kleinen, schönen, grünen, langschwänzigen Affen beschreibt und berichtet, daß alle Kornpflanzungen um Deber sehr davon leiden. Er wird nicht unhäufig in Handelsschiffen von Alexandrien und der Levante nach Europa gebracht; in Unterägypten kommt er oftmals mit den Handels- oder Pilgerkaravanen aus den innern und entfernten Theilen Afrika's, die jährlich Kairo auf ihrem Wege nach dem Tempel des Propheten zu Mekka berühren. In der Gefangenschaft unterscheiden sich seine Sitten in keiner Hinsicht von denen, welche wir bereits als den größern Cerkopitheken der vorliegenden Sektion gemeinschaftlich beschrieben haben. Es ist seiner Gutartigkeit nicht immer zu trauen, und obgleich die Weibchen und Jungen gewöhnlich scherzliebend und gutmüthig sind, so werden die erwachsenen Männchen doch gewöhnlich capriciös und boshaft. Dies mindestens ist der Charakter, welchen F. Cuvier, der sie zuerst beschrieben hat, an den verschiedenen Exemplaren dieser Species, welche er in der Menagerie des Jardin des Plantes beobachtete, fand; und die wenigen Exemplare, welche wir selbst in England gesehen haben, denn diese Species wird nicht so häufig nach Europa gebracht als einige andere Affen, zeigten in dieser Beziehung keinen Unterschied.

Eine andere dem Callitrix nahe verwandten Species ist F. Cuviers Vervet, Cercopithecus pygerythrus. Seine Farben sind eine genaue Mischung von Grau, Braun und Grün, wodurch ein dunkles Grünlichgrau auf den oberen und äußeren Theilen des Körpers entsteht, und unvermischtes Weiß an den Backenbärten und unteren Theilen; eine weiße Linie geht wie ein Reif über die Stirne weg, und die Füße, Hände, und das letzte Drittel des Schwanzes von intensiver schwarzer Färbung, die ein dem Vervet unter den Affen des gegenwärtigen Abschnittes eigenthümliches Merkmal bildet, wodurch er sich von den verwandten Species leicht unterscheidet. Das Gesicht und die übrigen nackten Theile sind dunkelbraun, das Scrotum, wie bei dem Tota, vom reinsten Verdigris, und ein kleiner, tiefrother Büschel bezeichnet die Lage des Afters nebst der Schwanzwurzel und gibt, obgleich nur sichtbar, wenn der Schwanz erhoben ist, dem Thiere seine specifische Benennung. Die allgemeine Färbung des Oberkörpers dieser Species ist dasselbe intensive

Bräunlichgrün wie beim Callitrix, doch von jenem Thiere durch das reine Weiß der untern Theile und die schwarzen Pfoten und Schwanz verschieden. Von dem Tota unterscheidet er sich durch die dunklere Färbung und die schwarzen Extremitäten, obgleich er sich in anderer Hinsicht dieser Species mehr nähert, als der Callitrix. Der Vervet bewohnt die südlichen Länder von Afrika; er ist der einzige Cerkopithek oder selbst, mit Ausnahme des Chacma (Cynocephalus porcarius), das einzige vierhändige Thier südlich vom Wendekreis des Steinbocks. In den Wäldern der ganzen Capkolonie, besonders der Seeküste entlang von der Capstadt bis zur Algoabai und von da über das ganze Kafferland und Natal ist diese Species ungemein häufig. Diese Meerkatze wird oft von Barrow, Lichtenstein, Thunberg und andern Reisenden in jenem Lande erwähnt, und Patterson erzählt, daß sie sich besonders von dem arabischen Gummi nährt, welches von der Acacia nilotica und anderen Species derselben Gattung ausschwitzt, die in Südafrika sehr häufig sind, und von den holländischen Kolonisten, weil sie auch dem Rhinoceros und der Giraffe Nahrung liefern, Rhinosterbosh und Camel-doorn genannt werden. Obgleich diese Species in einer der nächsten und am häufigsten besuchten brittischen Kolonien so gemein ist, wird sie doch selten lebend nach England gebracht, und wir können uns nicht erinnern, innerhalb der letzten zehn Jahre mehr als drei bis vier Exemplare in Menagerien gesehen zu haben. Die Sitten und das Wesen derselben sind in jeder Hinsicht denen des Callitrix ähnlich, welchem sie auch in der Größe und den Proportionen des Körpers und der Extremitäten gleicht.

Oberstlieutenant Sykes brachte vor einigen Jahren bei seiner Rückkehr aus Indien eine neue Cerkopithekenspecies von Bombay mit, wohin dieselbe ursprünglich von Madagaskar gekommen sein soll und welche lange Zeit in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft lebend blieb. Sie wurde später von Herrn Sykes in den Verhandlungen jener Gesellschaft für 1831 beschrieben und ist als die größte bekannte Species des Genus merkwürdig. Dieses Thier ähnelt in seinen Proportionen und der allgemeinen Vertheilung seiner Formen der uns gegenwärtig vorliegenden Gruppe und ist in jeder Hinsicht ein wahrer Cerkopithek, denn obgleich der erste Beschreiber desselben ursprünglich geneigt war, es für einen Semnopitheken zu halten, so bewies doch die spätere Sektion des Thieres, daß es dem vorliegenden Genus angehörte. Folgendes ist Oberst Sykes' Beschreibung.

„Seine Hundszähne sind bedeutend lang, dünn und scharf, die Schneidezähne sehr kurz und eben; der Kopf ist

gerundet und kurz, die Ohren sehr klein, fast rund und größtentheils unter dem langen Kopfhaar verborgen; die Augen sitzen tief und sind durch einen fortlaufenden Bogen von langem vorwärtsgerichteten Haar überschattet; die Iris ist breit und von brauner Ockerfarbe. Das Haar bildet auf jedem Backen einen Bärten gleichenden Büschel; sonst ist kein Bart vorhanden. Die Backentaschen sind nur rudimentär (?) und äußerlich nicht bemerkbar, da sie, selbst wenn sie gefüllt sind, von dem langen Haar der Backen verdeckt werden. Die Daumen der Vorderhände sind kurz und abstehend, die der Hinterhände lang. Der ganze obere Theil des Körpers ist von gefleckter, schwarzer und geblicher Ockerfarbe; jedes Haar schwarz und ockerfarbig bandirt, das Schwarz auf den Schultern und der Ocker auf dem Rücken und den Seiten überwiegend, die unteren Flächen sind weiß und schwarz melirt, die Vorderglieder ganz schwarz und die hintern ebenso, mit einem geringen Theil der Rückenfarbe, Kinn und Kehle sind rein weiß, der Schwanz um die Hälfte länger als der Körper und schwarz.

„Die Sitten dieser Meerkatze," fährt Oberst Sykes fort, „sind ernst und gesetzt, ihr Temperament ist sanft, aber nicht zutraulich; frei von jener capriciösen Petulanz und dem boshaften Aufbrausen, welches so viele afrikanische Species charakterisirt, jedoch schlechte Behandlung rächend und ihre Rache durch starke Schläge mit den Vorderhänden kundgebend. Am Bord des Schiffes biß sie keinen Menschen, zerfleischte aber drei andere Affen so ernsthaft, daß zwei von ihnen an den Wunden starben. Sie aß gern Fleisch und nagte einen Knochen ab, selbst wenn sie mit Gemüsen und getrockneten Früchten reichlich versehen wurde." Dieser Bericht stimmt vollkommen mit unseren eigenen Beobachtungen desselben Individuums, so lange es sich im Besitz der zoologischen Gesellschaft befand, überein; es hatte eine Gesetztheit in seinem Benehmen, die in der That dem Temperament der Semnopitheken mehr glich als dem der afrikanischen Meerkatzen, und nicht nur weniger hastig und neugierig, sondern auch nicht so erzürnbar und boshaft war als das seiner übrigen Gattungsverwandten. Wir haben ein zweites Individuum in einer reisenden Menagerie gesehen, welches die gleiche heftige Antipathie gegen andere Affen kundgab, die Oberst Sykes von seinem Exemplare berichtet hat. Es stürzte selbst auf eine ausgestopfte Haut los, welche sein Eigenthümer ihm zuwarf, und schüttelte sie mit all dem Haß und Zorn eines Terriers (Rattenfängers) gegen eine Ratte. In anderer Beziehung und gegen seinen Herrn, sowie die Besucher schien es ebenso gelehrig und gutartig zu sein, als das von Oberst

Sykes beobachtete Individuum, was unstreitig der natürliche Charakter der Species ist. Die genaue Heimath dieser Art ist nicht mit Bestimmtheit bekannt; Oberst Sykes' Exemplar sollte von Madagaskar nach Bombay gebracht worden sein; dies mag wohl der Fall sein, wir besitzen aber keine gewisse Nachricht darüber, ob irgend eine Species von den echten Meerkatzen diese große, in ihren Säugethierprodukten, besonders was die Quadrumanen anlangt, so merkwürdige und exclusive Insel bewohnt, und halten es nicht für unwahrscheinlich, daß das Thier einer der Affen ist, welche die Ostküste von Afrika bewohnen sollen, oder vielleicht die in Priors Reise als ein Bewohner der Insel Johanna erwähnte gemeine Affenart sein mag; eine Vermuthung, die durch die Thatsache, daß die Bombayer Handelsschiffe häufig die Sechellen und sehr selten Mauritius berühren, einige Unterstützung erhält, von welcher letzteren Insel es vielleicht auch, wenn es ein Bewohner des benachbarten Madagaskar wäre, seinen Weg häufiger zu uns finden würde.

Die letzte Species der vorliegenden Gruppe von Cerkopitheken, welche wir berücksichtigen werden, vorzüglich, um die Verwirrung aufzulichten, welche in neuerer Zeit sich unter ihre Synonymen eingeschlichen hat, ist das Thier, welches Buffon, Scopoli, F. Cuvier und Andere unter dem Namen Malbrouk beschrieben und abgebildet haben. Diese Species wurde zuerst unter diesem Namen von Buffon und Daubenton beschrieben und abgebildet und in die Verzeichnisse der systematischen Schriftsteller unter dem specifischen Namen Simia faunus, sowie später von Scopoli unter dem Namen Simia cynosurus aufgenommen. Bei der Bildung der französischen Schule der Zoologie, als Baron Cuvier, Geoffroy St. Hilaire und andere ausgezeichnete Naturforscher sich die Aufgabe stellten, die Irrthümer und Verwirrung, welche Gmelin und andere Compilatoren in das Systema naturae gebracht hatten, zu reformiren, wurden Buffons und Scopoli's Beschreibungen gehörigerweise auf dieselbe Species bezogen und mit Linné's Cercopithecus faunus vereint. Es scheint jedoch nicht, daß diese Zoologen Gelegenheit hatten, das lebende Thier zu untersuchen; es wurden aber später Exemplare von F. Cuvier erlangt und abgebildet, der dieselben ausdrücklich mit dem Malbrouk Buffons und dem Cercopithecus faunus der systematischen Schriftsteller vereinigte. Das Thier wird indessen nicht so häufig nach England gebracht als einige andere Species, und seine Unterscheidungszeichen waren deßwegen weniger allgemein bekannt als die der meisten anderen Cerkopitheken, bis die Ankunft eines Exemplars in den Gärten der zoologischen Gesellschaft vor

einigen Jahren den brittischen Zoologen die Mittel bot, dasselbe mit anderen nahverwandten Species zu vergleichen, um auf diese Art mit seinen Unterscheidungszeichen bekannt zu werden. Das fragliche Exemplar wurde zuerst von Bennett für ganz neu gehalten, aber seine Identität mit dem echten Malbrouk wurde demselben nachgewiesen, als er es als eine unbeschriebene Species berücksichtigen wollte; — er hat es dessenungeachtet in den Verhandlungen der Gesellschaft unter einem neuen Namen beschrieben, was große Verwirrung in die Synonymen der Species gebracht hat und wozu Bennett durch die irrthümliche Betrachtung von Buffons Thier als eine von der später von Cuvier abgebildeten verschiedene Species verleitet worden zu sein scheint. Wäre dies jedoch selbst der Fall gewesen, so würde das Geeignetste und Beste gewesen sein, Buffons Thiere den specifischen Namen Cercopithecus faunus zu belassen, der ihm von allen früheren Schriftstellern gegeben worden war, und der neuen Species, deren Verwechslung mit derselben durch F. Cuvier er vermuthete, einen neuen Namen beizulegen, statt den Irrthum dieses Zoologen zu sanktioniren und sowohl den gewöhnlichen als den specifischen Namen des echten Malbrouk auf ein Thier überzutragen, welches dazu kein Recht hatte. Dies hieß die Confusion noch schlimmer machen; die Wahrheit ist aber, daß Bennett in dieser Beziehung sich ganz und gar irrte und folglich sein Name Tephrops wegfallen muß. Ueber Cuviers Identifikation seines Thieres mit dem Buffons und Daubentons kann nicht der geringste Zweifel walten; wir selbst haben die in dem Pariser Museum aufgestellten Originalexemplare untersucht und sind vollkommen überzeugt von ihrer specifischen Identität mit dem von Herrn Bennett beschriebenen Thiere. Die Namen Cynosurus und Tephrops müssen demnach beide unterdrückt und nur die ursprüngliche Benennung Cercopithecus faunus beibehalten werden.

Die oberen Theile des Körpers dieser Species sind ebenso grün, gelb und braun melirt wie bei dem gemeinen Callitrix; die unteren Theile aber sind graulichweiß und ein Band von gleicher Farbe geht über die Augen weg und breitet sich auf den Backen in starken Bärten aus. Der Raum um die Augen, die Nase und Lippen sind von bleiiger Fleischfarbe, die Augen groß und dunkel, und der ganze Gesichtsausdruck milder und offener als wir uns bei irgend einer anderen Meerkatzenart gesehen zu haben erinnern können. Der Charakter des Thieres entspricht jedoch diesen günstigen Anzeichen nicht ganz; es ist ruhig, umsichtig und unthätig, aber der Zutraulichkeit abgeneigt und stets bereit, das geringste Eingreifen in seine Rechte zu rächen. Dies mindestens war der Charakter des

zuerst in den Gärten der zoologischen Gesellschaft beobachteten Thieres, und andere Exemplare, die wir später gesehen haben, zeigten keine Verschiedenheit. Selbst die Jungen scheinen zu der Schwatzhaftigkeit und Neugier einiger anderer Affen wenig geneigt zu sein, und man sieht sie meist in einem Winkel ihres Käfigs oder auf der Stange sitzen, wobei sie sich um das, was in ihrer Nähe vorgeht, wenig kümmern. Werden sie jedoch gestört oder gereizt, so werfen sie bald ihre frühere Apathie ab, und die Bosheit, womit sie dem Angreifer zu schaden suchen, steht in merkwürdigem Contrast mit der auf ihrem Gesicht ausgeprägten Milde und Sanftmuth. Der von F. Cuvier abgebildete Malbrouk dagegen zeigte sehr verschiedenen Charakter und Gemüthsart. Kein Thier konnte thätiger und rastloser sein, er war stets in Bewegung und spielte tausend verschiedene Streiche; er war ungemein erzürnbar und wartete stets die Gelegenheit ab, seine Angriffe zu machen, wenn sein Gegner nicht auf der Hut war, oder seine Aufmerksamkeit irgend wo anders hin gerichtet hatte. Er sprang sodann plötzlich auf jenen zu, biß oder kratzte ihn heftig und zog sich eben so plötzlich aus dem Bereich der Züchtigung zurück, ohne jedoch jemals den Gegenstand seiner Rache aus dem Gesicht zu verlieren und nur, um den Angriff bei der ersten günstigen Gelegenheit zu wiederholen. Diejenigen, welche wir in den Gärten der zoologischen Gesellschaft gesehen haben, waren weniger boshaft. Einer besonders war, obgleich ausgewachsen und ein Männchen, ungemein sanft, und ließ sich sehr gern von den Besuchern kratzen und schmeicheln. Diese Species ist grauer als der Callitrix und brauner als der Grivet, und leicht an der helleren Farbe der Arme und Schenkel, die fast rein aschgrau und ohne Beimischung des Grün und Gelben sind, welche die obere Fläche des Körpers bedecken, zu erkennen. Die Backenbärte und unteren Theile des Körpers sind graulichweiß und das Scrotum von schöner Indigo- oder Lapislazuli-Farbe; das Hauptunterscheidungszeichen liegt jedoch in dem besonderen Ausdruck des Gesichts, welcher bereits beschrieben worden ist, und über den sich Keiner täuschen kann, der einmal eine gute Abbildung der Species gesehen hat. Kein Schriftsteller erwähnt die genaue Heimath dieser Species, und auch wir sind nicht im Stande gewesen, über diesen Punkt bei den zahlreichen Exemplaren, die wir gesehen haben, Auskunft zu erhalten. Buffon, der seinen Malbrouk mit dem Hutaffen verwechselte, gab an, daß er aus Indien komme, worin er jedoch sicherlich im Irrthum war; im Leydener Museum befinden sich indessen Exemplare, die von der

Küste von Guinea kommen sollen, und dies ist höchst wahrscheinlich die wahre Heimath derselben.

Der Patas oder Nisnas (Cercopithecus ruber).

Wir kommen jetzt zu einer Art, die noch immer dem Callitrix in ihrer vergleichsweise bedeutenden Größe und in den allgemeinen Proportionen ihrer Glieder gleicht, aber hinsichtlich der Farbe wesentlich verschieden ist, da ihre Haupttinten roth, oder röthlich braun, und ohne Beimischung jenes melirten Grau oder Grün sind, welches diese eben beschriebene Gruppe auszeichnet. In der vorliegenden Sektion befindet sich ein Thier, welches früher unter zwei specifischen Namen beschrieben wurde, da das Junge schon vor langer Zeit unter dem Namen Patas oder der rothe Affe von Buffon beschrieben, und das Erwachsene neuerlich aus dem Innern von Darfur und Kordofan durch die preußischen Reisenden Hemprich und Ehrenberg gebracht worden ist, und in dem Prachtwerke Symbola physica des letzteren Verfassers unter dem neuen Namen C. pyronotus abgebildet wurde.

Mit dieser Ausnahme ist, Dank der Sonderbarkeit und Pracht seiner Färbung, der rothe Affe C. ruber dem Schicksale vieler seiner Verwandten entgangen, und nie, soviel wir wissen, mit irgend einer andern Species von Cerkopitheken verwechselt worden. Es ist eine sehr schöne Species von der ungefähren Größe des Callitrix, aber mit runderem Kopf und kürzerem Gesicht, welche dieselbe gewissermaßen der letzten Unterabtheilung des gegenwärtigen Genus näher rücken, obgleich die höhere Entwickelung ihrer Muskelkraft, und ihr kühner, freiheitsliebender Charakter sie schicklicher mit dem Malbrouk und Tota verbinden. Alle oberen Theile des jungen Thieres sind von glänzend rehbrauner, oder hell sandrother Farbe, die auf den Armen und Schenkeln heller wird; Brust, Leib und innere Fläche der Extremitäten sind sehr hell grau, und der Schwanz ist von gleicher Farbe wie der Körper, nur heller gegen das Ende hin, als an der Wurzel. Das Gesicht ist von schmutziger Fleisch- oder Lohfarbe, die Nasenspitze mit sehr kurzem schwarzen Haar bedeckt, das sich wie ein kleiner Schnurrbart auf der Oberlippe fortsetzt, und über die Augen geht ein Band von gleicher Farbe weg, wie ein schwarzer Stirnreif. Die Ohren und nackten Theile der Hände und Füße sind von bleiiger Fleischfarbe und der Schwanz dem Körper an Länge so ziemlich gleich. Der Patas wird gelegentlich, obgleich nicht sehr häufig, in unseren Menagerien gezeigt. Er ist ein Bewohner von Senegambien, wo ihn die Neger Patas nennen, findet sich, wie wir

sogleich sehen werden, auch in Senaar und Kordofan, und erstreckt sich aller Wahrscheinlichkeit nach über ganz Central-Afrika.

In der Gefangenschaft ist der Patas beweglich und scherzliebend, aber mißtrauisch und wenig anhänglich. Mit der Intelligenz und dem Scharfsinn seiner übrigen Verwandten der gegenwärtigen Abtheilung verbindet er auch deren capriciöses und unbeständiges Temperament, und man sollte sich ihm nie ohne große Vorsicht nähern. Ueber seine Sitten im Naturzustande besitzen wir noch folgenden Bericht aus der Feder Brue's, eines alten französischen Reisenden, der früher mit Einrichtung des Gummihandels am Senegal und Gambia beschäftigt war, und zu diesem Zwecke den erst genannten Fluß häufig hinaufreiste. Auf einem dieser Ausflüge begegnete er dem Patas, den er als sehr neugierig und so glänzend roth beschreibt, daß er fast gemalt zu sein schien. „Ich habe diese Thiere, sagt er, von den Baumgipfeln auf die untern Zweige herabsteigen sehen, um unsere Boote, als wir unter ihnen vorüberkamen zu untersuchen und bewundern, und nachdem sie einige Zeit lang nach uns hingeschaut und anscheinend tief über ein so merkwürdiges Schauspiel nachgedacht hatten, zogen sie sich sogleich zurück, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen, die ihre Neugier auf dieselbe Weise befriedigen wollten. Nach einiger Zeit wurden sie kühner und begannen uns mit abgestorbenen Zweigen und anderen, nicht immer gerade anständigen Gegenständen zu werfen. Dieses Benehmen vergalten die Matrosen mit einigen Musketenschüssen, wodurch einige getödtet und andere schwer verwundet wurden. Sie wurden zwar durch unseren Angriff zuerst nur noch kühner, und erneuerten ihre Charge mit großem Geschrei und vieler Entschlossenheit; als sie aber endlich gewahr wurden, daß sich der Nachtheil augenscheinlich auf ihrer Seite befand, so machten sie sich schnell aus der Schußweite und betrachteten uns später aus einer sicherern Entfernung."

Der Nisnas oder C. Pyronotus Hemprichs und Ehrenbergs ist nur der erwachsene gemeine rothe Affe, wovon wir uns selbst durch Untersuchung von Exemplaren jeden Alters, sowohl vom Senegal wie von Aethiopien überzeugt haben. Er ist jedoch ein Thier, welches nicht geringes historisches Interesse von dem Umstande erhält, daß es zuweilen auf den Gräbern der alten Aegypter abgebildet ist. Der Nisnas, wie dieses Thier von den Arabern seiner Heimath genannt wird, erreicht eine ebenso bedeutende Größe, als irgend ein Cerkopithek; sein Gesicht ist tief schwarz, mit einem schwarzgelben Ring um die Augen und einigen wenigen

weißen Haaren auf der Nase; die Backenbärte sind groß, buschig und von rein weißer Farbe, der Rücken, die Seiten und oberen Theile des Körpers tief röthlichbraun, das sich auch noch über die Hälfte der Arme und Schenkel erstreckt, während der ganze übrige Theil der Glieder an der äußeren sowohl wie inneren Fläche von rein weißer Farbe ist. Auf der Stirne befindet sich ein dreieckiger Fleck von tieferem Ocker als die Grundfarbe des Körpers, und eben solche zu beiden Seiten der Schwanzwurzel; Sohlen, Handflächen, Finger- und Zehenspitzen sind schwarz, und das Scrotum von schöner, heller Verdigris-Farbe. Ehrenberg sagt, daß das erwachsene Männchen, wenn es sich in guter Gesundheit befindet, eine starke Mähne besitzt, die jedoch nicht in seiner Figur erscheint, da nach seinem eigenen Berichte das Exemplar von dem dieselbe genommen war, und welches er bei der Rückkehr von seinen afrikanischen Reisen lebendig nach Berlin gebracht hatte, sich lange in schlechter Gesundheit befunden, und die Mähne vor Anfertigung der Zeichnung verloren hatte. Wir haben jedoch verschiedene Exemplare dieses Thieres von beiden Geschlechtern aus Ost- und Westafrika, in Frankfurt und Paris gesehen, ohne diese Eigenschaft zu bemerken, und bezweifeln in der That sehr das Vorhandensein einer Mähne bei irgend einer Cerkopithekenspecies, mindestens in dem Sinne, welchen dieser Ausdruck in seiner Anwendung auf den Cynocephalus hamadryas und Papio gelada besitzt; wenn dieselbe aber wirklich bei dem Nisnas existirt, so wird dies als das dritte Beispiel einer solchen Zierde unter der sehr begrenzten Zahl der bekannten Aethiopien bewohnenden Affen, sehr interessant sein, und sich, so weit mindestens unsere Kenntnisse jetzt gehen, nur auf die Quadrumanen jenes Theils von Afrika beschränken.

Diese Species ist unstreitig der Cepus, welchen Aelian nach Pythagoras als einen Bewohner der an das rothe Meer grenzenden Länder beschreibt. Die dunkle Feuerfarbe des Kopfes und Rückens, und das reine Weiß der Backenbärte, des Leibes und der Extremitäten würden allein schon zur Identifikation genügend sein, wenn auch die detaillirte Beschreibung des alten Naturforschers, die genau und mehr ins Einzelne gehend ist als fast jeder andere Bericht, den uns die alten Schriftsteller über die von ihnen erwähnten Thiere hinterlassen haben, damit nicht in allen wesentlichen Einzelnheiten übereinstimmte. Es kommt in der That selten vor, daß wir ein Thier so genügend aus irgend einer alten Beschreibung erkennen können; hier aber sind Größe, Farben und Heimath zu genau angegeben, um eine Verwechslung zuzulassen, und Rüppells und Hemprichs Reisen haben uns

mit der Zoologie seiner heimischen Gegenden bekannt genug gemacht, um sicher zu sein, daß es in Aethiopien keine andere Affenart gibt, auf welche sich diese Beschreibung beziehen könnte.

Der Cepus, Cephus oder Cebus, wird von vielen alten klassischen Schriftstellern erwähnt, und die Identifikation der besonderen Species, auf welche sich dieselben bezogen, hat bei den neueren Naturforschern und Commentatoren zu vielen Conjekturen Anlaß gegeben. Baron Cuvier hat in den Noten zu einer französischen Ausgabe des Plinius, jedoch nicht mit großem Erfolg, zu zeigen versucht, daß sich diese Notizen auf drei verschiedene Species von Simien beziehen. Er nimmt an, daß Strabo's und Diodors Cepus sich auf den gemeinen äthiopischen Pavian, Cynocephalus sphinx, bezieht, während er den Cynocephalus hamadryas, eine andere, Aethiopien und Arabien bewohnende Pavianenart, mit dem unter demselben Namen von Agatharcides erwähnten, und den Cepus Aelians mit dem Patas oder rothen Affen vom Senegal identifizirt. Für diese Vermuthung läßt sich kein besserer Grund angeben, als die Conjektur des Verfassers, und dieser wird mindestens in einem Falle von Agatharcides selbst widersprochen, der apud Phocium den Cepus ausdrücklich von dem Cynocephalus unterscheidet. Der Cebus des Aristoteles scheint zwar in der That ein anderes Thier gewesen zu sein, wie wir bei Gelegenheit des Papio gelada zu zeigen versuchen werden; auf der andern Seite bezogen sich aber der Cepus, Cephus und Cebus der neueren Griechen und Römer höchst wahrscheinlich auf die gegenwärtige Species. Nach Aristoteles Zeiten nahmen die Ptolemäer den ägyptischen Thron bis zu der Zeit ein, wo Aegypten eine römische Provinz wurde. Die Schriftsteller jener Zeit hatten demnach bessere Gelegenheit zum Bekanntwerden mit den Produkten Aethiopiens, als ihre Vorgänger. Aelian gibt uns, wie wir gesehen haben, eine sehr leicht erkennbare Beschreibung des Thieres; Strabo berichtet, daß die Babylonier dasselbe in Gemeinschaft mit dem Cynocephalus oder Pavian anbeteten, und Juvenal theilt mit, daß dasselbe ein Gegenstand religiöser Verehrung bei den alten Aegyptern war. Hier scheinen sich jedoch diese beiden Schriftsteller zu irren. Zwar erscheint das Bild des Nisnas gelegentlich auf den Monumenten und Gräbern des alten Aegyptens, aber nur in Bezug auf profane Gegenstände, und nie als wesentlicher Theil ihrer religiösen Ceremonien, eine Stelle, welche der Pavian ausschließlich einnimmt. In dem Triumphzuge eines heimkehrenden Eroberers, auf einem von dem verstorbenen Herrn Salt entdeckten und bei Minutoli (Taf. 12, Fig. 9) abge-

bildeten Gemälde, erscheint ein Affe auf dem Rücken einer Giraffe oder eines Kamelopards reitend; dies sollte jedoch augenscheinlich nur die Lokalität des Landes oder Volkes, dessen Unterjochung der Triumphzug zu verewigen beabsichtigte, feststellen, und es ließen sich noch einige andere Beispiele von den Abbildungen von Affen auf Grabsteinen anführen, wie z. B. die von Denon (Taf. 97) dargestellte. Im königlichen Museum zu Berlin befindet sich eine sehr schöne Sculptur dieser Art, die in den Ruinen von Memphis gefunden wurde, und das Thier mit einem Riemen um den Leib gebunden, vorstellt, wie wir noch heutzutage gewöhnlich die Affen befestigt sehen, wodurch angezeigt wurde, daß es ein Hausthier und Liebling seines verstorbenen Herrn, dessen Grab es schmückte, war.

Der Nisnas ist von vielen modernen Schriftstellern seit Prosper Albinus Zeiten beschrieben oder erwähnt worden; man wußte aber vor den Reisen Hemprichs und Ehrenbergs nicht mit Bestimmtheit, daß er ein Bewohner des östlichen Afrika war. Aethiopische Exemplare werden selten oder niemals lebend zu uns gebracht, mindestens haben wir nie ein Individuum in unseren öffentlichen Menagerien, noch ausgestopfte Exemplare in dem brittischen Museum gesehen. Dr. Rüppell versichert, daß er nicht so häufig in Aegypten gezähmt wird, als der Tota oder C. griseus, womit ihn die ägyptischen Landleute unter dem gemeinschaftlichen Namen Abellan verwechseln; sein einheimischer Name in Kordofan ist, nach demselben Gewährsmann, Nango.

Cercopitheeus dilophos, pogonias, und Temminckii.

Die drei in der vorliegenden Abtheilung eingeschlossenen Meerkatzen bilden in mehrfacher Hinsicht Verbindungsglieder zwischen der zweiten und dritten Abtheilung der Cerkopitheken; sie gleichen dem Callitrix und seinen verwandten Arten in dem melirten oder geringelten Charakter des Pelzes, und der bedeutenden Größe, welche sie erlangen; stehen aber dem Mona, oder Nonnenaffen, und dem Diana durch ihre Sanftheit und Gelehrigkeit näher, und können schicklicherweise die Reihe beginnen, als deren Typen jene Species gewissermaßen anzunehmen sind. Erstere wurde von F. Cuvier nach dem lebenden Thiere, aber unter dem falschen Namen Diana, womit er dasselbe verwechselte, beschrieben und abgebildet; der hier beibehaltene Name Dilophos, ist der im Leydener Museum gegebene, wo wir Gelegenheit hatten, zwei schöne Exemplare zu untersuchen; die zweite Species

wurde vor einigen Jahren von Herrn Bennett nach einem Exemplare in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft beschrieben, und der dritte ist eine unbekannte Species, die wir in dem Museum des Pays Bas fanden, und vorschlagen, dem berühmten Direktor jenes Nationalinstituts als ein Zeichen der Achtung für die ausgezeichnete Stellung zu widmen, welche er unter den Jüngern der Naturwissenschaft einnimmt, und der Dankbarkeit für die Liberalität, womit er die Schätze der seiner Sorge anvertrauten prachtvollen Sammlung fremden Naturforschern öffnet.

Von dem Cercopithecus dilophos gibt F. Cuvier nach einem Exemplar, welches einige Jahre im Jardin des Plantes lebte, folgende Beschreibung: „Bei seiner Ankunft waren Kopf, Hals, Schultern, Ober- und Unterarme, Hände, Brust, Leib und Schwanz gleichmäßig schwarz, nur auf den unteren Theilen und einer bedeutenden Strecke des Schwanzes nicht so dunkel, als an den übrigen; Rücken und Seiten waren weiß und schwarz melirt, da jedes einzelne Haar mit diesen beiden Farben abwechselnd geringelt war; die Backenbärte waren gelb und schwarz gefleckt, und auf dem weißen Halbmonde, welcher über die Augen hinwegging, befand sich ebenfalls eine schwache gelbe Färbung; das Kinn war mit einigen wenigen weißen Haaren bedeckt, die indessen nicht den langen hervorstehenden Bart des Roloway bildeten; nur dicht unter den Gesäßschwielen befanden sich einige spärliche rothgelbe Haare, das Gesicht war violett, mit einem röthlichen Scheine an der Schnauze und den Augenlidern, die Hände waren schwarz und die Augen nußbraun. Die einzige Veränderung, welche das Alter bei diesem Individuum hervorbrachte, war die Vermehrung der gelben Färbung auf den Backenbärten, und das Eintreten derselben an die Stelle der weißen Ringe auf dem Rücken; die innere Fläche der Oberschenkel nahm ebenfalls eine schwach grauliche oder hellbraune Farbe an, der Haarwuchs des Thieres war auf den oberen Flächen sehr dicht, auf den unteren Theilen jedoch etwas dünner.“ Diese Beschreibung stimmt in jeder Hinsicht mit den Leydener Exemplaren überein, diese sind von bedeutender Größe, sogar noch größer als die meisten Cerkopitheken; alle unteren Theile, so wie der Scheitel, Schultern, Glieder und der Schwanz sind glänzend schwarz, die Backen, Seiten und der Rücken in der Art, wie man es bei einigen Eichhörnchenarten sieht, schwarz und grau melirt, nur viel dunkler. Bei einem Exemplare ist die halbmondförmige Zeichnung über den Augen rein weiß, bei den andern mit Braun vermischt.

Bei dem Cercopithecus pogonias sind der Hinterkopf,

die Schultern, äußere Fläche der Arme und Hinterhände schwarz und weiß gefleckt, Rücken, Grube und Schwanz rein schwarz, die Stirne strohfarbig, mit Schwarz gefleckt, besonders in der Mitte, und ein Flecken von gleicher Farbe erstreckt sich von den Augenbrauen rückwärts bis zu den Ohrenöffnungen; die Backenbärte sind stark und buschig, und von schöner, leicht mit Schwarz gefleckter, heller Strohfarbe; ein langer gleichfarbiger Haarbüschel wächst aus dem inneren Ohr heraus; die Schenkel, Beine, und in der That die ganzen hintern Extremitäten, nur mit Ausnahme der Pfoten, sind hell, bräunlich grau, und mäßig mit Schwarz vermischt; der Schwanz ist durchgehends schwarz, mit Ausnahme der unteren Seite der Hälfte zunächst der Wurzel, die, sowie die ganze untere Seite des Körpers und das Innere der Glieder, rothgelb ist. Das einzige bekannte Exemplar befindet sich in dem zoologischen Museum.

Der Cercopithecus Temminckii ist von der Größe des Diana, Kopf, Rücken und Backen sind aschfarbig und leicht mit Braun auf den Hüften und den Hinterbacken gemischt, das Haar überall mit Weiß geringelt und so zum Theil gefleckt; die Arme, Schenkel, Beine und Pfoten sind schwarz, Kinn und Kehle rein weiß, Backen, Backenbärte und Kopfhaar aschgräulich wie der Rücken und die Seiten, das Gesicht anscheinend graublau, und der Unterleib aschfarbig. Der Schwanz ist ungefähr ebenso lang wie der Körper, hat aber den größern Theil seines Haares verloren, was jedoch geblieben ist, zeigt dieselbe Farbe wie der Körper. Das einzige bekannte Exemplar, nämlich das im Leydener Museum befindliche, wurde im Jahre 1824 in Amsterdam gekauft und soll von der Küste von Guinea gebracht worden sein. Das der zoologischen Gesellschaft gehörige Exemplar von C. pogonias, kam von Fernando-Po und es ist wahrscheinlich, daß C. dilophos dieselbe afrikanische Küste bewohnt, obgleich es uns weder gelungen ist, den Ursprung von F. Cuviers Exemplar noch den des im Museum des Pays Bas befindlichen zu erforschen.

Der Diana-Affe.

Der zuerst von dem berühmten Linné beschriebene und nach der halbmondförmigen weißen Zeichnung auf der Stirne, die der Figur, womit die Göttin der Jagd auf antiken Statuen dargestellt wird, gleicht, benannte Diana-Affe, beginnt die dritte und letzte Gruppe der Cerkopitheken, welche die kleinern und sanftern Arten dieser Gattung umfaßt. Der wahre Name dieses schönen Thieres in seiner Heimath auf der Goldküste soll Roloway sein; Marcgrave dagegen theilt mit,

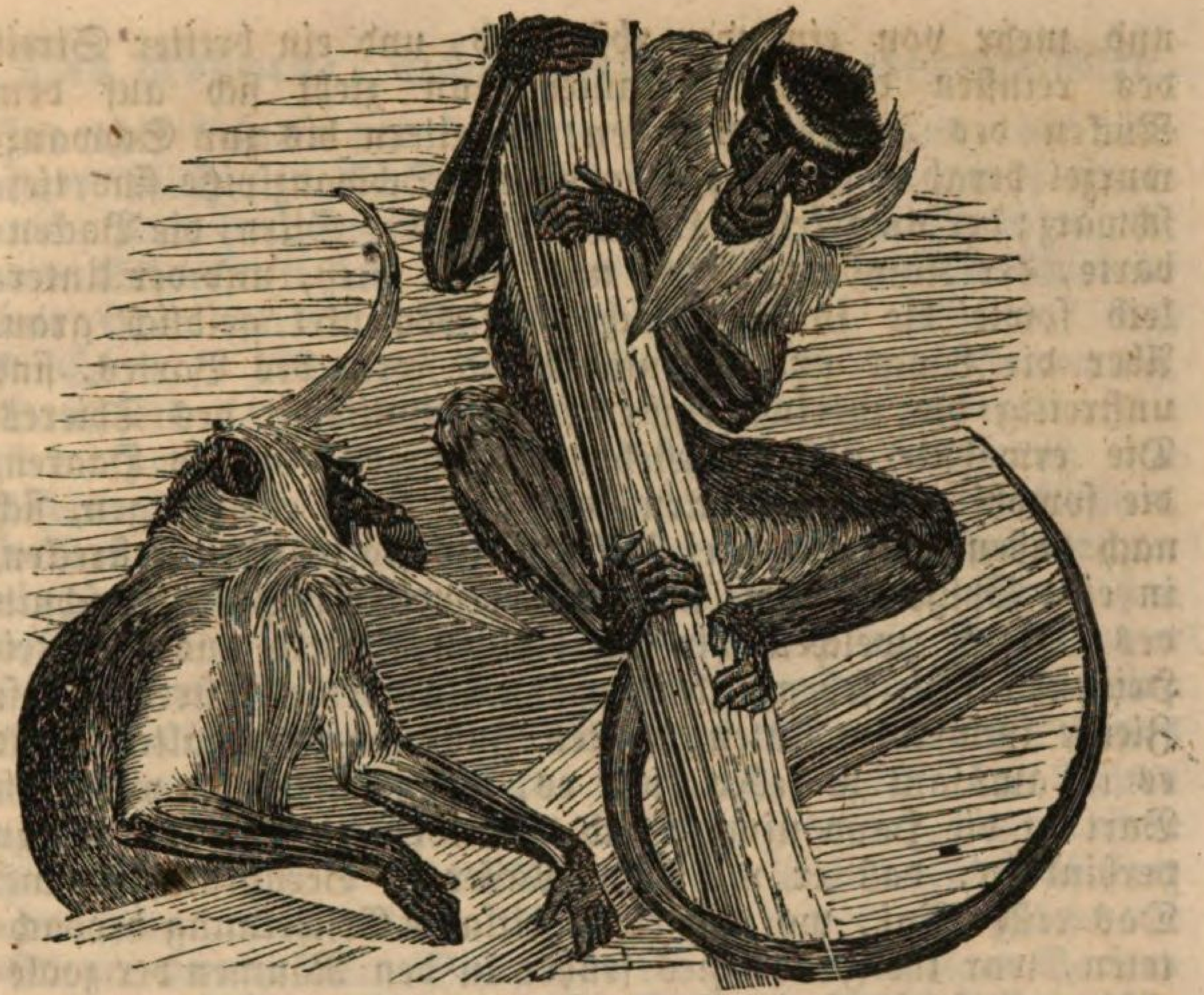


Fig. 15. Diana-Affe.

daß es in Congo Exquima genannt wird, und es ist häufig nach der eingebildeten Aehnlichkeit, welche Allamand zwischen einer Damenpelerine und dem Kragen und zufällig getheilten Barte des Individuums, welches er in der holländischen Ausgabe von Buffons Naturgeschichte beschrieb und abbildete, sah, unter dem Namen Pfalzgrafen-Affe beschrieben worden. Der getheilte Bart dieses von Allamand beschriebenen Individuums, welcher rein zufällig gewesen zu sein scheint, hat Anlaß zu dem sehr allgemeinen Irrthum gegeben, den Roloway als eine vom Diana verschiedene Species zu betrachten; dies ist indeß ganz und gar grundlos, und wir sind durch die Untersuchung und die Berichte späterer Autoren überzeugt worden, daß der Simia diana und Simia roloway des Linné'schen Systems sich wirklich auf ein und dieselbe Species beziehen. Das Thier selbst ist ebenso merkwürdig durch die eigenthümliche Form seines langen spitzigen Bartes, als die Schönheit und Verschiedenartigkeit seiner Farben, und die Sanftmuth und scherzhafte Lebhaftigkeit seiner Sitten und seines Temperamentes. Die Grundfarbe des Körpers ist das schönste Mennig, oder jene genaue Mischung von Schwarz und Hellgrau, welche viele Eichhörnchen, wie z. B. das amerikanische graue Eichhorn, und andere verwandte Species charakterisirt; die Farben sind aber im vorliegenden Falle dunkler

und mehr von einander abstechend, und ein breiter Streif des reinsten dunklen Kastanienbraun zieht sich auf dem Rücken des Thieres von den Schultern bis zur Schwanzwurzel herab. Gesicht, Hände und Schwanzspitze sind tiefschwarz; der umgekehrte Halbmond auf der Stirn, die Backenbärte, der Kinnbart, Brust und Kehle weiß, und der Unterleib sowie die innere Fläche der Schenkel gelblich grau. Aber die Länge und eigenthümliche Form des Bartes, sind unstreitig die merkwürdigste Eigenthümlichkeit des Thieres. Die erwähnte Zierde besteht aus langen, weißen Haaren, die sowohl aus den Backen, als dem Kinn entspringen, sich nach außen zwei bis drei Zoll jenseits des letzteren erstrecken, in eine Spitze endigen, und dem formellen spitzigen Zuschnitt des Bartes, welchen wir auf einigen Bildern aus der Zeit Heinrichs VIII. sehen, gleichen. Das Thier selbst strebt, diese Zierde immer im guten, netten Zustande zu erhalten, und es ist amüsant zu sehen, wie es, wenn es trinken will, den Bart in die Hand nimmt und denselben zurückhält, um zu verhindern, daß er mit dem Wasser in Berührung komme. Das erste Mal, wo wir diese seltsame Erscheinung beobachteten, war im Falle eines früher in den Räumen der zoologischen Gesellschaft in Burtonstreet gehaltenen Individuums; wir standen zufällig gerade neben seiner Stange, als es zum Trinken herunterkam, und der komische Effekt, welchen diese Sorgfalt des Thieres für seinen Bart machte, brachte uns zum herzlichen Lachen. Es sah uns einen Augenblick anscheinend sehr erstaunt an und sprang dann, als ob es plötzlich die Ursache unseres Lachens ausfindig gemacht, und das was es als eine persönliche Beleidigung betrachtete, rächen wollte, mit großer Bosheit auf uns zu, und wurde nur durch die Kürze seiner Kette und unsern hastigen Rückzug davon abgehalten, uns für unsere unzeitige Lustigkeit streng zu bestrafen. Im Allgemeinen war jedoch das fragliche Individuum sehr gutmüthig und der Vertraulichkeit nicht abgeneigt. Es wurde nahe bei einer kleinen Species vom amerikanischen Cebus gehalten, jedoch in solcher Entfernung, daß die beiden Thiere einander nicht mit den Zähnen schaden konnten. Unter diesen Umständen war es höchst amüsant, sie mit einander spielen zu sehen, wobei sie auf der Seite lagen und mit den Hinterhänden nach einander langten; zuweilen machte der Cebus von seinem Wickelschwanze Gebrauch, um seinen Gegner zu umschlingen, und der Diana rächte sich hin und wieder dadurch, daß er dieses überzählige Angriffsorgan erfaßte und dessen Eigenthümer daran bis zur Spitze des Pfahles hinaufzog.

Der Nonnen-, Schnurbart- und Talapoin-Affe sind drei kleinere und sanftere Cerkopithekenarten, die weniger häufig in Europa gesehen werden, als der Callitrix und seine verwandten Species, wegen ihrer Harmlosigkeit und Scherzhaftigkeit aber, und der Pracht und Verschiedenheit ihrer Farben ebenso interessant sind. „Wenn," sagt F. Cuvier, „Eleganz der Form, Grazie der Bewegung, Sanftheit und Einfachheit des Charakters, verbunden mit Scharfsinn und Intelligenz des Gesichts, Zueignung einflößen, oder ein Thier bewundert und gesucht machen können, so sind alle diese Eigenschaften dauernd in der kleinen Gruppe der den Mona- oder Nonnenaffen verwandten Meerkatzen vereint, der selbst sich nicht weniger durch die Verschiedenheit seiner Farben, als durch sein Temperament und seine Gemüthsart auszeichnet." Der Kopf dieser schönen Species ist von gemischter Grün- und Goldfarbe, Rücken und Seiten glänzend kastanienbraun mit Schwarz getüpfelt, die äußere Fläche der Beine, Schenkel und des Schwanzes, schwarz und grau gefleckt, Kehle, Brust, Leib und innere Fläche der Glieder vom reinsten Weiß, und die großen buschigen Backenbärte von schöner, theilweis mit Grün gemischter Strohfarbe. Der obere Theil des Gesichts ist veilchenblau, die untere Hälfte um die Nasenspitze und den Mund fleischfarbig und auf jedem Hinterbacken, unmittelbar vor dem Schwanz befindet sich ein auffallender ovaler Fleck vom glänzendsten Weiß, eine Zeichnung, die dem Mona ganz eigenthümlich ist, und es unmöglich macht, denselben mit irgend einer andern Species zu verwechseln. F. Cuvier hat ein sehr schmeichelhaftes Bild von den Sitten und der Intelligenz des Mona in der Gefangenschaft, seiner Gelehrsamkeit, Sanftmuth, Wißbegierde und Gutartigkeit gezeichnet; hier aber wie in andern Fällen müssen wir uns davor hüten, zu schnell zu generalisiren, oder der ganzen Species die guten Eigenschaften eines einzelnen Individuums zuzuschreiben. Zwar ist der Nonnenaffe weniger aufbrausend und boshaft, als die größeren und stärkeren Cerkopitheken; die Weibchen und jungen Männchen sind zu allen Zeiten sanft und spielerisch; wir haben aber die Ausgewachsenen des letztern Geschlechts, einen merklichen Grad von Caprice zeigen und ebenso unzuverlässig und unzutraulich, als den alten Callitrix oder Makak, werden sehen. Der Name Mona wird eigentlich auf die gegenwärtige Species mit Unrecht angewandt, das Wort ist bei den Spaniern und Mauren für Affen im Allgemeinen generisch, und wurde zuerst willkürlich und ohne den Schatten eines Vorwands und einer Rechtfertigung von Buffon auf

die gegenwärtige Species angewandt, der sie auf g' ich willkürliche und unbegründete Weise mit dem Cebus der Griechen und Römer identifizirt, und die Berberei und Aegypten als ihre Heimath bezeichnet hat; obgleich er später ein Exemplar von der Küste von Guinea erhielt. Letztere Lokalität ist in der That das wahre Habitat des Mona; da wir aber mit dem einheimischen Namen unbekannt sind, und der hier gegebene lange schon der gegenwärtigen Species ausschließlich beigelegt wird, so haben wir keine Wahl, als denselben beizubehalten.

Die schöne Cerkopithekenspecies, welche Buffon unter dem Namen Moustache zuerst beschrieben hat, und welche dieser Naturforscher und F. Cuvier allein im lebenden Zustande beobachtet zu haben scheinen, wird gewöhnlich, jedoch ohne genügenden Grund, mit Linné's Simia cephus, einer auf eine vage Beschreibung Marcgraves gegründeten Species, identifizirt. Sie ist eine der kleinsten und schönsten der Simien, da das ausgewachsene Thier wenig mehr als einen Fuß in der Länge mißt. Das Kopfhaar ist grün, Rücken und Seiten grünlich braun, die Glieder und Unterfläche des Körpers grau, zuweilen ins Hellgelbe gehend, die untere Hälfte des Schwanzes röthlich rehbraun, und die dicken buschigen Backenbärte hellgelb an der oberen Hälfte und weiß unter dem Kinn. Ohren, Hände und Scrotum sind nackt und fleischfarbig; das Gesicht schwarzblau, mit Ausnahme einer auffallenden Linie von weißlicher Farbe, die von der Oberlippe auf beiden Seiten unmittelbar unter der Nase zurückgeht, und nach ihrer bedeutenden Aehnlichkeit mit einem Schnurbart zu dem Namen Veranlassung gab, womit das Thier gewöhnlich bezeichnet wird. Vor einigen Jahren befand sich ein schönes Exemplar des Moustache in den Surrey Zoological Gardens; das Thier wird aber nicht oft in Europa gesehen, und das fragliche Individuum war das einzige, welches wir je zu beobachten Gelegenheit hatten. Es war, wie die übrigen Species der gegenwärtigen Gruppe, sanft, muthwillig und zutraulich, lebte aber nicht lange genug, um uns in den Stand zu setzen, seine Sitten genau zu studiren. Es sollte von der Goldküste gebracht worden sein. Eine andere hübsche, kleine Meerkatze ist der Talapoin, der zuerst von Buffon und Daubenton beschrieben und abgebildet, später aber von keinem andern Naturforscher lebendig beobachtet wurde, bis ihn F. Cuvier im Besitz eines Handelsmannes in Paris fand, von dem er ihn für den Jardin du Roi kaufte, und später unter dem Namen Melarine abbildete, ohne zu jener Zeit seine Gleichheit mit dem C. talapoin der systematischen Schriftsteller zu bemerken. Das ganze Thier ist oben von

glänzend gelblich grüner Farbe, und unten hellgrau; die Backenbärte hellgelb, das Gesicht fleischfarbig und Nase und Ohren dunkelbraun oder schwarz. Die Vertheilung und allgemeine Schattirung der Farben, welche dieses Thier auszeichnen, besitzen einige Aehnlichkeit mit denen des gemeinen Callitrix oder grünen Affen; aber die runde Form des Kopfes, die Kürze des Gesichts, seine bleiche Fleischfarbe und die schwarze Zeichnung auf der Nase werden stets genügen, dasselbe von dieser und den verwandten Species der Cerkopitheken zu unterscheiden. Es wird selten nach Europa gebracht und wir wissen nichts Bestimmtes über seine Heimath, es läßt sich aber annehmen, daß es, wie die große Mehrzahl seiner Verwandten, Guinea oder irgend einem andern Theile von Westafrika angehört. Auf alle Fälle ist es sicherlich nicht eine indische Species, wie Buffon durch den Namen Talapoin anzunehmen verleitet wurde, den er zugleich mit seinem Exemplare erhielt, und welcher eigentlich einem Priesterorden der Buddhisten angehört. Er ist aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Anwendung auf das Thier unrichtig und möchte vielleicht vortheilhafter dem ihm von F. Cuvier gegebenen Namen Melarine Platz machen.

Weißnasen.

Die letzten Cerkopitheken, deren wir besonders Erwähnung thun müssen, sind zwei, wo nicht drei Species, die zur gleichen Gruppe wie der Mona und Talapoin gehören, und gewöhnlich nach einem auffallenden weißen Flecken auf der Nasenspitze, während das ganze übrige Gesicht tief schwarz oder violett ist, Weißnasen genannt werden. Diese Species bewohnen, wie wir sowohl aus den Berichten der Reisenden als durch die Ankunft von Exemplaren erfahren, die Küste von Guinea und die Gegend um Sierra Leone. Zwei davon sind bereits den Naturforschern unter den Namen C. nictitans und C. petaurista wohl bekannt und eine dritte, wenn sie nicht vielleicht identisch mit dem zuletzt erwähnten Thiere ist, wurde von Audebert unter dem Namen C. ascanius aufgestellt. F. Cuvier und andere französische Zoologen unserer Zeit halten die beiden für identisch, unterdrücken indeß den Linné'schen Namen Petaurista und setzen dafür den von Audebert eingeführten Ascanius, wenn aber diese Species wirklich gleich sind, so sollte doch der erstere Name der Priorität seiner Anwendung wegen sicherlich beibehalten werden. Wie dem aber auch sein mag, Audebert hat sowohl den Ascanius wie den Petaurista abgebildet und beschrieben und dieselben ausdrücklich mit einander verglichen, und er war ein

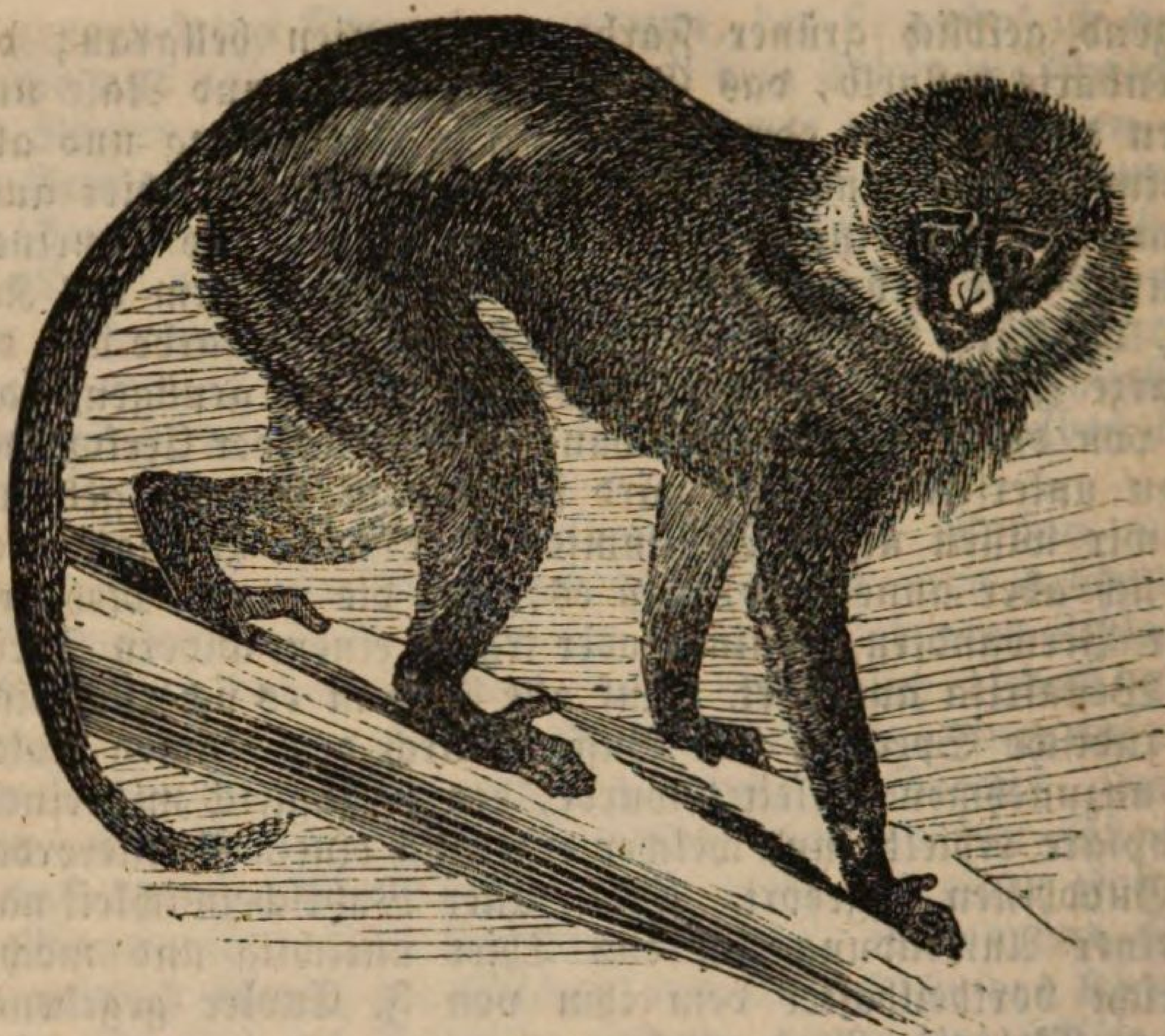


Fig. 16. Weißnasige Meerkatze.

zu guter Zoolog, mindestens in Bezug auf diesen Theil des Gegenstandes, um zu gestatten, daß seine Autorität willkürlich bei einem Gegenstande übersehen würde, den er persönlich beobachtet hatte, und dies noch dazu von Männern, die selbst bekannt haben, daß sie nie die gleiche Gelegenheit hatten, die beiden Thiere mit einander zu vergleichen. Er versichert uns, daß sich die beiden Species durch ihre Gesichtsfarbe, die beim Petaurista schwarz und bei dem Ascanius vielchenblau ist, durch einen großen weißen Haarbüschel, welchen der letztere auf beiden Schläfen besitzt, der erstere aber nicht, und schließlich durch die Ohren, die beim Ascanius klein, nackt und fleischfarbig, aber beim Petaurista groß und schwarz sind, unterscheiden. Außerdem werden bei dem Ascanius die oberen Theile des Körpers als olivengrün, der Bart und die unteren Theile hellbraun oder dunkelgrau und die äußere Fläche der Glieder als schwarz beschrieben, während auf der andern Seite der Petaurista einen grünlich braunen Rücken, graue Hände und olivengrüne Außenseite der Glieder besitzt. Dies ist das Wesentliche von Audeberts eigener vergleichender Beschreibung und würde, wenn sie naturgetreu wäre, sicherlich eine entschiedene specifische Differenz zwischen den beiden Thieren anzeigen; es muß aber bemerkt werden, daß Allemands Beschreibung, auf die sich jener als den Typus seines Petaurista bezieht, mehr mit dem

Ascanius, als mit dieser Species übereinstimmt, und wahrscheinlich ist die Verwirrung daraus entstanden, daß er den einen nach einem lebenden Exemplare, den andern aber, wie er selbst angibt, nach einer ausgestopften Haut abgebildet hat.

Die Gemüthsart des Petaurista oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der kleine Weißnase, ist ungemein sanft und selbst zutraulich; seine Sitten sind muthwilliger und gefälliger als die irgend einer andern von uns beobachteten Species, und sein Benehmen und Ausdruck zeigt eine Liebenswürdigkeit und Harmlosigkeit, die im Verein mit seinem lebhaften familiären Wesen niemals ermangeln, denselben zum Lieblinge aller seiner Besucher zu machen. Ein Individuum dieser Species, das früher in den Gärten der zoologischen Gesellschaft lebte, wurde mit einem jungen Hunuman (semnopithecus entellus) aufbewahrt, dessen Gesetztheit durch die unermüdete Thätigkeit und den Muthwillen seines munteren Gesellschafters schwer ins Gedränge kam. Während der Weißnase in dem Käfig herumsprang, saß der Hunuman wie ein wahres Bild der Melancholie und Apathie mit seinem langen, auf den Boden herabhängenden Schwanze auf der Stange; seine Aufmerksamkeit wurde aber jeden Augenblick erweckt und seine Sicherheit in Gefahr gesetzt, indem sich das rastlose kleine Geschöpf bei seinen Sprüngen meist an dem Schwanze des Hunuman festhielt, sei es nun, um sich aus dem Bereich der Zuschauer zu schwingen, oder sich desselben zur Beihülfe beim Hinaufklettern auf die Aufsitzstange zu bedienen. Alles dies geschah jedoch auf beiden Seiten mit großer Gutmüthigkeit, und es war höchst amüsant, den harmlosen Muthwillen des einen und die Gravität des andern zu sehen, womit er ihn, wie ein zärtlicher Vater, der sich an den unschuldigen Thorheiten seines Lieblingskindes erfreut, betrachtete.

Der C. nictitans, Blinzelaffe oder große Weißnase, unterscheidet sich leicht von dem Petaurista, oder der kleinen Weißnase durch seine bedeutendere Größe und das stärkere Hervorstehen seiner Nase, deren Spitze ebenfalls weiß ist, sowie durch seine viel dunkleren Farben, da der ganze Körper und die Backenbärte schwarz mit weißen Flecken, und nur die untere Fläche ein wenig heller als die obere ist; Hals, Beine und Schwanz sind rein schwarz. Der nackte Theil des Gesichts ist bläulich schwarz, die oberen Augenlider fleischfarbig, die Ohren dunkelbraun und die Handflächen und Fußsohlen vollkommen schwarz. Wir haben diese Species ebenfalls in den Gärten der zoologischen Gesellschaft beobachtet. Obgleich lebhaft und gutartig, war er doch weder so sanft,

noch so zutraulich als der Petaurista, sondern schien dem Mona an Temperament und Charakter näher zu stehen und zeigte sich mitunter aufbrausend und launisch.

Elftes Kapitel.

Paviane — Genus Papio — Allgemeine Kennzeichen der Paviane und Beschreibung der Gestalt und Gewohnheiten der verschiedenen Species.

Der Ursprung des Wortes Pavian ist nicht mit Gewißheit nachzuweisen. Das englische Baboon, das holländische Baviaan, das französische Babouin, das italienische Babbuino, und das schwedische Babian sind unstreitig nur verschiedene Schreibweisen des gleichen Worts, welches demnach in allen diesen Sprachen einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben muß. Es scheint der That nach ein Diminutiv auf einen die Vaterschaft bezeichnenden Ausdruck zu sein, der sich unter den verschiedenen Formen abba, babbo, papa in den meisten europäischen und einigen orientalischen Sprachen findet, und ist wahrscheinlich ursprünglich nur als ein Spottname angewendet worden. Wie dem aber auch sein mag, darüber herrscht nur eine Meinung, daß das lateinische Vulgarwort papio, womit die Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts die Paviane bezeichneten, ein äquivalenter Ausdruck ist, der erst nach der Corruption der lateinischen Sprache eingeführt und von der gleichen barbarischen oder vielmehr orientalischen Quelle, wie die hier oben aufgezählten, abgeleitet wurde. In unserer eigenen Sprache ist dieses Wort stets auf die Simien der vorliegenden Gruppe beschränkt geblieben, wie wir bereits gesehen haben, daß die Bezeichnungen Affe und Meerkatze den zwei vorhergehenden respektiv beigelegt wurden, und in dieser Beziehung zeigt die Nomenclatur der Sprache des gemeinen Lebens eine seltene und werthvolle Uebereinstimmung mit den Prinzipien der wissenschaftlichen Klassifikation. In der That bilden die Paviane in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts eine genau den früher beschriebenen Affen und Meerkatzen coordinirte Gruppe von Simien, die sich von den ersteren durch die Gleichheit ihrer Glieder, ihrer Backentaschen und Gesäßschwielen, und von den letzteren durch die kurze robuste Bildung ihrer Körper und Extremitäten, ihre beulenartigen Schwänze, die zu Ausführung der gewöhnlich diesen Orga-

nen angewiesenen Funktionen zu kurz sind, und die mehr gebirgigen als waldigen Lokalitäten unterscheiden, welche ihnen diese Bildnng nothwendigerweise zur Wohnung anweist. Der auffallendste Zug dieser Bildungseigenthümlichkeiten, die Kürze oder beulenähnliche Natur des Schwanzes, ist die gewöhnlich mit dem Ausdruck Pavian verknüpfte Idee, und zu gleicher Zeit unstreitig die hervorragendste und charakteristischste Eigenthümlichkeit der Gruppe, da, wie wir häufig Gelegenheit hatten zu bemerken, die vergleichsweise Entwicklung dieses Organes, wenn nicht die unmittelbare Ursache, doch gewiß die sicherste Anzeige der Gewohnheiten und des Haushalts dieser Thiere ist. Die so definirten Paviane umfassen zwei getrennte Genera, Papio und Cynocephalus, die sich respektive mit einer oder zwei Ausnahmen auf das Festland von Asien und Afrika beschränken.

Nach dem Plane, welchem wir bisher in dem vorliegenden Werke gefolgt sind, die vierhändigen Thiere nach ihrer geographischen Vertheilung zu beschreiben, haben wir jetzt der Beachtung des Lesers das Genus Papio zu empfehlen, die letzte und niedrigste der Gruppen, welche das asiatische Festland und die Inseln des indischen Archipels bewohnen, und in diesen Gegenden die Stelle einzunehmen scheinen, welche die Cynocephalen in Afrika ausfüllen. Der diesen Thieren bisher beigelegte Name Macac, oder wie ihn die Franzosen schreiben, Macaque, ist barbarischen Ursprunges, und erscheint, so viel wir wissen, zum erstenmal in Marcgrave's Naturgeschichte von Brasilien als die einheimische Benennung einer in Congo und auf den Küsten des Meerbusens von Guinea gefundenen Meerkatzenart. Seine Anwendung auf eine asiatische Species eines von der Gattung, zu welcher dieses Thier eigentlich gehört, ganz verschiedene Genus, ist einer der vielen Irrthümer der Nomenclatur, welche der berühmte Buffon begangen hat, die indeß zu jener Zeit durch die sehr beschränkte Kenntniß, welche die Naturforscher in Bezug auf specifische Distinktionen besaßen, und besonders durch die Verwirrung, welche in dem geographischen Theile der Zoologie herrschte, nicht zu vermeiden war; da nun aber die Species, welcher er denselben beilegte, wie wir kaum gesehen haben, in ein anderes Genus gebracht worden ist, wird es nöthig, der vorliegenden Gruppe einen geeigneteren und der Verwechslung weniger unterworfenen Namen zu geben. Wir haben zu diesem Zwecke den Ausdruck Papio gewählt, der ursprünglich gebraucht wurde, um einige Arten der gegenwärtigen Gruppe und der Cynocephalen zu bezeichnen, und demnach sehr geeignet ist, die

Verwandtschaften, welche zwischen diesen beiden Gattungen von Pavianen bestehen, auszudrücken.

Das Genus Papio ist von den Semnopitheken und andern vierhändigen Formen, die gleich ihm die östlichsten Theile der alten Welt bewohnen, und die Wälder Asiens und der indischen Inseln erfüllen, sehr verschieden. Es ist von allen asiatischen Simien die einzige Gattung, deren Glieder mit Backentaschen versehen sind, ein, wie wir schon oft bemerkt haben, Kennzeichen von markirtem Einfluß auf die Gewohnheiten und den Haushalt dieser Thiere, das allein schon hinreicht, die Paviane von allen den asiatischen Species, welche wir bisher beschrieben haben, zu unterscheiden. Die fraglichen Organe sind, soviel wir bis jetzt wissen, alle den afrikanischen Simien, mit Ausnahme des Schimpanse, gemeinschaftlich. Unter den asiatischen Species jedoch beschränken sie sich auf das Genus Papio und die wenigen bisher mit demselben unter dem gemeinschaftlichen Namen Macac verwechselten Arten der Cerkopitheken, und es ist merkwürdig genug, daß sich die Simien der beiden benachbarten Welttheile so bestimmt charakterisiren und von einander abscheiden. Dergleichen Thatsachen in Bezug auf die geographische Vertheilung nicht nur von Species, sondern selbst von ganzen Thiergruppen, kommen jedoch in der Naturgeschichte oftmals vor, und da dieselben zu den merkwürdigsten und wichtigsten Resultaten gehören, welche das Studium dieser herrlichen Wissenschaft bietet, wenn es mit dem gehörigen philosophischen Geiste verfolgt wird, so ist unser Hauptaugenmerk gewesen, dieselben dadurch zu entwickeln, daß wir diejenigen Gruppen zusammenfügten, welchen die Natur selbst gleiche Wohnsitze angewiesen hat, und dieselben in der Reihenfolge ihrer geographischen Vertheilung statt in der gewöhnlich angenommenen etwas willkürlichen Ordnung beschrieben, welche denselben nach der vermutheten Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ihrer organischen Bildung gewöhnlich angewiesen wird. Ebenso bemerkenswerth ist, daß dieses Genus die einzige asiatische Gruppe, welche mit den zoologischen Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Simien übereinstimmt, und zu gleicher Zeit die einzige ist, welche sich mit denselben in ihren natürlichen Wohnsitzen und ihrer geographischen Vertheilung vermischt; zwei Arten dieser Gattung mindestens finden sich in dem nördlichen und östlichen Theile von Afrika, und einige Cerkopitheken oder gemeine Meerkatzen jenes Welttheils zeigen die geringeren Eigenthümlichkeiten der asiatischen Pavianen. Diese für den wissenschaftlichen Naturforscher so interessanten Generalisationen werden ausführlicher entwickelt werden, sobald wir zur

Geschichte derjenigen Species gelangen, welche dieselben unmittelbar veranlaßt haben; mittlerweile aber schreiten wir in der allgemeinen Geschichte der Papionen fort.

Die Backentaschen dieser Thiere sind von bedeutender Capacität und fähig, eine erstaunliche Menge von unerlaubter Beute aufzunehmen, denn dies ist nur zu häufig die geeignete Benennung ihres Inhalts. Sie dehnen sich auf eine ziemliche Strecke hinter und unter dem Zahnfleische aus und sind, obgleich äußerlich, wenn sie nicht mit Beute angefüllt sind, nicht sichtbar, doch sehr auffallend, wenn der Mund geöffnet und innerlich untersucht wird. Die Zähne sind von der gleichen allgemeinen Form und Zahl wie die der übrigen Simien, zugleich unterscheiden sich die Backenzähne von denen der Semnopitheken dadurch, daß sie durch das Kauen nicht abgenutzt oder abgeschliffen werden, sondern im Gegentheil deren Kronen höckerig sind, wie bei der Mehrzahl der afrikanischen Affen, obgleich die Paviane, wie ihre Gattungsverwandten des asiatischen Festlandes, den überzähligen oder fünften Höcker auf dem letzten unteren Backenzahne besitzen. Dieses Merkmal beschränkt sich indeß nicht ausschließlich auf die asiatischen Quadrumanen, noch selbst, wie man bisher vermuthet hat, auf die Paviane unter den afrikanischen, da es sich ebenfalls bei dem Mangabey (Cercopithecus fuliginosus) und wahrscheinlich auch bei verschiedenen anderen Cerkopitheken findet. Dieses, obgleich eine der unbedeutenderen Modifikationen, ist oftmals von F. Cuvier und Anderen als ein richtiges und zoologisches Unterscheidungszeichen dargestellt worden. Wenn wir aber selbst seinen gänzlichen Mangel an Einfluß auf die Gewohnheiten und den Haushalt des thierischen Lebens unberücksichtigt lassen, in dessen Abwesenheit es kaum als ein wissenschaftliches Kennzeichen überhaupt betrachtet werden könnte, so wird doch der Werth desselben selbst für die praktische Diagnose durch die eben erwähnte Thatsache sehr vermindert, und wir müssen andere, ausschließlichere Eigenschaften zur bestimmten Unterscheidung der Paviane von den Cerkopitheken aufsuchen. Wir möchten indeß nicht so verstanden sein, als wollten wir das fragliche Kennzeichen unter seinen wahren Werth herabsetzen, oder als wünschten wir, dasselbe ganz und gar von den generischen Unterscheidungszeichen des Genus Papio auszuschließen; unser Wunsch ist nur, dasselbe, als eine untergeordnete oder sekundäre Eigenthümlichkeit, in seine wahre Stelle zurückzuweisen und es der übertriebenen Wichtigkeit zu berauben, welche bisher daran geknüpft worden ist. So weit unsere genaue Kenntniß über diesen Punkt geht, findet sich dasselbe bei den Pavianen allgemein, unter den Cerkopitheken aber nur theilweise; ist

es demnach also auch nicht absolut bezeichnend, so ist es dies doch im Allgemeinen und läßt sich deßhalb in den meisten Fällen als eine gute praktische Unterscheidungsweise zwischen den Species dieser beiden Gattungen betrachten. Die Hundszähne der alten männlichen Paviane erreichen eine sehr beträchtliche Größe, was, im Verein mit ihren übrigen Eigenthümlichkeiten, dieselben auf der Stufenleiter der Existenz merklich tiefer stellt, und sie auf eine den niedern Quadrupeden näher kommende Lebensweise hinführt.

Die Hauptverschiedenheit zwischen diesen Thieren und den Cerkopitheken besteht indeß mehr in der allgemeinen, aber allmähligen Aenderung des ganzen Baues, als in der vorwaltenden Entwicklung irgend eines besondern Theils ihrer Organe. Ihre Glieder sind kürzer, stärker, der ganze Körper robuster und kräftiger als der des afrikanischen Genus; ihr Gesicht ist, statt kurz, rund und flach, wie bei den übrigen Pavianen, verlängert, nur daß die Nase nicht gleichmäßig vorragend und rückenförmig, sondern wie die der gewöhnlichen Simien gebildet ist; die Augen sind von starken Haarbüscheln überragt, welche auffallend hervorstehen und denselben den tiefliegenden, boshaften Blick geben, welcher die Paviane von allen übrigen Simien unterscheidet; ihre Gesäßschwielen sind ungewöhnlich groß und der Schwanz, statt lang und muskulös zu sein, wie bei den Semnopitheken und Cerkopitheken, wo er so zu sagen die Stelle einer Balancirstange vertritt, deren Bewegungen oder Gleichgewicht zu leiten und zu stetigen, ist im Allgemeinen beulenartig oder doch jedenfalls kurz und flach und tritt nie als ein brauchbares Werkzeug in die Funktionen der Ortsbewegung ein. Selbst diejenigen Species, bei welchen dieses letztere Organ von bedeutender Länge ist, wie z. B. der Rhesus und Wanderu, tragen es nie horizontal ausgestreckt wie diejenigen Species, welche sich desselben zur Lokomotion bedienen, sondern lassen es vertikal herabhängen wie die Schwänze der gemeinen Quadrupeden. Im Allgemeinen sind jedoch die Schwänze der Paviane kurz, zuweilen nur beulenartig, und mangeln in andern Fällen ganz; und dieser Umstand, im Verein mit ihrer ganzen äußeren Gestalt, ihrem dicken, robusten Körper und den kurzen, muskulösen Gliedern, war der Grund, aus welchem die älteren systematischen Naturforscher dieselben mit den Cynocephalen vereinigen — einem Geschlechte, mit welchem sie unstreitig viel größere Aehnlichkeit sowohl der Gestalt als den Sitten und Verstandeskräften nach besitzen, als mit irgend einer andern Gruppe von Quadrumanen. Selbst im äußern Aussehen liegt ihr Hauptunterschied in der weniger rüsselförmigen Gestalt der Schnauze und darin, daß

die Nase nicht jenseits der Lippen hervorsteht; sie besitzen aber die gleiche compakte, kräftige Bildung, die gleichen kurzen, robusten Glieder, eben solche Haarbüschel über den Augen, welche letztere ebenso tief eingesunken sind und, wie wir eben gesehen haben, den gleichen abgekürzten oder beulenartigen Schwanz.

Der wahre Unterschied zwischen den Pavianen und Cerkopitheken, sowie das wahre Wesen und der Werth der Kennzeichen, welche diese beiden Gattungen von einander unterscheiden, sind bisher von den Zoologen nur unbestimmt und unvollkommen erkannt worden, so daß, während Einige die Schicklichkeit ihrer Trennung überhaupt in Frage stellten, Andere dieselben in zahlreiche Unter- oder Zwischengruppen eintheilten; Wenige oder Keiner konnten angeben, wo das eine Genus aufhörte und das andere anfing, und in der That macht es der rein willkürliche Charakter dieser Gruppen, wie sie bis jetzt zusammengesetzt sind, unmöglich, dies zu thun. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, die Ungenügenheit der von dem Gesichtswinkel und von dem überzähligen Höcker auf dem letzten untern Backenzahn hergeleiteten Prinzipien zur Unterscheidung der verschiedenen Gattungen von Simien nachgewiesen, nicht nur wegen ihres gänzlichen Mangels an Einfluß auf die Gewohnheiten und den Haushalt des thierischen Lebens, sondern auch wegen der Irrthümer und Verwirrung, die aus ihrer praktischen Anwendung entstehen müssen. Dies sind jedoch bisher die einzigen Merkmale gewesen, nach denen man die Paviane von den Cerkopitheken unterschied, und dem Vorwalten dieser unbestimmten und ungenügenden Prinzipien sind die losen und verwirrten Ideen zuzuschreiben, welche in Bezug auf die wahre Natur und die Grenzen dieser beiden Genera noch immer selbst bei den tüchtigsten Naturforschern existiren. Die Naturforscher konnten durch jene instinktive, aber oft unbeschreibbare Unterscheidungskraft, welche in dem Auge liegt, auf einen Blick die generische Verschiedenheit des Magot (Papio inuus) und des Roloway (Cercopithecus Diana) oder des Maimon (Papio nemestrinus) und der Weißnase (Cercopithecus petaurista) wahrnehmen, aber es ist ihnen bisher nicht gelungen, diese Wahrnehmung in eine präcise logische Definition zu bringen oder das einflußreiche zoologische Kennzeichen zu entdecken, welches die wahre und erste Ursache der generischen Verschiedenheit bildet. Daher rühren alle die Ungewißheiten, Zweifel und Verwirrungen in Bezug auf diese beiden Genera, daher die unnatürlichen und rein willkürlichen Gattungen Inuus, Cercocebus u. s. w., die man nach einander von jeder Gruppe loszulösen vorschlug, um

das Uebel zu entfernen, und der Reihe nach als für diesen Zweck ungenügend verwarf, was ebenso deutlich zeigte, daß die Zoologen die hier erwähnten Mängel kannten, als daß sie unfähig waren, denselben abzuhelfen. Der wahre Grund dafür liegt jedoch darin, daß sie die Gewohnheiten und den Haushalt der beiden Gruppen, sowie die Natur und den Werth der Kennzeichen, von denen ihre Unterscheidung abhängt, nicht genügend studirt hatten. Diese bestehen nicht aus dem größeren oder kleineren Gesichtswinkel, denn abgesehen von der Unvollkommenheit und Unwissenschaftlichkeit dieser Diagnose ist bei den größeren Cerkopitheken die Schnauze ebenso sehr verlängert, als bei den Papionen; — noch hängen sie von dem überzähligen Höcker auf dem letztern untern Backenzahn desselben Genus ab, da, wie gezeigt worden ist, diese Eigenthümlichkeit bei dem Mangabey (Cercopithecus fuliginosus) vorhanden ist, und sich höchst wahrscheinlich auch bei anderen Arten der größeren Cerkopitheken findet.

Wo soll sich nun, darf man fragen, der wahre Unterschied zwischen diesen beiden Gattungen finden? Lange und sorgfältige Beobachtungen der lebenden Thiere und aufmerksames Studium ihrer Gewohnheiten und Handlungen haben uns endlich zur Lösung dieser Schwierigkeit befähigt, so daß wir den generischen Unterschied der Papionen und Cerkopitheken auf der rein wissenschaftlichen Grundlage hervorragender und einflußreicher Kennzeichen, die jedem Genus resp. eigenthümlich sind, feststellen können. Die wahre und zoologische Verschiedenheit dieser Genera liegt in der That in der von dem Schwanz ausgeübten Funktion und der daraus hervorgehenden Veränderung, welche dieses Organ nothwendigerweise bei jedem derselben erleidet; und es war eine unbestimmte Ahnung des Einflusses und der Wichtigkeit dieses Kennzeichens, welche dem Baron Cuvier die Idee zu dem von ihm vorgeschlagenen Genus Inuus gab, das sich nach seiner eigenen Beschreibung vom Makak nur durch den beulenähnlichen Schwanz unterscheidet. Nach demselben Grundsatze hätte Cuvier in sein Genus Inuus nicht nur den Magot, sondern auch ebenfalls den Papio niger der Philippinen, die beiden von seinem Bruder unter dem Namen Macacus maurus und Macacus speciosus beschriebenen Arten und eine neue, vor kurzem durch Dr. Seibold von Japan mitgebrachte Art (Papio japonicus) einschließen sollen. Alle diese besitzen so gut wie der Magot beulenähnliche Schwänze; bei dem Maimon und Bhunder (Papio nemestrinus) und Papio rhesus ist dieses Organ nur wenig mehr entwickelt, während es bei dem Wanderu und Gelada (Papio silenus und Papio gelada), den einzigen Species, bei denen es eine gewisse Länge er=

reicht, niemals über die Kniekehle herabgeht und ebensowenig gebraucht wird, um wie bei den Cerkopitheken das Thier in der Ortsbewegung zu unterstützen. Diese Species können demnach schicklicherweise von den erstgenannten Papionen nur des Schwanzes wegen nicht getrennt werden; da bei dem Wanderu und Rhesus jenes Organ, obgleich etwas mehr entwickelt als bei dem Magot und Papio niger, doch immer noch im Vergleich zu den Schwänzen der Cerkopitheken sehr kurz ist und alles Einflusses als ein Element in den Gewohnheiten und dem Haushalte dieser Thiere entbehrt. Es gibt indeß noch andere bisher mit den oben aufgezählten Papionen zusammengestellte Species, die selbst als Typen des Genus Macacus betrachtet werden, bei denen aber dieses Organ viel größere Länge erreicht und viele wichtigere Funktionen ausübt. Bei derjenigen Species z. B., welcher Buffon ursprünglich den Namen Macaque zueignete, dem Macacus cynomolgus der neueren Schriftsteller, bei dem Bonnet chinois, macacus radiatus und bei den verwandten Species Macacus carbonarius und Macacus pileatus ist der Schwanz verhältnißmäßig eben so lang, wie bei irgend einem Cerkopitheken, und ebenso einflußreich auf deren Handlungen, als ein wirksames Werkzeug zur Leitung und Stätigung ihrer Bewegungen beim schnellen Fortschreiten. Es existirt demnach in dieser Beziehung kein wahrer Unterschied zwischen diesem angeblichen Makak und den größern Cerkopitheken, und eine aufmerksamere Untersuchung und Vergleichung aller dieser Species wird zeigen, daß ihre untergeordneten Kennzeichen und Gewohnheiten in gleicher Uebereinstimmung stehen; sie besitzen alle die gleiche verlängerte Schnauze und über den Augen hervorstehenden Haarbüschel, die gleichen langen muskulösen und wirksamen Schwänze und dasselbe erzürnbare, aufbrausende Temperament; sie sind alle von mittler Größe, da keiner von ihnen jemals die massigen Proportionen der wahren Papionen und vieler anerkannten Cerkopitheken erreicht, da z. B. Cercopithecus albogularis, ruber und dilophus bedeutend größer als die fraglichen Species sind, alle die Wälder bewohnen, ganz von wilden Früchten leben und selten oder nie auf die Erdoberfläche herabsteigen. Die echten Papionen dagegen, nämlich diejenigen Species, bei welchen dem Schwanze, seinen verkürzten Dimensionen zufolge, die Kraft mangelt, die Bewegungen des Thieres zu leiten und controliren, sind eigentlich ein mehr der Erde als den Bäumen angehörendes Genus; sie wohnen häufiger unter Felsen und in Gebirgen, als in bewaldeten Lokalitäten, erlangen massige und robuste Proportionen, besonders bei vorgerücktem Alter, und verzehren Frösche, Eidechsen und große Insekten ebenso häufig

als vegetabilische Substanzen, kurz, gleichen den Cynocephalen in ihren Gewohnheiten und ihrem Haushalt vollkommen, und unterscheiden sich von ihnen nur durch die Gestalt der Nase und die vergleichsweise Verlängerung der Schnauze. Sie sind in der That die Paviane Asiens, wie die Cynocephalen die von Afrika, und bilden mit jener Gattung eine sehr scharf gezeichnete und natürliche Gruppe, oder Unterfamilie von Simien, die sich von den Meerkatzen durch die beulenartige Form und Kraftlosigkeit des Schwanzes, von den Affen dagegen durch die Gleichheit der Pektoral- und Abdominalglieder und den Besitz von Backentaschen und nackten Gesäßschwielen unterscheidet.

So begrenzt und definirt wird das Genus Papio zu gleicher Zeit einfach, natürlich und verständlich, seine Kennzeichen verkörpern eine bestimmte greifbare Idee, statt der vagen und widersprechenden Ansichten, welche bisher über dasselbe herrschten, und dies ist unstreitig die beste und wichtigste Probe einer natürlichen Gruppe. Das Genius Papio sondert sich demnach, wie es hier umschrieben und charakterisirt ist, von den Cerkopitheken ebenso bestimmt und leicht ab, wie vor allen andern Gattungen der Simien. Die Verwirrung, welche bisher in Bezug auf diese beiden Gruppen geherrscht hat, entstand, wie wir eben gesehen haben, aus einem Mißverstehen ihrer respektiven einflußreichen Eigenschaften und der daraus folgenden Zusammenstellung der gemeinen Makak, Hutaffen und anderer, die Kennzeichen der wahren Cerkopitheken besitzenden Species mit den echten Papionen; die Trennung dieser anomalen Species und deren Vereinigung mit ihren wahren Verwandten, den Cerkopitheken, macht dieser Verwirrung ein Ende, und stellt zugleich die respektiven Genera auf einer sichern und natürlichen Basis fest. Selbst die geringsten und unansehnlichsten Eigenheiten dieser Thiere bestätigen die Schicklichkeit dieser Zusammenstellung; das Haar der Cerkopitheken ist im Allgemeinen schön mit verschiedenfarbigen Ringen gebändert und die gleiche Eigentbümlichkeit zeigt sich, wenn auch vielleicht nicht in derselben Ausdehnung, auf dem Pelz des Macacus oder richtiger C. cynomolgus und der übrigen verwandten Arten; das Haar der wahren Papionen dagegen ist vollkommen gleichartig und einfarbig. Auch in dieser Beziehung unterscheiden sich die Papionen von den Cynocephalen, die die verschiedenfarbige und geringelte Bekleidung der Cerkopitheken besitzen; die Aehnlichkeiten aber, welche sie in ihren wichtigeren Bezügen mit diesen Thieren besitzen, sind auffallender und wesentlicher. Jede Gruppe ist nach der vergleichsweisen Entwicklung oder tuberkulösen Form des Schwanzes in zwei analoge

Untergattungen theilbar; so entsprechen der Cynocephalus papio, anubis, porcarius, sphynx und hamadryas dem Gelada, Wanderu, Maimon oder schweinsschwänzigen Pavian und dem Bhunder unter den Papionen, während die schwanzlosen Species der letzteren Gattung durch den Drill und Mandrill der ersteren vertreten werden.

Die Gewohnheiten und Sitten der Papionen stehen mit diesen physischen Eigenthümlichkeiten in Uebereinstimmung und entsprechen denen der Cynocephalen mehr als denen der Cerkopitheken und gemeinen Meerkatzen. In der Jugend sind sie sanft genug, obgleich stets leicht erzürnbar und bereit, sich bei der leichtesten Reizung beleidigt zu fühlen, selbst bloßes Deuten mit dem Finger nach ihnen, ist hinreichend, um ihren Zorn zu erregen; sie lassen sich aber ebenso leicht besänftigen als reizen, und sind ebenso schnell zum Vergessen als zur Rache bereit. Weniger muthwillig und lebhaft als die Cerkopitheken, sind sie doch ebenso auffahrend und zum Unheil geneigt; weniger neugierig, sind sie doch ebenso intelligent, und werden von den herumziehenden Thierbändigern häufiger als irgend eine andere Art als Schauspieler benutzt. Die Weibchen und junge Männchen sind ziemlich gehorsam und lernen leicht irgend eine einfache Handlung verstehen und ausführen, im Alter aber werden sie mürrisch, stöckisch und boshaft, verlieren ihre Gelehrigkeit, wenn nicht ihre Intelligenz, und werden ebenso unempfindlich für Schläge wie für Liebkosungen, indem sie weder die einen noch die andern gestatten, sondern ein schreckenerregendes Schauspiel wilder Zornwüthigkeit und Verstocktheit zeigen. Zu diesem sehr unliebenswürdigen intellektuellen Charakter fügen sie in anderer Beziehung die ekelhaftesten Manieren; ihre Wollüstigkeit ist von der empörendsten Art, und sie scheinen fast einen Stolz darein zu setzen, dieselbe auf die ekelhafteste Weise zu zeigen, kurz diese Thiere sind eine Zusammenstellung aller der unliebenswürdigsten und brutalsten Eigenschaften in ihren dunkelsten und zurückstoßendsten Farben, und es ist oft schwer zu sagen, ob ihre Personen oder ihre Sitten dem Beschauer unangenehmer sind. Selbst die Weibchen nehmen zu gewissen Perioden, obgleich sie stets von sanfterer und gehorsamerer Art sind als die Männchen, das ekelhafteste Benehmen an, und werden wo möglich noch empörender in ihren Sitten und Gewohnheiten als das andere Geschlecht. So finden wir, daß die Degradationen der physischen Bildung allgemein von einer entsprechenden Degradation der intellektuellen und moralischen Eigenschaft begleitet ist, und daß je tiefer wir auf der Stufenleiter des organischen Lebens herabsteigen, desto geringer auch der Grad der Geistesfähigkeiten wird.

Die Papionen sind von allen Simien die einzigen, welche ihre Species in der Gefangenschaft fortpflanzen, * was wahrscheinlich noch ein weiterer Beweis ihrer niedrigern Stellung als die übrigen Glieder ihrer Klasse und ihrer größern Annäherung an die gewöhnlichen Vierfüßler ist. Die Jungen werden nach einer Schwangerschaft von sechs bis sieben Monaten mit ziemlich vollkommenen Sinnen zur Welt gebracht. Die ersten vierzehn Tage bleiben sie beständig an der Mutter Brust, wobei sie den Mund fortwährend an die Saugwarze halten, und sich mit den Händen fest an dem Haar der Mutter festhalten. Bald nachher fangen sie an, sich umzusehen, und von dem, was um sie vorgeht, Notiz zu nehmen, und zeigen gleich bei ihren ersten Versuchen zum Gehen oder Springen eine Geschicklichkeit und Behendigkeit, die leicht für das Resultat langer Erfahrung genommen werden könnte; sie scheinen besonders Ideen, denen wir ihren Ursprung in dem Tastsinne zuzuschreiben pflegen, mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit auf das Auge überzutragen, und messen auf einen Blick Entfernungen mit einer Genauigkeit, die für den Beobachter von Verstandesphänomenen wirklich erstaunlich ist. F. Cuvier nimmt an, daß diese Thatsache anzeige, daß die Natur dem jungen Affen einen eigenthümlichen Instinkt verliehen habe, welchen sie den Jungen der menschlichen Species versagt. Diese Handlungen sind jedoch in der That nicht genügend, eine so ausschweifende Annahme zu unterstützen, außerdem, daß sich dieselben auch nach gewöhnlicheren philosophischen Grundsätzen vollständig erklären lassen. Die Sache ist, wie wir vermuthen, einfach die, daß der junge Affe, wie die Jungen aller niedrigern Thiere mit vollkommener entwickelten Sinnes- und Bewegungsorganen, als die des menschlichen Kindes geboren wird, und sich demnach in einem geeigneteren Zustande befindet, um deren verschiedene Funktionen auszuüben, sei es nun um Kenntniß von den Eigenschaften und Verhältnissen der umgebenden Gegenstände zu erlangen, oder die Handlungen der Ortsbewegung und Manipulation auszuführen. Wenn dies der Fall ist, so versteht es sich von selbst, daß er schneller Dinge unterscheiden und Handlungen ausführen lernt, einfach, weil seine Sinnes- und Muskelapparate so weit in der Vollkommenheit vorgeschritten sind, um ihn dazu zu befähigen, und nicht durch die Kraft irgend eines besondern Instinktes oder einer derartigen Geistesfähigkeit. Es ist allein die Schnelligkeit, womit die Kenntnisse erlangt und

* Wir haben seitdem Gelegenheit gehabt, einen jungen Cynocephalen zu sehen, der vor Kurzem in der Menagerie des Jardin des Plantes geboren wurde.

die Handlungen ausgeübt werden, welche F. Cuvier überrascht hat, und man muß zugeben, daß vierzehn Tage wenig genug Zeit ist, um dem jungen Affen einen Grad von Stärke und Intelligenz zu verleihen, die es bei dem menschlichen Kinde zu entwickeln viele Monate erfordert; wir glauben aber, daß sich hier ein Irrthum in der Vergleichung findet, da der Mensch in dieser Beziehung eine Ausnahme von allen übrigen Thieren bildet, und in viel unvollkommenerem Zustande zur Welt kommt als diese, und es scheint, als ob dieser Zustand der Dinge von der Weisheit des Allmächtigen so angeordnet worden sei, um die nöthige Zeit für die Entwicklung des moralischen Charakters zu geben, welcher in diesem Falle noch zu dem gewöhnlichen Verstande der anderen Geschöpfe gefügt ist. Würden wir indeß den jungen Affen unmittelbar oder kurz nach seiner Geburt untersuchen, so läßt sich nicht bezweifeln, daß sich derselbe ebenso mangelhaft an Erkenntniß finden würde, als er es unstreitig an Erfahrung ist, und wir können in dem Phänomen, welches Cuvier so überrascht hat, nichts Außerordentlicheres sehen, als was man täglich an einem Kalbe oder Füllen beobachten kann.

Wie die Papionen sich an Gestalt und Bau den gewöhnlichen Vierfüßlern mehr nähern, als die übrigen Affen, ebenso gleichen sie denselben auch mehr in ihren Gewohnheiten und Sitten. Sie gehen häufiger, leichter und lieber auf allen Vieren, als die Semnopitheken oder Cerkopitheken, und dies scheint in der That ihr natürlichster und geeignetster Gang zu sein, wie es ebenfalls der, der ihnen in anderer Beziehung so nahe stehenden Cynocephalen ist, und wie diese letzteren Thiere, finden sie sich häufiger auf dem Boden oder an den steilen Felsen gebirgiger Gegenden, als in Wäldern oder auf Bäumen. Ihre Gewohnheiten sind natürlicherweise in beiden Fällen nur ihrer Organisation zuzuschreiben, da die robusten kräftigen Formen und kurzen muskulösen Glieder dieser Thiere dieselben mehr zum Leben auf Bergen als auf Bäumen befähigen, ein Umstand, der auch durch den Mangel des langen beweglichen Schwanzes, welcher einen so hervorleuchtenden Antheil an den Handlungen der die Wälder bewohnenden Affen nimmt, weitere Begründung erhält.

Die Wohnsitze dieses Genus erstrecken sich über ganz Asien und die nördlichen und östlichen Provinztheile von Afrika. Der erstere Continent ist indessen als das Hauptquartier dieser Thiere zu betrachten, von dem sich nur zwei Species in dem letzteren vorfinden, während nicht weniger als sieben, wenn nicht noch mehr über die Halbinseln von

Indien und Malacca, und die großen Inseln des östlichen Archipels vertheilt sind. Fünf Species sollen das indische Festland allein bewohnen, was jedoch in Bezug auf einige derselben bezweifelt werden muß; der Wanderu (Papio silenus) soll sich sowohl auf der malabarischen Küste, wie auf der Insel Ceylon finden; von einer anderen Species ist bekannt, daß sie auf Sumatra und höchst wahrscheinlich auch auf den benachbarten Inseln existirt, und eine (der Papio niger) ist von den Philippinen gebracht worden. Andere Species existiren ohne Zweifel — und werden vielleicht auf ewig unbekannt bleiben — in den undurchdringlichen, und unwirthbaren Wäldern von Borneo, Celebes und Sumatra. Die Papionen lassen sich natürlich in zwei kleine Gruppen theilen, die sich durch die größere oder geringere Länge des Schwanzes auf der einen Seite und dessen beulenähnliche Form, oder gänzliche Abwesenheit auf der andern unterscheiden. Zu der ersteren gehören der Gelada (Papio gelada), der Wanderu (Papio silenus), der Bandar oder Bhunder (Papio rhesus) und der Maimon oder Schweinsschwanzaffe (Papio nemestrinus), während der Magot, oder wie er oft genannt wird, türkische Affe (Papio inuus), Papio niger, Papio maurus und Papio speciosus, dieses Organes entweder gänzlich ermangeln, oder dasselbe nur in einer beulenartigen oder rudimentären Form besitzen. Wir werden von beiden Gruppen einige der interessantesten Arten zur mehr ins einzelne gehenden Beschreibung auswählen.

Der Bhunder (Papio rhesus).

Wir wählen den Rhesus als ein Beispiel der kurzschwänzigen Papionen nicht nur weil es nothwendig ist, einen bedeutenden Theil der Verwirrung, welche sich in Bezug auf dieses Thier in die gewöhnlichen naturgeschichtlichen Werke eingeschlichen hat, aufzulösen, sondern auch als eine von denjenigen Species, die bei den Verehrern des Brahma sehr hohe religiöse Verehrung genießen, und in Folge ihrer Verbindung mit der Geschichte jenes merkwürdigen Volkes besonders beachtungswerth sind. Es ist stets eine undankbare Aufgabe die Synonymen zu berichtigen, oder die zahlreichen Irrthümer aufzuklären, welche sich täglich in diesen Zweig der Naturgeschichte einschleichen, sei es nun durch die Eile oder Unwissenheit von denjenigen Beschreibern, welche Alles was sie selbst nicht wissen, als der ganzen übrigen Welt ebenso unbekannt betrachten, und rücksichtslos neue Namen und unvollkommene Merkmale aufzwingen, die nur dazu dienen, Alles was bisher gethan worden ist, zu



Fig. 17. Der Bhunder (Papio rhesus).

verderben und verwirren; wie unangenehm diese Aufgabe aber auch sein mag, so ist sie doch höchst nothwendig, und derjenige, welcher der Wissenschaft nützen will, darf sich weder von der Arbeit und Schwierigkeit, welche die Ausführung derselben begleiten, noch von dem Tadel seiner Zeitgenossen zurückschrecken lassen, der dadurch stillschweigend, oder auch zuweilen ausdrücklich ausgesprochen werden muß. Das Zartgefühl wird natürlicherweise die Schicklichkeit einer von Beleidigungen freien Sprache vorschreiben, wo es unvermeidlich ist, Tadel auszusprechen; die Besprechung einfacher, wissenschaftlicher Wahrheiten sollte niemals die Leidenschaften der streitenden Theile aufregen, und wenn die Eitelkeit affektirter Superiorität zuweilen Männer verleitet, von den Arbeiten ihrer Zeitgenossen in herabsetzenden Ausdrücken zu sprechen, so leiden diese am Ende selbst darunter, und die Reflexion, daß sie dem Irrthum ebenso gut ausgesetzt sind als ihre Nächsten, sollte dieselben höchst vorsichtig machen, ehe sie allgemeinen Tadel aussprechen. Diese Bemerkungen wurden uns von selbst durch die Nothwendigkeit eingegeben, in der wir uns mit Bezug auf das, den Gegenstand des vorliegenden Artikels bildende Thier finden, den großen und mit Recht berühmten Baron Cuvier — einen Philosophen, dessen kritischer Scharfsinn und richtige Erkenntniß ihn gewöhnlich vor solchen Irrthümern bewahrten — als den Urheber aller Verwirrung, welche bisher in der Geschichte und den Synonymen des Rhesus obgewaltet hat, zur Rechenschaft zu ziehen.

Edwards hatte einen Papio unter dem Namen des schweinsschwänzigen Affen beschrieben und abgebildet, welcher sich hauptsächlich durch seinen kurzen nackten und dünnen, dem eines Schweines ähnlichen Schwanz auszeichnete. Buffon hatte später dieselbe Species aufgefunden und unter dem Namen Maimon abgebildet, wobei er sich zu gleicher Zeit ausdrücklich auf Edwards Beschreibung bezog; die Identität der beiden Thiere wurde von Geoffroy St. Hilaire, Audebert und andern Naturforschern angenommen, und das Thier unter dem specifischen Namen Simia nemestrinus aufgenommen. Buffon jedoch hatte im siebenten Bande der Ergänzungen zu seinem großen Werke unter dem Namen Macaque à queue courte und Patas à queue courte, eine andere Species beschrieben und abgebildet, die in der Kürze des Schwanzes zwar dem Maimon oder schweinsschwänzigen Affen ähnelte, jedoch in den meisten anderen Beziehungen von denselben sehr verschieden war. Diese Species zeichnete und beschrieb Audebert später nach einem lebenden Exemplare unter dem Namen Simia rhesus, wobei er sich auf den Macaque à queue courte Buffons als specifisch gleich bezog. Dies war der Stand der Sache bis zum Erscheinen der ersten Ausgabe des „Règne Animal," worin Baron Cuvier Buffons Maimon für dieselbe Species ansah, welche Audebert unter dem Namen Rhesus beschrieben hatte, und die Autorität, welche jenes Werk so schnell erhielt, verbreitete den Irrthum so allgemein, daß selbst ein so scharfsinniger Forscher wie Desmarest denselben ohne Frage angenommen und fast jedes seitdem über diesen Gegenstand veröffentlichte Buch ihn wiederholt hat. Cuvier scheint damals mit keiner der fraglichen Species im lebenden Zustande bekannt gewesen zu sein, und die specifischen Kennzeichen aller Affen hängen, wie wiederholt bemerkt worden ist, so sehr von dem physiognomischen Ausdrucke ab, der sich in ausgestopften Exemplaren so leicht verwischt, daß es fast unmöglich wird, dieselben in Museen zu beobachten.

Dies war höchst wahrscheinlich der Grund, aus welchem Cuviers Verwechslung entstand, und sein Bruder F. Cuvier, der später beide Species nach lebenden Exemplaren beschrieb, scheint von dieser falschen Ansicht so durchdrungen gewesen zu sein, daß kaum selbst die Betrachtung des Thieres vor ihm denselben davon abbringen konnte. Beide Species werden jedoch häufig nach England gebracht, und wer sie jemals nur mit gewöhnlicher Aufmerksamkeit gesehen oder untersucht hat, muß augenblicklich ihre specifische Verschiedenheit und die Treue und Wahrheit von Buffons Beschreibung des schweinsschwänzigen Affen erkennen. Sie besitzen

in der That kaum ein gemeinschaftliches Kennzeichen außer der Kürze des Schwanzes, der indeß bei der einen stets dünn, spitz und fast nackt, bei der andern dagegen dick und mit ziemlich buschigem Haar bedeckt ist. Außerdem ist die Heimath derselben weit von einander verschieden, da der Maimon auf Sumatra beschränkt ist, während der Rhesus Bengalen und die oberen Provinzen Indiens bewohnt.

Der specifische Name Rhesus ist von Audebert dem von Buffon auf die Species angewandten, vielen Aussetzungen unterworfenen, zusammengesetzten Beinamen Macaque à queue courte substituirt worden. Der eigentliche einheimische Name des Thieres in Bengalen und Oberindien ist jedoch Bhunder, oder wie er auch zuweilen geschrieben wird, Bandar oder Bander, und wir werden uns erlauben, dasselbe mit diesem Namen zu bezeichnen, da die einheimischen Namen stets für den Reisenden und Zoologen von großer Wichtigkeit, und häufig die einzigen Mittel sind, um in Büchern erwähnte oder in fremden Ländern angetroffene Thiere wieder zu erkennen. Der Bhunder ist auf allen oberen Theilen des Körpers grünlichgrau melirt, was daher kommt, daß jedes einzelne Haar mit abwechselnden Ringen von dunkelbrauner und gelblicher Farbe versehen ist. Die Kehle, Brust, Unterleib und die innere Fläche der Arme und Schenkel sind hellgrau, und die Hinterbacken sowie die Außenseite der Schenkel, hellroth; das Haar auf diesen letzteren Theilen ist länger als irgendwo anders, und seine stark gegen die dunkle Farbe der Umgebungen abstechende Färbung hat diesem Thiere den lokalen indischen Spitznamen Lall-saunt, oder Rothhinterer verschafft. Die Haut des Gesichts, der Ohren und Hände ist nackt und von heller Kupferfarbe, und der Schwanz, wie bereits erwähnt, kurz, dick und ziemlich buschig; er wird von den Thieren meist fest angedrückt getragen — eine allen Papionen und Cynocephalen gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit, welche dieselben auf den ersten Blick von den Semnopitheken, Cerkopitheken und Coloben unterscheidet.

F. Cuvier bemerkt, daß die Haut des Bhunder von Natur äußerst schlaff ist. „Selbst junge Individuen," sagt er, „zeigen bereits jene hängenden Hautfalten zu beiden Seiten der Brust, die bei andern Affen meist Zeichen des hohen Alters sind, und die Brüste selbst, sowie der Unterleib nehmen bald das gleiche charakteristische Aussehen an. Daher kommt es, daß, wenn das Thier fett ist, es eine fast monströse Korpulenz erreicht; die Brüste des Weibchens werden dann voll und kugelförmig, wie bei der menschlichen Species, der Bauch vergrößert sich und das Gesicht schwillt in solchem

Grade an, daß es schwer wird, die Gesichtszüge zu erkennen. Herumziehende Menageriebesitzer benutzen ihre Kenntniß dieser Umstände dazu, den Rhesus zu mästen und dem Publikum als eine außerordentliche Art von Pigmäen oder Orangutan zu zeigen, eine Täuschung, welche die vollen Brüste und rosenfarbigen Brustwarzen des Thieres bedeutend unterstützen.“ Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen nur durch ihre geringere Größe und höhere Sanftheit.

Im Vergleich mit vielen anderen Species ist der Bhunder jedoch in jedem Alter von eigensinnigem, widerspänstigem Temperament, und unterscheidet sich in dieser Hinsicht, sowie in vielen andern wesentlich von dem Maimon, oder wie er eigentlich nach seinem unter den Malayen von Sumatra einheimischen Namen genannt werden sollte, dem Bruh. Wir haben stets die letztere Species, selbst im hohen Alter, gehorsamer und erkenntlicher für freundliche Behandlung gefunden, als irgend einen andern Papio. Er scheint sich leichter mit seiner Lage in der Gefangenschaft zu versöhnen, wird eher ernst als verstockt, und zeigt weder die Hartnäckigkeit noch die Bosheit seiner Verwandten. Es ist möglich, daß er im hohen Alter eben so mürrisch und bösartig wird, wie die übrigen Papionen; gewiß ist nur, daß er zu jener Periode durch seine ungeheure Korpulenz und die tiefeingesunkenen Augen ein häßlich entstelltes Aussehen erlangt, denn bei dieser Species scheint, wie bei allen Papionen, der Körper, so lange das Thier lebt, seine Dimensionen fortwährend zu vergrößern. So lange der Bruh noch jung oder nur halb erwachsen ist, leidet seine Gutartigkeit und Intelligenz keinen Zweifel. Diese Eigenschaften haben dem Bruh einen hohen Grad von Achtung bei den Eingeborenen von Sumatra verschafft, die ihn gern zähmen und denen es selbst gelungen ist, von seiner Intelligenz und Gelehrigkeit größeren Nutzen zu ziehen, als wir von irgend einer andern Affenart authentisch berichtet finden. Sir Stamford Raffles theilt uns mit, daß dieselben ihm lehren, die Kokuspalme zu erklettern, um deren Früchte abzunehmen, und daß es mit bewunderswürdiger Unterscheidungsgabe die reifen von den unreifen Nüssen auswählt und nicht mehr abpflückt, als sein Herr verlangt. In Bezug auf diesen Gebrauch schlägt Sir Stamford in seiner werthvollen Abhandlung über die javanische Thiere im dreizehnten Bande der Verhandlungen der Linné'schen Gesellschaft den specifischen Namen Carpolegus für den Bruh vor, da er die Identität desselben mit dem Maimon und schweinsschwänzigen Affen der Naturforscher nicht zu kennen scheint; da aber Sir Stamfords eigene, jetzt in dem Museum der zoologischen Gesellschaft aufgestellte Exemplare diese Identität vollständig fest-

stellen, so muß der Name Carpolegus zu Gunsten des Nemestrinus, welchen dieses Thier stets bei den systematischen Zoologen getragen hat, unterdrückt werden. Die hier in Bezug auf die natürlichen Sitten und die Gemüthsart des Bruh gemachten und durch das sorgfältige Studium von mehr als einem Dutzend Exemplaren begründeten Bemerkungen werden von dem, was F. Cuvier über die in seiner Naturgeschichte der Säugethiere beschriebenen Individuen berichtet, nur bestätigt.

Wir nehmen nun die Geschichte des Bhunder wieder auf. Sowohl diese Species als der Bruh haben zuweilen in der Menagerie des Jardin des plantes Junge gebracht, und dieselben sind, mit Ausnahme des gemeinen Makak (des Cercopithecus cynomolgus eines früheren Kapitels) und des Magot, die, wie man bemerken wird, meistens zu dem gegenwärtigen Genus gehören, die einzigen Affen, oder in der That die einzigen Simien, die sich in der Gefangenschaft vermehrt haben.* Folgendes ist Cuviers Erzählung dieses interessanten Vorfalls. „Der junge Rhesus, von dem ich hier eine Abbildung gebe, wurde am 18. Dezember 1824 mit vollkommen entwickelten Sinnen geboren; ich konnte die Dauer der Schwangerschaft nicht genau ermitteln, vermuthe aber, daß dieselbe gegen sieben Monate gedauert haben mag, was ungefähr die Periode ist, welche ich bei andern Species bemerkt habe. Sogleich nach der Geburt hing sich dieser junge Rhesus an den Leib seiner Mutter, indem er sich mit Händen und Füßen fest an den Pelz klammerte und seinen Mund an die Brustwarze legte, die er vierzehn Tage lang nicht verließ, außer um eine Brust mit der andern zu wechseln; während dieser ganzen Zeit veränderte er seine Lage nicht, schlief, wenn die Mutter ruhig war, ließ aber selbst im Schlafe nicht los. So vergingen die ersten vierzehn Tage seines Lebens, während deren er keine Bewegungen außer denen der Lippen und Zunge zum Saugen und der Augen zum Sehen machte; denn er schien vom ersten Augenblicke seines Lebens an Gegenstände zu unterscheiden und dieselben aufmerksam zu betrachten, folgte mit den Augen den verschiedenen Bewegungen, welche um ihn her vorgingen, und Nichts zeigte die Nothwendigkeit des Tastens an, um ihm entweder die Anstrengung zu lehren, welche erforderlich sein würde, um einen entfernten Körper zu erreichen, oder auch um ihn mit dem größeren oder geringeren Abstande dieser Körper von ihm selbst bekannt zu machen.

„Die Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Mutter in Allem,

* Wir haben, nachdem dies geschrieben war, in Paris im Oktober 1837 einen jungen in jener Menagerie geborenen Cynocephalus gesehen.

was sich auf die Ernährung und Erhaltung des Kindes bezog, war so groß und vorsorglich, als man sich nur vorstellen kann; sie konnte keinen Laut hören und keine Bewegung wahrnehmen, ohne daß ihre Aufmerksamkeit erregt worden wäre und ihre Sorgfalt für dessen Schutz sich kund gethan hätte; das Gewicht desselben schien niemals ihre Bewegungen zu hindern, welche sie so geschickt vornahm, daß trotz ihrer Complikation und Verschiedenheit dessen Sicherheit keinen Augenblick gefährdet war. Am fünfzehnten Tage ungefähr fing das kleine Geschöpf an, sich von seiner Mutter abzulösen und zeigte vom ersten Versuch an eine Geschicklichkeit und Bestimmtheit, die weder aus Uebung noch aus Erfahrung entspringen konnten, und die bewiesen, daß die Theorien über die absolute Nothwendigkeit des Tastsinns um gewisse Funktionen des Gesichts ausüben, illusorisch und unbegründet sind. Es klammerte sich zuerst an die vertikalen Stangen seines Käfigs an und kletterte an denselben nach Belieben herauf und herab, wobei ihm aber stets das Auge der Mutter folgte, und ihre Hand immer bereit war, zu stützen oder zu helfen und nachdem es so von seiner Freiheit einige Sekunden lang Gebrauch gemacht hatte, kehrte es in seine erste Lage zurück. Zu anderen Zeiten bewegte es sich einige Schritte weit auf dem Boden des Käfigs vorwärts, und ich habe es sogleich bei den ersten Versuchen sich freiwillig von der Höhe auf den Boden stürzen und mit der größten Präcision auf den Füßen anlangen, dann an den Stangen hinaufspringen und dieselben mit einer Genauigkeit erfassen sehen, welche mindestens der der Mutter gleichkam. Zuweilen versuchte die Mutter sich der Mühe des Säugens zu entziehen, obgleich sie niemals der Besorgtheit für die Sicherheit des Jungen vergaß, und sobald ihm irgend eine Gefahr drohte, dasselbe wieder mit den Armen umfaßte, und die Bürde, sowie die Mühe, welche es ihr verursachte, ganz zu vergessen schien.

„In dem Maße, wie sich die Kräfte dieses kleinen Geschöpfes entwickelten, wurden dessen Sätze und Luftsprünge wahrhaft erstaunlich. Ich fand Vergnügen daran, es während dieser Augenblicke der Munterkeit zu beobachten, und darf wohl sagen, daß ich es niemals eine falsche Bewegung oder Berechnung machen, oder nicht mit der äußersten Präcision an dem beabsichtigten Flecke ankommen sah. Diese Beobachtung gab mir den augenscheinlichen Beweis, daß es ein besonderer Instinkt in der Berechnung der Entfernungen und Bestimmung des zur Ausführung einer bestimmten Handlung nöthigen Stärkegrades leitete. Es ist gewiß, daß mit der Intelligenz des Menschen dieses Thier zahlreicher Ver-

suche bedurft haben würde, um dasjenige auszuführen, was es hier von Anfang an mit der größten Vollkommenheit that, obgleich es kaum einen Monat alt war.

„Erst nach ungefähr sechs Wochen wurde eine substanziellere Nahrung als Milch zur Unterhaltung dieses jungen Thieres nöthig, und hier war es, wo ich einen neuen Zug in der intellektuellen Natur dieser Geschöpfe entdeckte. Diese früher von solcher Zärtlichkeit erfüllte und solcher Sorgfalt belebte Mutter, die ihr Junges beständig an der Brust behielt, und so viel mütterliche Liebe und Zuneigung zeigte, daß man hätte denken sollen, sie würde es aus ihrem eigenen Munde füttern, wollte ihm nicht erlauben, den kleinsten Bissen Nahrung zu berühren, nahm ihm alle Früchte und anderen Gegenstände, die ihm gegeben wurden, weg, trieb es fort, sobald es sich dem Gefäße näherte, worin ihre gemeinschaftlichen Provisionen befindlich waren, und beeilte sich, ihre Backentaschen und Hände zu füllen, damit ihr ja nichts entging. Diese Handlungen konnten keinem andern Grunde zugeschrieben werden, als reiner Gefräßigkeit; sie konnte nicht wünschen, dasselbe zum Saugen zu zwingen, da ihre Milch bereits vertrocknet war; ebenso wenig konnte sie fürchten, daß die Nahrung ihrem Jungen schaden würde, da es dieselbe aus eigenem Antriebe suchte. Der Hunger machte jedoch dieses kleine Geschöpf äußerst kühn und geschickt; es kümmerte sich nicht um die Schläge der Mutter, die in der That niemals sehr schwer auffielen, und wie sehr sie sich auch bemühen mochte, es fortzutreiben und sich in Besitz des Ganzen zu setzen, so gelang es ihm doch stets einen Theil davon zu stehlen, womit es sich in den entferntesten Winkel des Käfigs zurückzog und stets, während es sein Futter verzehrte, sorgfältig der Mutter den Rücken zukehrte — eine keineswegs unnöthige Vorsicht, da ich sie mehr als einmal ihren eigenen Platz verlassen und an das andere Ende des Käfigs gehen sah, um ihm den Bissen aus dem Munde zu nehmen. Außer zur Essenszeit gab die Mutter niemals diese unnatürlichen Gefühle kund, sondern berücksichtigte alle Bedürfnisse und Handlungen ihres Sprößlings mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Das kleine Geschöpf selbst erkannte diejenigen, welche es fütterten und liebkosten, vollkommen und zeigte weder Bosheit noch irgend einen andern Zug des Affencharakters, außer dessen Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit."

Zu diesem höchst interessanten Auszuge bemerken wir nur, daß die Folgerungen, welche F. Cuvier aus der frühzeitigen Intelligenz und Präcision der Bewegungen des jungen Rhesus zieht, durch die Prämissen kaum gerechtfertigt

zu sein scheinen, da er die im Vergleich zum menschlichen Kinde vollkommenere Entwicklung der Sinne und physischen Kräfte dieses kleinen Thieres nicht berücksichtigt. Diese Ausbildung der physischen Kraft wird nothwendigerweise von einer entsprechenden Entwicklung der Verstandeskräfte begleitet, und das Thier, welches auf diese Art im Besitz der dazu nöthigen Mittel ist, wird demnach mit einer beim Menschen beispiellosen Schnelligkeit zur Erfahrung gelangen; schon die Kraft, sich vierzehn Tage lang an dem Körper der Mutter festzuklammern und die dadurch erlangte Erfahrung über den Raum zwischen dessen verschiedenen Extremitäten, erscheint genügend zur Erklärung der Kenntniß der Entfernungen, welche Cuvier so sehr auffiel.

Mit Ausnahme des Hunuman oder Entellus, scheint der Bhunder der einzige in Bengalen und den oberen Provinzen von Indien vorkommende Affe zu sein. Dies wird von verschiedenen Reisenden sowohl als von indischen Offizieren, mit denen wir über den Gegenstand gesprochen haben, bestätigt, und die Angabe Hodgsons, daß der Toque oder Hutaffe (Macacus radiatus) den Saulwald und die unteren Provinzen von Nepaul bewohne, hat höchst wahrscheinlich seinen Grund in einem Irrthume. Der folgende Bericht über den Bhunder wird von Kapitän Williamson in seiner prächtigen und werthvollen Abhandlung über die Wildjagden Indiens gegeben. „Die gewöhnliche Affenart, welche sich fast überall findet, ist der Bhunder oder Waldmann. Er mißt aufrecht stehend ungefähr zwei Fuß, und ist gelehrig und zutraulich. Bei den Taschenspielern, die außer vielen andern merkwürdigen Gegenständen eine Menge höchst natürlich von den Bhunders ausgeführter Kunststücke zeigen, ist es höchst amüsant, diese kleinen Schauspieler den Gang und die Bewewegungen der verschiedenen Professionen nachahmen, und besonders durch ihre Handlungen die Sündflut von Schmeicheleien, welche die Taschenspieler über Alles, was den englischen Namen trägt, ausschütten, bestätigen zu sehen. Ihre Bewegungen bei diesen Gelegenheiten sind so ausgezeichnet richtig, daß mancher menschliche Professer der Mimik, ohne die geringste Herabsetzung, von diesen kleinen Nachahmern Lektionen nehmen könnte.

An vielen Orten sind feste Einkünfte zur Unterhaltung ganzer Stämme von Bhunders bestimmt. Diese hängen meist von einem Fakir oder Bettelpriester, oder einem Milky ab, der durch irgend ein frommes Vermächtniß Ländereien erhalten hat. Diese, welche entweder eine kleine Hütte bewohnen, oder mit irgend einem besonderen Mausoleum, das zu Ehren ihres Wohlthäters errichtet ist, in Verbindung

stehen, erhalten sich und die Bhunders durch Anforderungen an die Wohlthätigkeit der Reisenden, die von der Familiarität der Affen erfreut, es selten versäumen, einige wenige Pice (Peis) oder kleine Kupfermünzen zu schenken, von denen ein Theil im Laden eines benachbarten Viktualienhändlers, der stets in der Nähe einer solchen regelmäßigen Consumtionsstelle aufgeschlagen ist, ausgegeben zu werden pflegen. Die Affen sind sehr gesetzt, kommen nur wenn sie gerufen werden und belästigen Niemand. Es ist indessen schon vorgekommen, daß die Pensionäre sich durch Kleinigkeiten verletzt gefühlt und Unheil gestiftet haben; sie beißen sehr scharf, und zeigen in ihrer Rache ungewöhnliche Einstimmigkeit und Ausdauer."

Diese Angaben werden von Johnson in seinen indischen Jagden bestätigt; wir werden seine Beobachtungen ausziehen, weil sie nicht nur in anderer Beziehung interessant sind, sondern auch weil sie ein Beispiel der hohen Verehrung geben, womit die Eingeborenen diese Thiere betrachten, sowie der Gefahr, welche zuweilen dieselben unvorsichtig belästigende Europäer laufen. „In Bindrabun (ein Name, der, wie ich vermuthe, ursprünglich Baunderbund war, was buchstäblich ein Gebüsch voll Affen bezeichnet), einer nur wenige Meilen von der heiligen Stadt Muttra entfernten Lokalität, sind mehr als hundert Gärten mit allen Arten von Früchten nur zu Unterhaltung dieser Thiere bebaut, welche durch religiöse Schenkungen von reichen Eingeborenen in gutem Stande erhalten werden. Es gibt in und um diesen Ort tausende von Affen, und es ist seltsam genug, daß ich unter denselben nie Hunumans gesehen habe; es sind alles kleine braune Affen, wie sie die Taschenspieler begleiten, und die, wie ich glaube, von allen die klügsten sind. Als ich eine Straße in Bindrabun durchschritt, kam ein alter Affe von den Zweigen eines Baumes herab, unter dem wir vorüberkamen, zog den Turban meines Hurscharrahs, der vor dem Palankin herlief, ab, sprang damit fort und über die Dächer einiger Häuser, wo es unmöglich war, ihm zu folgen, und ließ sich nicht wieder sehen.

„Ich wohnte einst einen Monat lang in jener Stadt in einem großen Hause am Ufer des Flusses, das einem reichen Eingeborenen gehörte; es besaß keine Thüre und die Affen kamen häufig in das Zimmer, wo wir uns befanden und schleppten Brod und andere Dinge vom Frühstückstische fort. Schliefen oder saßen wir in einem Winkel des Zimmers, so plünderten sie jeden andern Theil aus. Ich stellte mich oft, als ob ich schliefe, um ihre Manöver und die Vorsicht, womit sie Alles untersuchten, zu beobachten, und amüsirte

mich sehr an ihrer Klugheit und Behendigkeit. Sie sprangen oft zwölf bis fünfzehn Fuß weit von einem Hause zum andern, mit einem oder zuweilen auch zwei Jungen am Bauche, wobei sie noch einen Brodlaib, etwas Zucker oder andere Gegenstände trugen, und der Anblick der Sorgfalt, womit sie stets ihre Jungen behandelten, würde für manche Mutter eine gute Lektion gewesen sein. Während ich in Muttra stationirt war, feuerten zwei junge Offiziere, die sich auf einem Jagdausfluge in Bindrabun befanden, unklugerweise auf einen Affen, was die Einwohner, Fakire und andere Hindus des Ortes in solche Wuth brachte, daß dieselben in großen Haufen zusammenliefen, die Offiziere und den Elephanten, worauf dieselben ritten, mit Ziegelsteinen und anderen Gegenständen warfen und sie in den Fluß trieben, wo Beide sowohl als der Treiber ertranken; der Elephant wurde gerettet und landete ungefähr sechs Meilen stromabwärts, ohne den Haudah oder irgend einen Theil der Befestigungen. Da es wohlbekannt ist, daß alle Hindus diese Thiere in religiöser Verehrung halten, so sollten die Europäer dieselben nie verletzen; auch gebietet dies schon die Menschlichkeit, wie folgende Begebenheit, an der ich selbst betheiligt war, zur Genüge zeigt.

„Ich nahm Theil an einer Vergnügungspartie in Teecarry im Behardistrikt. Unsere Zelte war in einem großen Mangogarten gesteckt, und unsere Pferde in demselben Garten nicht weit von den Zelten angebunden. Als wir uns bei Tische befanden kam ein Syce oder Stallknecht, um sich zu beklagen, daß einige Pferde losgebrochen waren, in Folge des Schreckens, worein sie die Affen durch ihr Schnattern und Abbrechen der trockenen Baumzweige beim Herumspringen versetzt hatten, und daß, wenn man dieselben nicht forttriebe, auch die übrigen sich losmachen würden. Sobald wie das Essen vorüber war, ging ich demnach mit meiner Flinte heraus, um sie fortzutreiben und schoß die Schrotladung nach einem derselben ab, der augenblicklich zu dem niedrigsten Baumzweige herunterlief, als ob er auf mich zustürzen wollte, aber plötzlich innehielt, kaltblütig seine Pfote auf den verwundeten Theil legte und sie mit Blut bedeckt ausstreckte, und mir zum Sehen hinhielt; dies machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich es nie vergessen werde, und ich habe seitdem nie wieder auf einen Affen geschossen. Fast unmittelbar nach meiner Rückkehr zur Gesellschaft benachrichtigte uns der Syce, daß der Affe todt war; wir hießen ihn uns denselben bringen; ehe er aber zurückkehren konnte, hatten die Affen schon den todten Körper fortgetragen, und keiner von ihnen war mehr zu sehen .... Ein

Mann von bedeutendem Ansehen, auf dessen Wahrhaftigkeit ich mich verlassen kann, hat mir mitgetheilt, daß in dem Distrikte Cooch Bahar ein bedeutender Landstrich wirklich von den Eingeborenen als einem Stamm von Affen, der die benachbarten Hügel bewohnt, eigenthümlich betrachtet wird, und daß, wenn die Eingeborenen ihre verschiedenen Getreidearten einernten, sie stets ungefähr ein Zehntel davon für die Affen zusammenhäufen, was auf diese Art wenigstens ein gebotenes, wenn nicht ein göttliches Recht auf Zehnten zu sein scheint, und es ist klar, daß sie darauf bestehen, dieselben in Natura zu empfangen, denn es wird hinzugefügt, sobald ihre Portion bezeichnet ist, kommen sie in Menge von den Bergen herab, tragen Alles was für sie bestimmt ist, fort, und verbergen es unter und zwischen den Felsen, damit es nicht vom Ungeziefer vernichtet wird. Von diesem Getreide leben sie hauptsächlich, und die Eingeborenen sagen, daß, wenn jene nicht ihren gehörigen Antheil bekämen, sie im nächsten Jahre nicht ein einziges Korn reif werden lassen, sondern das Getreide im Halme zerstören würden."

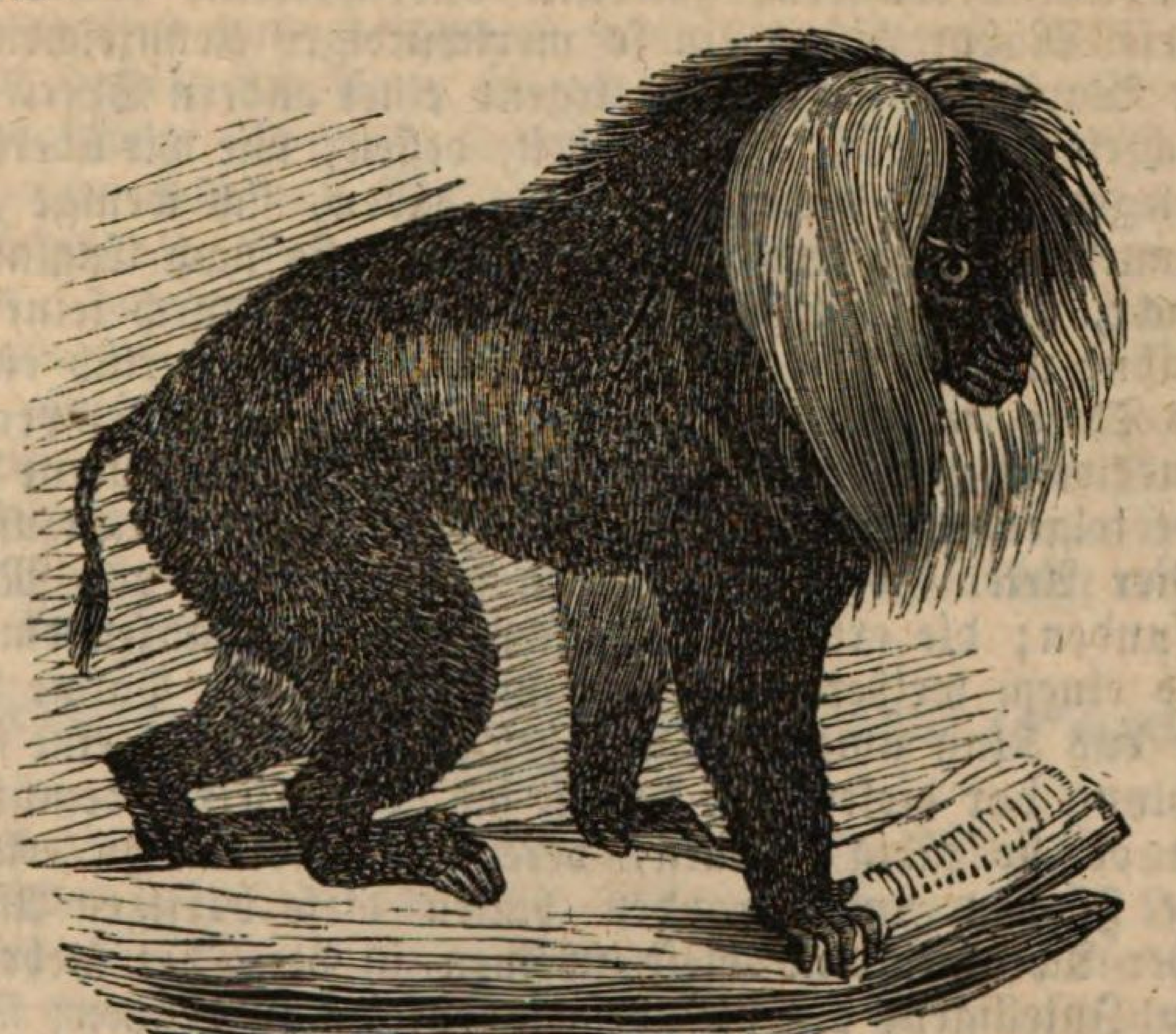


Fig. 18.

Der Wanderu (Papio silenus).

Der Wanderu scheint, wenn die Species, auf welche dieser Name angewendet wird, wirklich dieselbe ist, als die zuerst von Knox in seiner Geschichte von Ceylon beschriebene,

was sehr wahrscheinlich ist, ein Bewohner jener Insel und der benachbarten Halbinsel von Indien zu sein, obgleich es ziemlich auffallend ist, daß kein neueres Reisewerk seiner erwähnt. F. Cuvier theilt uns nach der Autorität des Herrn Duvaucel, der jedoch die Species nur in der Menagerie von Barraquepore sah, mit, daß die Indier dieses Thier Nil bandar, oder vielleicht eigentlicher Nyl oder Neel bhunder, was den dunkelblauen oderschwarzen Bhunder bedeuten würde, nennen; dies bezieht sich aber augenscheinlich nur auf die Farbe des Haares und kann kaum der wahre Name des Thieres sein, das, da es kein Bewohner von Bengalen ist, höchst wahrscheinlich auch keinen bengalischen Namen haben wird. Der ganze Körper des Wanderu ist von gagatschwarzer Farbe, eben so wie das nackte Gesicht und die Pfoten; der Schwanz ist ziemlich kurz und an der Spitze buschig, und Gesicht und Hals von einer langen, dicken Mähne von graubraunem Haar umgeben, die einige Aehnlichkeit mit der Perrüke eines englischen Richters besitzt und diesem Geschöpf ein entsprechendes Aussehen von Weisheit und Wichtigkeit gibt, was, mit seiner gewöhnlichen Gravität verbunden, zuweilen unbeschreiblich lächerlich ist. Diese Mähne bildet ein so merkwürdiges Kennzeichen, daß der Wanderu niemals mit irgend einer andern Species verwechselt worden ist, ein Vortheil, dessen, wie wir überflüssige Gelegenheit zu bemerken gehabt haben, sich wenige andere Simien rühmen können. Er wird häufig nach England gebracht, zeichnet sich aber hauptsächlich nur durch seine lange Mähne und tiefschwarze Farbe aus; er ist sicherlich ein schönes Thier, unterscheidet sich aber in Sitten und Temperament keineswegs von den übrigen Papionen. Pater Vincent Maria gibt folgenden Bericht über den Wanderu im Naturzustande: „Vier Arten von Affen werden auf der Küste von Malabar gefunden; die erste ist ganz schwarz, mit glänzendem Haar und einem weißen Bart von mehr als einer Palme Länge, der das Kinn umgibt. Die übrigen Affen haben eine so hohe Achtung vor dieser Art, daß sie sich vor derselben demüthigen, als ob sie fähig schienen, deren Superiorität zu erkennen. Die Fürsten und Granden halten diese bärtigen Affen in hoher Achtung, und diese scheinen in der That mehr Ernst und Intelligenz als die übrigen Species zu besitzen; sie werden für Schauspiele und Prozessionen erzogen und benehmen sich dabei bewundernswürdig.“ Die Ehrerbietung, welche, wie hier beschrieben wird, die malabarischen Affen dem Wanderu zollen, mag ganz wahr sein; der gute Pater aber irrt sich im Grunde, da sie ohne Zweifel der physischen und nicht der moralischen Superiorität des Thieres gilt, und vielmehr die Wirkung der Tyrannei als der Achtung ist.

Zwei andere, ihrer kurzen, beulenartigen Schwänze wegen auffallende Species von Papionen sind von F. Cuvier unter den specifischen Namen Macacus maurus und Macacus speciosus beschrieben und abgebildet werden. Sie unterscheiden sich von einander durch die Farbe des Gesichts, das bei der ersteren schwarz, bei der andern dunkel rosenroth ist. Von der schwarzen Species wissen wir nichts weiter, als was wir aus F. Cuviers Beschreibung erfahren, worin das Thier mit Pennants Waldpavian, einer Species, die zu bedeutenden Diskussionen Anlaß gegeben hat, identifizirt wird, die aber unserer Ansicht nach sich eher auf den Drill (Cynocephalus leucophæus) beziehen muß, wie wir beweisen werden, sobald wir zu diesem Thiere kommen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß der von Buffon im siebenten Bande der Ergänzungen zu seiner Naturgeschichte abgebildete Petit Cynocephale Cuviers Macacus speciosus sein mag, obgleich er der Aufmerksamkeit dieses Naturforschers entgangen ist. Den Macacus speciosus haben wir zweimal lebend in England gesehen, ohne indeß die genaue Lokalität, von welcher er kam, ermitteln zu können. Beide Exemplare waren nur halb erwachsen und besonders sanft und gutartig. Wahrscheinlich bezieht sich Pater Vincent Maria auf diese oder die schwarzgesichtige Species, wenn er sagt: „Die dritte Affenart, welche sich auf Malabar findet, ist von Aschfarbe, ohne Schwanz, oder mindestens nur mit einem sehr kurzen versehen, gelehrig und zutraulich und lernt schnell Alles, was man sie lehrt; ich hatte einen zum Geschenk erhalten, den ich eines Tags züchtigte, wo sein Geschrei eine so große Zahl seiner wilden Verwandten aus den benachbarten Wäldern herbeilockte, daß ich fürchtete, sie würden mir ein Leid zufügen, und um ihren Zorn zu vermeiden, genöthigt war, meinen Liebling in die Wälder fortzulassen.

Der gemeine türkische Affe oder Magot (Papio inuus).

Wir haben diese Species als ein Beispiel für die ungeschwänzten Papionen gewählt, nicht nur wegen ihrer Berühmtheit bei den alten Griechen und Römern, die sie Pithecus nannten, und deren Kenntnisse von der menschlichen Anatomie sich hauptsächlich aus der Section dieses Thieres hergeleitet zu haben scheinen, sondern auch weil es mit einer Ausnahme der einzige in Afrika gefundene bekannte Papio ist und auf diese Art so zu sagen das Verbindungsglied bildet, welches die Simien jenes Welttheils in Bezug auf ihre organischen Verwandtschaften und geographische Vertheilung mit denen Asiens verknüpft. Geoffroy Saint Hilaire schlägt

in seinem Tableau des Quadrumanes unter vielen anderen ähnlichen Eintheilungen, deren Unterdrückung er später selbst für nothwendig erkannt hat, vor, den Magot als den Typus eines besonderen Genus, Namens Inuus, zu betrachten; da aber die einzige Verschiedenheit nur in der Abwesenheit des Schwanzes, eines Organes besteht, welches bei den Papionen selbst da, wo es am meisten entwickelt ist, keine specifische Funktion ausübt, und dessen Länge wir allmählig abnehmen gesehen haben, bis es sich beim Papio maurus und Papio speciosus zu einer bloßen Beule reduzirt, und endlich bei der gegenwärtigen Species und beim Papio niger ganz verschwindet, so läßt sich die Schicklichkeit der Unterdrückung dieser und anderer von dem gelehrten französischen Professor vorgeschlagenen Benennungen nicht in Frage stellen, obgleich die modernen Compilatoren gerade diese Dinge mit einer bessern Sache würdiger Entschlossenheit am hartnäckigsten vertheidigen und fortpflanzen zu wollen scheinen, und wir sehen täglich Bücher die Presse verlassen, worin die Gattungen Inuus und Lasiopyga eben so keck erwähnt werden als die Gattungen Colobus oder Semnopithecus.

Der Magot oder, wie er auch oft genannt wird, der Affe der Berberei, weil er sich hauptsächlich in Nordafrika findet, ist vielleicht berühmter als irgend eine andere Species von Simien, selbst den Orang-Utan nicht ausgenommen. Er ist, ausgewachsen, von der Größe eines mittelmäßigen Hundes und von compakter, kräftiger Natur. Die Hauptfarbe des Körpers ist gelblichgrün, hier und da mit unregelmäßigen braunen Streifen gezeichnet, die jedoch nur zufällig sind und daher kommen, daß das Haar des Theiles auf einer Seite so beschattet wird, daß es die braune Farbe der Wurzel zeigt. Das Gesicht ist nackt und von bleiiger Fleischfarbe, aber selbst beim Jungen sehr runzlicht und mit schmutzig braunen, unregelmäßig gestalteten Flecken versehen; Backen, Kinn und die unteren Theile des Körpers sind gleichmäßig schmutzig grau. Das Thier hat, wie seine übrigen Verwandten, kurze, robuste Beine und geht am liebsten auf allen Vieren, in welcher Stellung es durch seine compakte Form und den Mangel des Schwanzes so ziemlich das Aussehen eines kleinen Bären erhält. In der Jugend ist es gelehrig und intelligent und lernt leicht verschiedene Handlungen nachahmen, was es bei den Luftspringern sehr beliebt macht, so daß es häufig bei diesen modernen Peripatetikern gesehen wird. In dem Maße, wie er älter wird, verliert der männliche Magot seine Gelehrigkeit und Gutartigkeit und endet zuletzt damit, daß er allen Gehorsam verweigert. Güte und Schläge sind dann gleich erfolglos,

um die Apathie und Verstocktheit seines Wesens zu bezwingen; eben so unfähig zur Vertraulichkeit, als unempfindlich für die Furcht, ist die Freiheitsliebe so zu sagen das einzige Gefühl, welches ihn zur Thätigkeit aufregen kann, und wenn er durch Vernachlässigung oder schlechte Behandlung zu stark an seine Gefangenschaft erinnert wird, so verfällt er bald in einen Zustand mürrischer Reizbarkeit, dem schnell eine Krankheit folgt, welche seinem Leben ein Ende macht. „Auf der andern Seite," um uns der Worte F. Cuviers zu bedienen, „wenn man ihn in Frieden und Ruhe läßt, so gewöhnt er sich an seine Gefangenschaft, doch ist alle seine Lebhaftigkeit dahin; auf den Hinterfüßen sitzend, mit auf den Knieen ruhenden Ellenbogen und herabhängenden Händen folgt er dem, was um ihn vorgeht, mit unbekümmerten, wenn nicht mit stupiden Blicken, und verbringt sein Leben, wenn er nicht aus dieser Lethargie durch den Hunger aufgestachelt wird, in einem Mittelzustande zwischen dem eines Thieres und einer Pflanze; seine vegetativen Funktionen dauern fort; außer dem Gefühl aber scheint Alles, was mit dem Verstande in Verbindung steht, verwischt zu sein.

„Dagegen," fährt F. Cuvier fort, „ist der Magot im Zustande der Freiheit von allen Thieren vielleicht dasjenige, welches Lebhaftigkeit des Charakters mit Verschiedenartigkeit der Gefühle im höchsten Grade vereinigt. Kein anderes ist wohl so muthwillig, Keines Verstand ist lebhafter oder durchdringender, und diese Eigenschaften, vereinigt mit ihrem kräftigen Körperbau, ertheilen ihnen eine so entschiedene Superiorität über die anderen Thiere des Waldes, daß sie bald die Oberhand erlangen und in den Distrikten, wo sie sich niederlassen, als absolute Tyrannen regieren. In großen Heerden vereinigt, bedecken sie die Bäume des Waldes, greifen offen jeden Feind an, dem zu widerstehen sie sich stark genug fühlen, und schrecken die gefährlicheren Raubthiere durch Geschrei und fortwährende Belästigungen aus ihren Wohnsitzen fort; sie haben keine andere Feinde zu fürchten als die mittelgroßen Katzen (den Leopard, Caracal und ähnliche Species), die bei Nacht an sie heranschleichen, die Bäume erklettern, auf denen sie schlafen, und sie tödten, ehe sie ihre Gefahr inne werden ... Das dem Magot in der Gefangenschaft angenehmste Futter sind Früchte, Brod oder gekochte Gemüse, besonders Mohrrüben und Kartoffeln; er gewöhnt sich aber an alle Arten von Nahrungsmitteln, wobei er dasjenige, was ihm verdächtig oder unbekannt ist, beriecht. Wenn er erzürnt ist, so bewegen sich seine Kinnladen mit überraschender Schnelle, seine Geberden werden rasch und leidenschaftlich und er gibt einen starken lauten

Ton von sich; unter gewöhnlichen Umständen ist er jedoch mild genug. Das natürliche Gefühl, welches ihn auf die Gesellschaft seinesgleichen hinweist, wenn er sich in Freiheit befindet, veranlaßt ihn in der Gefangenschaft, sich mit kleinen Thieren, die ihm zur Gesellschaft beigegeben werden, zu befreunden, sie überall mit sich herumzutragen, dieselben zärtlich zu umarmen und an sich zu schließen und wüthend zu werden, wenn man versucht, sie fortzunehmen. Man versichert uns, daß diese Thiere ihre Jungen mit einer Sorgfalt und Liebe pflegen, die von der zärtlichsten Mutter nicht übertroffen werden könnte und daß sie die größte Mühe auf deren Reinlichkeit und Nettigkeit verwenden."

Soviel über die Sitten des Magot in der Gefangenschaft; die Gewohnheiten desselben im Naturzustande sind treffend von Desfontaines beschrieben worden, der Gelegenheit hatte, dieselben in der Heimath des Thieres zu beobachten. Er sagt: „Der Pithecus findet sich in der Provinz Constantia in der Regentschaft in Algier und ich habe nie gehört, daß dieselben in irgend einem anderen Theile der Berberei beobachtet werden; sie leben in Gruppen in den der Seeküste nächsten Wäldern des Atlasgebirges und sind in Stora so gemein, daß die Bäume in der Nachbarschaft oftmals ganz von ihnen bedeckt sind. Sie leben von Fichtenäpfeln, süßen Kastanien und den Feigen, Melonen, Pistazienüssen und Gemüsen, die sie, trotz der Mühe, welche sich die Araber geben, um diese schädlichen Thiere ferne zu halten, aus deren Gärten stehlen. Während sie diese Diebereien begehen, entfernen sich zwei bis drei von dem Haupttrupp und halten auf dem Gipfel der benachbarten Bäume und Felsen Wache, und sobald diese Schildwachen das Herannahen einer Gefahr bemerken, warnen sie ihre Kameraden, die sogleich mit dem, was sie in die Hände bekommen können, Reißaus nehmen . . . Der Pithecus kann eine kurze Zeitlang aufrecht gehen, doch erhält er sich nur mit Schwierigkeit in dieser ihm nicht natürlichen Stellung, sein Gesicht ist nackt und sehr runzlig, was ihm, selbst ehe er noch ein Jahr alt ist, das Aussehen hohen Alters verleiht. Seine Backentaschen sind nicht sehr groß, die Augen sind rund, feurig und lebhaft, er besitzt große Gesäßschwielen, aber statt des Schwanzes nur ein kleines häutiges Anhängsel von kaum 6''' Länge. Die Nägel sind platt wie beim Menschen und er bedient sich seiner Hände und Füße mit großer Geschicklichkeit, um dasjenige, was ihm angeboten wird, zu ergreifen, oder selbst Knoten aufzulösen, was ich ihn mehrmals mit großer Geschicklichkeit thun sah. Die Farbe schwankt zwischen Braun und Grau, doch stets mit einer Schattirung von Grün. Bei

allen denen, welche ich gesehen habe, war ein Theil der Brust und des Leibes mit einem großen schwarzen Fleck bedeckt, in dem nicht das Haar, sondern die Haut diese Farbe zeigte. Im wilden Zustande werfen sie gewöhnlich nur ein Junges, das fast sogleich nach der Geburt auf den Rücken der Mutter steigt, die Arme um ihren Hals schlingt und so sicher von einem Orte zum andern getragen wird; zuweilen jedoch bleibt es auch fest an der Brust hängen."

Daß der Magot oder türkische Affe, der Simia inuus der neuern Naturforscher, der Pithecus der Alten war, ist nicht dem Schatten eines Zweifels unterworfen. Aristoteles charakterisirt ihn in seiner kurzen Weise und erwähnt zugleich eine zweite Affenspecies, die er Kebos nennt und als dem Pithecus in jeder Hinsicht außer durch den Besitz eines langen Schwanzes gleich beschreibt. Dieser Kebos ist der Gegenstand vieler Diskussionen unter den Naturforschern und Commentatoren gewesen, und es muß im Ganzen bekannt werden, daß bis in die neueste Zeit die über den Gegenstand gemachten Conjekturen keine bessere Begründung hatten als die Einbildung ihrer Urheber. Dr. Rüppells Reise in Abyssinien hat uns jedoch mit einem Thiere bekannt gemacht, das eine zweite afrikanische Papionenspecies ist und sich in der That von dem Papio der Berberei nur durch den Besitz eines langen Schwanzes unterscheidet, sonst aber genau, wie es Aristoteles beschrieben hat, in jedem andern wesentlichen Kennzeichen, selbst in der Farbe des Pelzes, damit übereinstimmt. Diese Species wird in den neuen Wirbelthieren des ebenerwähnten Verfassers unter dem einheimischen abyssinischen Namen Gelada beschrieben und stimmt mit Aristoteles charakteristischer Beschreibung, sowie mit der ihr von Plinius in Aethiopien angewiesenen Heimath so vollkommen überein, daß wir nicht anstehen, dieselbe als den vielbestrittenen Kebos jenes Philosophen zu erkennen, dessen wundervolle Genauigkeit und Scharfsinn sich hier an einem neuen merkwürdigen Beispiele kund gibt. Buffon und Andere haben den Nonnenaffen (Cercopithecus mona) mit dem von dem griechischen Philosophen erwähnten Thiere identifizirt, unabhängig aber von der geringen Größe und auffallenden bunten Färbung jener Species, die niemals deren Verwechslung mit dem Magot gestatten würde, bewohnt dieselbe einen andern Theil von Afrika und kommt nur an der Westküste, mit deren Produkten die Griechen gänzlich unbekannt waren, zu uns. Der Fall stellt sich jedoch in Bezug auf den Gelada Dr. Rüppells ganz anders; jenes Thier stimmt mit dem Magot in Gestalt, Farbe und generischem Charakter überein und findet sich in einem Lande, mit welchem die alten Griechen

und Aegypter fortwährend im Handelsverkehr standen, der jedoch nach dem Fall der Ptolomäer ganz aufhörte, was den von Plinius erwähnten Umstand, daß der Kebos nur einmal, und zwar von Pompejus dem Großen in Rom gezeigt worden sei, erklärt. So ergibt es sich am Ende, daß Aristoteles ein genauerer Naturforscher als Buffon, und der Verwechslung generischer Charakterzüge weniger unterworfen war als selbst der große französische Plinius. Dies ist aber bei weitem nicht das einzige Beispiel, welches wir anführen könnten, worin jener außerordentliche Mann sich als einen besseren Philosophen wie seine Commentatoren gezeigt hat. Buffon begeht z. B. den unverzeihlichen Fehler, den jungen und alten Magot für verschiedene Species zu halten und schreibt in Folge falscher Lesung der Stelle, worin Aristoteles des Pitheeus und Kebos erwähnt, dem griechischen Philosophen den gleichen Irrthum zu, der nach seiner Ansicht den in derselben Stelle erwähnten Cynocephalus als schwanzlos beschreibt — was Aristoteles gewiß nicht sagen will, wenn auch vielleicht seine Worte ein wenig zweideutig sind. Was aber auch vernünftigerweise für Zweifel über den Schwanz des alten Cynocephalus obwalten mögen, so können doch möglicherweise über den Rest der Beschreibung keine vorhanden sein. Die hervorstehende Schnauze und der Hundskopf, von welchem sogar der griechische Name hergeleitet ist, beweisen, daß das Thier ein wahrer Cynocephale und kein Papio war, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß dies die gleiche Species, welche wir auf den Monumenten der alten Aegypter abgebildet sehen, sein muß.

Der einzige andere Papio, welchen wir noch erwähnen müssen, ist eine Species, die in den letzten Jahren von den entferntern Inseln des indischen Archipels zu uns gekommen ist; sie soll von den Philippinen sein und ist schon im Anfang dieses Artikels beiläufig erwähnt worden. Es ist der Macacus oder Cynocephalus niger der Schriftsteller und vielleicht die schönste Art ber ganzen Gattung. Das Haar sowie die Haut und die nackten Theile des Gesichts und der Hände ist vom tiefsten Schwarz und die Backen zeichnen sich durch zwei starke Hervorragungen oder Anschwellungen zu beiden Seiten der Nase aus, welche das Thier gewissermaßen den Cynocephalen ähnlich machen, von denen die meisten, wo nicht alle, ähnlich charakterisirt sind. Dies war wahrscheinlich auch Baron Cuviers Grund für die Zusammenstellung desselben mit jenen Thieren unter dem Namen Cynocephalus niger. Dieses Thier ist jedoch sowohl in seinem organischen Bau, als seinen Charakter von den Cynocephalen sehr verschieden. Wir haben in den letzten sieben bis acht Jahren sechs lebende

Exemplare gesehen, bei denen trotz der Jugend aller die Hervorragung auf den Backen bereits vollständig entwickelt und beiden Geschlechtern gemeinschaftlich war; wodurch der schwarze Papio von den Cynocephalen abweicht, von denen nur die Männchen diese Anschwellungen besitzen, dieselben aber erst im vorgeschrittenen Alter erlangen. Alle diese Thiere waren sanft und spielerisch, zwar ernst, aber doch munter und vollkommen vertraulich ohne muthwillig zu werden; ihre Farbe, Proportionen und der Mangel des Schwanzes, gaben ihnen eine starke Aehnlichkeit mit kleinen Bären. Zwei sehr große im Leydener Museum aufbewahrte Exemplare sollen von Celebes gebracht worden sein. Die gleiche Sammlung enthält Exemplare des durch Dr. Seibold von Japan mitgebrachten beulenschwänzigen Papio, der aber mit dem Papio speciosus und dem Macacus speciosus des F. Cuvier verwechselt ist. Er gehört jedoch einer sehr verschiedenen Species an, und mag schicklich Papio japonicus genannt werden. Das Haar ist so lang und zottig wie das einer Ziege, während es bei dem Papio speciosus, wie wir schon an dem lebenden Thiere beobachtet haben, kurz, glänzend und glatt ist, der Schwanz bildet einen ungefähr zwei Zoll langen, bebuschten Höcker, und die Farbe des Pelzes im Allgemeinen, ist dunkelbraun. Ein ebenfalls von Dr. Seibold erlangtes junges Exemplar im Pariser Museum, besitzt einen feinen wolligen Pelz von dunkelbrauner Farbe, ohne eine Spur des gefleckten Charakters des Papio speciosus. Diese Species ist schon vor langer Zeit kurz, aber genau von Kämpfer beschrieben worden.

Zwölftes Kapitel.

Cynocephalen. Allgemeine Charakteristik des Genus — Aufzählung und Beschreibung der verschiedenen Species.

Die zweite Gattung der Paviane oder die Cynocephalen, wie sie von den wissenschaftlichen Zoologen nach den gr. Worten κυνος, Hund, und κηφαλος, Kopf, genannt werden, weil ihre verlängerten rüsselförmigen Schnauzen denen der Hunde gleichen, bilden eine Gruppe von vierhändigen Säugethieren, die von den Affen, Meerkatzen und selbst von den Papionen, welche ihnen in unserer allgemeinen Beschreibung der Si-

mien vorhergehen, sehr verschieden, und den niederen Thieren in ihrer organischen Bildung, ihren Leidenschaften und Neigungen näher verwandt sind, aber an Intelligenz und Verstandeskräften, alle gewöhnlichen Vierfüßler bedeutend überragen. Sie bilden in der That das letzte Glied in der Verbindungskette, welche die eigentlich sogenannten Simien mit den niedrigeren Gattungen der Säugethiere verbindet. Ob sie gleich bedeutend verändert und modifizirt sind, so bleiben doch ihre Organe noch immer wesentlich dieselben wie bei den Affen und Meerkatzen. Trotz ihrer vergleichsweisen Annäherung an die gemeinen Vierfüßler, behalten ihre einflußreichen zoologischen Kennzeichen noch immer den ächten Quadrumanentypus bei, und ihre Bildung, Gewohnheiten und Handlungen lassen sie nur mit den Simien zusammenstellen.

Der zoologische Name dieses Genus, Cynocephalus, dessen Bedeutung wir bereits erklärt haben, wird von Aristoteles und andern alten Schriftstellern angewendet, um eine besondere Art von Pavianen zu bezeichnen, welche die Länder und das rothe Meer bewohnt, und den neuern Naturforschern unter dem Namen Cynocephalus hamadryas bekannt ist. Die Aehnlichkeit, welche derselbe bezeichnen soll, beschränkt sich jedoch nicht auf die ursprünglich allein so genannte Species; sie bildet in der That das Hauptunterscheidungszeichen der vorliegenden Gruppe von Pavianen im Allgemeinen, und die systematischen Zoologen haben deßhalb seinen Umfang schicklicherweise ausgedehnt und auf das ganze Genus angewendet.

Obgleich die Cynocephalen von den übrigen generischen Gruppen beträchtlich abweichen, und sich auf den ersten Anblick leicht von denselben unterscheiden lassen, selbst von denjenigen, welche nicht gewohnt sind dieselben zu beobachten, so ist es doch schwierig genug gewesen, eine einfache Definition des Genus zu geben, welche nicht nur alle dazu gehörende Species umfaßt, sondern dieselben auch bestimmt von denjenigen unterscheidet, welche dem verwandten Geschlechte Papio angehören. Diese Schwierigkeit, welche wir bereits bei den meisten Quadrumanengattungen gefunden haben, mindestens soweit dieselben bis jetzt definirt worden sind, entsteht aus der Thatsache, daß bisher die zoologischen Unterscheidungszeichen dieser Gruppe nicht sowohl von den Verschiedenheiten des organischen Baues, als von den verschiedenen Graden und Modifikationen derselben Bildung, welche eine jede zeigt, abhängig gemacht wurden, und die, wenn auch gleich von dem Auge aufgefaßt, doch dem Ohre nicht so leicht verständlich zu machen sind. Dies

ist in der That eine Schwierigkeit, die uns in der Naturgeschichte bei jedem Schritte aufstößt, und einen großen Theil der Irrthümer und Verwirrungen veranlaßt hat, welche so notorisch die Wissenschaft verwickeln und die Fortschritte des Lernenden hindern. Eigenschaften, die sich natürlicherweise einem Sinne vorstellen, müssen vermittelst eines andern erklärt werden, und die nothwendigen Folgen davon sind vage und unbestimmte Ansichten; auch gibt es kein anderes Mittel zur Vermeidung der daraus hervorgehenden Uebel, als genau und richtig kolorirte Abbildungen — ein in den meisten Theilen der Säugethierkunde lange gefühltes und wie wir fürchten, wahrscheinlich noch lange zu fühlendes Bedürfniß. Indessen sind trotz dieser Schwierigkeit in dem vorliegenden Falle ihre Grenzen und Natur zu definiren, die in Rede stehenden Modifikationen für das Studium der Geschichte und des Baues dieser Thiere, von der größten Wichtigkeit, und üben einen mächtigen und augenscheinlichen Einfluß auf deren Gewohnheiten und Haushalt aus.

Das markirteste und auffallendste der Charakterzeichen, welche die Cynocephalen unmittelbar von den übrigen Simien unterscheiden, besteht in der starken Verlängerung des Gesichts und der Kinnbacken und der Gestalt der Schnauze, welche dem ganzen Kopf eine genaue Aehnlichkeit mit dem eines großen Hundes verleiht, und nach welcher, wie bereits bemerkt wurde, die Griechen und Römer dieselben sehr geeignet Cynocephali, oder hundsköpfige Affen nannten. Bei den gewöhnlichen Simien, den Affen und Meerkatzen z. B., welche einen menschenähnlichen runden Kopf und Gesicht besitzen, ist die Nase flach, und die Nasenlöcher auf der oberen Fläche des Gesichts, zwischen den Augen und dem Munde ungefähr in die Mitte gelegt, was so ziemlich dem Gesicht eines Menschen ähnlich ist, der durch Krankheit den größten Theil seiner Nase verloren, bei den Pavianen ist jedoch dieses Organ zugleich mit den Kinnbacken verlängert, selbst etwas länger als die Lippen, und die Nasenlöcher öffnen sich, gerade wie die des Hundes, auf der untern Seite. Es existirt hier also sowohl in der Gestalt wie in der Entwicklung dieses Organs ein merkliches Abweichen von dem was wir bei dem Affen und anderen höheren Quadrumanen sehen. Die große Länge des Gesichts benimmt dem Schädel und der Hirnschale einen Theil ihres Umfangs. Die Kauorgane sind zum Nachtheil des Gehirns und der intellektuellen Funktionen stark entwickelt. Die thierischen Neigungen walten über die Gelehrigkeit und Intelligenz des edleren animalischen Prinzips vor, der Gesichtswinkel, welcher ziemlich allgemein als genauer Maßstab der cerebralen und Ver-

standesfähigkeiten betrachtet worden ist, reduzirt sich auf 30°, während er bei Meerkatzen und Papionen nie geringer als 45° ist, und bei den Affen selbst bis zu 60 oder 65° steigt, und wie es sich aus diesen Anzeigen leicht entnehmen läßt, ist auch der Charakter der Cynocephalen weniger gelehrig und intelligent, als der der verwandten Genera. Dieser Verlängerung des Gesichts und dem Vorwalten des vorderen Theiles des Kopfes über den hinteren, ist mindestens bis zu einem gewissen Maße die Eigenthümlichkeit zuzuschreiben, daß die Cynocephalen seltener die aufrechte Stellung annehmen, als andere Quadrumanen und, selbst wenn sie dies thun, weniger fähig sind, dieselbe auch längere Zeit beizubehalten. Die Schwere des langen Gesichts und der Schnauze, zu der die geringe Größe der Hirnschale nur ein sehr ungenügendes Gegengewicht bildet, ermüdet die Halsmuskeln und bestimmt das Thier fortwährend auf allen Vieren Unterstützung zu suchen, wie sich bei einem Hunde oder Bären, dem man das Tanzen beigebracht hat, bemerken läßt, und in der That können sich die Cynocephalen eben so schwer in aufrechter Stellung erhalten, wie jene letzteren Thiere. Obgleich sie in ihren Gewohnheiten entschieden der Erde angehören, nehmen sie doch im Naturzustande die aufrechte Stellung höchst selten an; wenn der Bär beunruhigt oder bedroht wird, so stellt er sich zur Vertheidigung auf die Hinterbeine, ein gleiches thun die Cynocephalen, die Stellung ist aber in dem einem Falle augenscheinlich ebenso gezwungen und widernatürlich, wie in dem andern, und keines dieser Thiere bedient sich derselben freiwillig, außer unter den eben erwähnten Umständen, oder zuweilen auf Augenblicke, um sich leichter umsehen zu können, als auf allen Vieren. Haben sie ihre Neugier befriedigt, so fallen sie auf die Vorderfüße zurück und gehen wie die gewöhnlichen Vierfüßler. Zwar thun die Affen das Gleiche, es ist aber hier wohl zu merken, daß dieselben eigentliche Bäumebewohner sind, während das Gebiet der Cynocephalen wesentlich die Erdoberfläche ist.

Die untersetzte und robuste Körperform und die kurzen muskulösen und kräftigen Glieder sind andere Kennzeichen, welche die Cynocephalen auf den ersten Anblick zeigen und die einen sehr fühlbaren Einfluß auf deren Gewohnheiten und Haushalt ausüben. Die Quadrumanen im Allgemeinen sind schlank und beweglich gebaut, mit langen Armen und Beinen, welche sie zum Klettern und Wohnen auf den Bäumen befähigen, wenn aber die Kürze ihrer Glieder und der schwere und kräftige Bau ihres Körpers die Cynocephalen von dem Umfassen und Erklettern der Bäume zwar nicht gänzlich ausschließt, so macht dies ihnen die Wälder doch zu einem nicht

so angenehmen Aufenthaltsorte, als die steilen Abhänge felsiger Gebirge, wo sie in großen Familien bei einander leben und mit großer Leichtigkeit und Sicherheit unter den Klippen herumklettern. Alle ihre Gewohnheiten, sowie ihr ganzer organischer Bau nähern diese Thiere den gewöhnlichen Vierfüßlern: die starke Entwicklung ihrer Geruchsorgane, die Lage ihrer Nasenlöcher, die zum Riechen bequemer angebracht sind, als die der übrigen Simien, der robuste Bau der Extremitäten und deren gleiche Länge; ihr Gang, ihre Heimath, die Größe und Stärke ihrer Hundszähne und ihre Nahrungsweise sind ebenso viele Anzeigen ihrer Stellung unter den Affen und Meerkatzen, und wie die Gewohnheiten der Thiere nothwendigerweise ebenso von ihrer Organisation abhängen, als die Funktionen eines Werkzeuges von den Theilen, woraus dasselbe zusammengesetzt ist, so entwickeln auch die Cynocephalen in eben dem Maße, wie sie durch ihre organische Bildung auf der natürlichen Stufenleiter eine niedrigere Stellung einnehmen, die intellektuelle Inferiorität, und wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, die moralische Herabwürdigung der gemeinen Vierfüßler. Sie behalten jedoch immer noch in den allgemeinen Umrissen ihrer Organisation viel von dem Charakter der übrigen Quadrumanen bei, leider aber zeigt sich bei den Cynocephalen nur der schlimmste Theil des mentalen und physischen Charakters der Affen und Meerkatzen: deren Bosheit und Neigung zum Unheilstiften, verstärkt durch höhere physische Kraft, ohne deren muthwillige und belustigende Neugier, deren demüthigende Annäherung an den Menschen, ohne die Sanftheit und Gelehrigkeit ihres Wesens.

Die Nahrung der Cynocephalen in ihren heimischen Gebirgen besteht aus wilden Beeren und zwiebelähnlichen Wurzeln, Vogelnestern, Eiern und was ihnen Eßbares in den Weg kommt, ohne selbst Eidechsen und kleine Schlangen auszunehmen; in der Nachbarschaft menschlicher Wohnungen aber machen sie häufige Einfälle auf die bebauten Felder und Gärten, und vernichten eine viel größere Menge von Getreide und Früchten, als sie mit fortnehmen. In stark bevölkerten Ländern, wo sie Widerstand vermuthen können, geschehen ihre Beutezüge meist während der Nacht, und die Reisenden versichern uns, daß sie, von der Erfahrung über die Gefahren belehrt, denen sie nothwendigerweise bei solchen Gelegenheiten ausgesetzt sind, Schildwachen auf den benachbarten Bäumen und Höhen aufstellen, die ihnen bei Zeiten von der Annäherung von Gefahren Nachricht geben; in wilderen und einsameren Gegenden aber, wo sie durch die Dünnheit der Bevölkerung und deren Mangel an Feuerge-

wehren so ziemlich mit den Bewohnern gleich stehen, fouragiren sie am hellen Tage und kämpfen mit dem Ackerbauer um die Früchte seiner Arbeit. „Ich habe selbst," sagt Pearce in seinem Leben und Abenteuern in Abyssinien, „eine Anzahl von großen Affen (Paviane) die Wächter trotz ihrer Schleudern und Steine von den Kornfeldern vertreiben sehen, bis ihnen Leute aus dem Dorfe zu Hülfe kamen, und selbst dann zogen sie sich nur langsam zurück, da sie sahen, daß die Leute keine Flinten hatten." Einige Reisende führen selbst an, daß, wenn die Heerde beim Plündern überrascht wird, die Schildwachen ihre Vernachlässigung der allgemeinen Sicherheit mit dem Leben bezahlen müssen, und es ist sicherlich nicht wunderbarer, wenn sie für Nachlässigkeit bestraft, als wenn sie zuerst ausgestellt werden; wie dem aber auch sein mag, so viel ist gewiß, daß man häufig Individuen sieht, welche Zeichen übler Behandlung von ihren Genossen an sich tragen, und die zuweilen selbst von ihrer Gesellschaft ausgestoßen zu sein scheinen. Andere versichern uns, daß die Heerde zuweilen eine lange Kette bildet, die sich von der Nähe ihrer gewöhnlichen Wohnungen bis zu dem Garten oder Felde erstreckt, welches sie plündern wollen, und daß ihre Beute von Hand zu Hand geworfen wird, bis sie ihren Zufluchtsort in den Gebirgen erreicht. Durch diese Vereinigung und Arbeitstheilung werden dieselben befähigt, viel größere Mengen von Nahrungsmitteln fortzuschaffen, als ob jedes Individuum für seinen eigenen, besonderen Nutzen arbeitete; trotz dieser Aufmerksamkeit für das allgemeine Interesse trägt aber Jeder Sorge, ehe er sich zurückzieht, seine Backentaschen mit den auserlesensten Früchten oder Körnern, die er finden kann, zu füllen, sowie, wenn sie nicht fürchten müssen, verfolgt zu werden, eine Quantität in den Händen fortzutragen. So beladen zieht sich die ganze Heerde nach den Bergen zurück, um ihre Beute zu verzehren. Sie suchen begierig Vogelnester auf, deren Eier sie aussaugen, wenn sie aber Junge finden, so tödten sie dieselben und zerstören das Nest, da sie trotz der offenbaren Annäherung ihrer Bildung und ihrer Neigungen an die fleischfressenden Thiere, nie ein warmblütiges Thier im Naturzustand zu verzehren scheinen, und auch in der Gefangenschaft nur vollkommen gekochtes oder gebratenes Fleisch genießen. In diesem Zustande haben wir verschiedene Cynocephalen ihre Hammelskeule verzehren und die Knochen mit anscheinendem Vergnügen abnagen sehen. Dies war aber unstreitig eine erlangte Gewohnheit, wie das Biertrinken und Tabakrauchen, was ihnen oft zur Belustigung ihrer Besucher gelehrt wird.

Die Cynocephalen sind von allen Quadrumanen die abschreckend häßlichsten. Ihre kleinen, tief unter enorm vorstehenden Brauen eingesunkenen Augen, die niedrige gedrückte Stirn, und das mit der ungeheuren Entwicklung des Gesichts und der Kinnbacken verglichen winzige Cranium, ertheilen ihnen ein wildes und düsteres Aussehen, das sich durch ihre robuste kräftige Gestalt und durch die ungeheuren Hundszähne noch erhöht, welche sie bei der geringsten Reizung zeigen. Die Wildheit und Brutalität ihres Charakters und ihrer Sitten entsprechen dem Ausdruck ihrer Physiognomie. Diese Leidenschaften zeigen sich bei den erwachsenen Männchen am besten; besonders dann aber, wenn sie im Zusatz zu ihrem gewöhnlichen Temperament von der Liebe oder Eifersucht erregt werden, treiben sie ihre natürlichen Gewohnheiten zu den brutalsten und wüthendsten Excessen. In der Gefangenschaft werden sie oft durch den Anblick junger Frauenzimmer in die größte Wuth versetzt. Es ist bei den herumziehenden Thierbändigern etwas Gewöhnliches, den Zorn der Cynocephalen dadurch zu erregen und ihre natürliche Eifersucht zu zeigen, daß sie die jungen Frauen, welche das Ausstellungslokal besuchen, liebkosen oder zu küssen vorgeben, und dieser Anblick ermangelt auch nie bei diesen Thieren einen an Raserei grenzenden Grad von Wuth hervorzubringen. Bei einer Gelegenheit entfloh ein großer Cynocephale von der Species, welche das Vorgebirge der guten Hoffnung bewohnt (Cynocephalus porcarius), im Jardin des Plantes zu Paris aus seinem Käfig, und versetzte zweien oder dreien seiner Wärter, die ihn wieder einzufangen versuchten, schwere Wunden mit seinem Gebiß. Nach mehren erfolglosen Versuchen, um ihn zur ruhigen Rückkehr zu bewegen, kamen sie endlich auf einen Plan, der sich erfolgreich bewies. Es befand sich ein kleines vergittertes Fenster am hinteren Theile seiner Zelle, vor das sich einer der Wärter mit der Tochter des Oberaufsehers stellte, und dieselbe im Angesichte des Thieres küßte und liebkoste. Kaum erblickte der Pavian diese Vertraulichkeiten, als er auch mit der größten Wuth in den Käfig stürzte und, indem er die Gitter des Fensters heftig schüttelte, versuchte, die Hindernisse, welche ihn vom Gegenstande seiner Eifersucht trennten, zu entfernen. Während er mit diesen fruchtlosen Versuchen beschäftigt war, ergriffen die Wächter die Gelegenheit, die Thüre zu befestigen und ihn wieder in seinen Käfig einzuschließen. Dies ist nicht das einzige Beispiel des Einflusses, welchen die Frauen auf die Leidenschaften dieser Thiere ausüben können; während die Paviane unter der Aufsicht von Männern gewöhnlich unbezähmbar und nicht zum Gehorsam

zu bringen sind, kommt es dagegen häufig vor, daß sie durch Frauen gänzlich gezähmt und selbst zu einem außerordentlichen Grade von Unterwürfigkeit gebracht werden, und deren Aufmerksamkeiten selbst mit Dankbarkeit und Zuneigung zu vergelten scheinen. Die Reisenden sprechen zuweilen von der Gefahr, welcher die Frauen in der Nähe von diesen Thieren bewohnter Gegenden ausgesetzt sind, und versichern, daß die Negerinnen auf der Küste von Guinea mitunter von den Pavianen gestohlen, und nach ihren unzugänglichen Wohnungen in den Wäldern und Gebirgen gebracht werden. Wir erfahren selbst von Augenzeugen, die solche Frauen gesehen haben wollen, daß einige von ihnen Jahre lang unter den Pavianen gelebt haben, und durch strenge Bewachung oder Einschließen in Gebirgshöhlen, am Entfliehen verhindert wurden, wo sie indeß reichlich genährt und in anderen Beziehungen gut behandelt wurden. Es muß jedoch bemerkt werden, daß diese Berichte von keineswegs widerspruchsfreien Gewährsleuten herrühren; glaubwürdige und gutunterrichtete moderne Reisende wissen nichts davon, und selbst ihre älteren und leichtgläubigeren Vorgänger gestehen, daß sie dieselben nur nach Hörensagen geben. Wir wollen indeß nicht sagen, daß diese Punkte deßhalb nicht geglaubt werden sollen; sie sind zu übereinstimmend mit dem, was wir wirklich über die natürlichen Neigungen und Lebensweise der Cynocephalen wissen, um willkürlich als bloße Erfindungen verworfen zu werden, und der Glaube an ihre Wahrheit ist außerdem unter den Negervölkern zu sehr verbreitet, als daß er ganz unbegründet sein dürfte.

Außer den bereits erwähnten geistigen und physischen Charakterzeichen besitzen die Cynocephalen wie die übrigen Paviane neben ihren so stark entwickelten Hundszähnen auch noch den fünften Höcker auf dem letzten unteren Backzahne, in welcher Beziehung sie sich von den Schimpansen, Orangs und Cerkopitheken unterscheiden, und mit den Gibbons, Semnopitheken und Coloben übereinstimmen. Uebrigens besitzen sie große Gesäßschwielen und weite Backentaschen, und ihre stets kürzeren Schwänze als die der gewöhnlichen Affen treten nie als wirksame Werkzeuge in die Funktionen der Ortsbewegung ein, und hängen, obgleich sie an der Wurzel ausgestreckt getragen werden, in geringer Entfernung von den Schenkeln und Hinterbacken perpendikulär herab, wie der Schweif eines Pferdes, der nicht gestutzt worden ist. Diejenigen Species, welche sehr kurze Schwänze besitzen, tragen dieselben aufrecht und ausgestreckt, wie z. B. der Drill und Mandrill, da sich in Bezug auf die Länge dieses Organs die Cynocephalen wie die Papionen in zwei be-

stimmte Subgenera theilen, von denen das eine durch die mäßige Entwicklung, das andere durch die beulenartige Form des Schwanzes charakterisirt wird. Baron Cuvier trennt mit geringerer Schicklichkeit als die Mehrzahl seiner generischen Abtheilungen bezeichnet, diese zwei kleineren Gruppen in gesonderte Genera, worin ihm jedoch weder sein Bruder F. Cuvier, noch Geoffroy Saint Hilaire oder überhaupt irgend ein anderer mit den wahren Kennzeichen der Säugethiere bekannter Naturforscher gefolgt ist. Der Mandrill und Drill, aus denen Cuvier sein zweites Genus bildet, unterscheiden sich von den übrigen Pavianen nur so, wie der Magot und einige andere Species von den übrigen Papionen durch die Kürze des Schwanzes, und da dieses Organ weder zur Ortsbewegung beiträgt, noch die Gewohnheiten und Oekonomie des Thieres in irgend einer andern Beziehung modifizirt oder Einfluß auf dieselben besitzt, so ist dessen vergleichsweise Entwicklung folglich kein echtes generisches Unterscheidungszeichen, wie nützlich dasselbe auch als ein specifisches Merkmal zur praktischen Diagnose sein mag. Wir werden deßhalb dem Beispiele der urtheilsfähigsten Mammologen in der Verwerfung der willkürlichen und künstlichen, von Baron Cuvier vorgeschlagenen Abtheilung folgen, und die Cynocephalen als ein einzelnes natürliches Genus betrachten, das sich wie in dem parallelen Falle der Papionen zu praktischen Zwecken in zwei kleinere Gruppen trennen läßt, die sich von einander durch die vergleichsweise Entwicklung oder Kürze des Schwanzes unterscheiden.

Die Backenknochen der Cynocephalen sind auffallend hervorstehend und bilden zu beiden Seiten der Nase große Anschwellungen, und wenn sich auch diese Eigenthümlichkeit bei dem Drill und Mandrill stärker zeigt, als bei den meisten anderen Species, so zeigen sie doch alle in höherem oder niederem Grade. Der Zweck dieser außerordentlichen Entwicklung scheint zu sein, Raum zu größerer Ausdehnung der Schleimhaut zu geben, die Nase und Gesichtshöhle zu erweitern und dadurch die Schärfe ihres Geruchssinns zu erhöhen, der bereits in anderen Theilen ihres Baues zu einer so überwiegenden Ausdehnung gelangt, daß er in der That zum einflußreichsten und charakteristischsten Prinzip ihrer Natur wird. Alle übrigen Details ihrer Organisation scheinen diesem einen Zwecke untergeordnet zu sein, der mit den Gewohnheiten und dem Haushalte dieser Thiere so eng zusammenhängt, sie häufig bei der Aufsuchung der Wurzeln und Zwiebeln, von denen sie besonders leben, leitet, oder sie befähigt, zwischen denjenigen, welche gesund sind, und den giftigen zu unterscheiden. Das hier erwähnte Hervorragen

der Backenknochen ist aber nicht absolut auf die Cynocephalen beschränkt. Einige Papionen, die dem gegenwärtigen Genus am nächsten stehen, zeigen eine gleiche Entwicklung dieser Theile, und es war wahrscheinlich diese Erscheinung, welche den Baron Cuvier veranlaßte, den schwarzen Papio der Philippinen (Papio niger) zu den Cynocephalen zu zählen, obgleich er sich von diesen Thieren in allen übrigen Details seines Körperbaues unterscheidet.

Erst seit die Arbeiten der beiden Cuviers und Anderer die die wahren generischen Charakterzeichen der verschiedenen Gruppen, aus welchen die Quadrumanen bestehen, bekannter machten, haben wir die geographische Vertheilung dieser Thiere und die Heimath der verschiedenen Genera kennen gelernt. Wir haben dadurch erfahren, daß die Simien des afrikanischen Festlandes von denen Asiens in ihren zoologischen Eigenthümlichkeiten ebenso verschieden sind, als in den Lokalitäten, welche sie bewohnen. In der That existirt unter den mehr als fünfzig Species von Affen, Meerkatzen und Pavianen, welche diese beiden Continente bewohnen, nur ein einziges bekanntes Beispiel einer asiatischen in Afrika vorkommenden, oder einer in Asien angetroffenen afrikanischen Species. Das Beispiel, worauf wir uns beziehen, betrifft eine Species des vorliegenden Genus, den Cynocephalus hamadryas der Zoologen, welcher sich in Asien sowohl als auch in Afrika findet, und das einzige unbestreitbare Beispiel bildet, daß ein vierhändiges Thier diesen beiden Welttheilen angehört. In anderer Beziehung sind die Cynocephalen ein streng afrikanisches Genus; sie bewohnen alle großen Gebirgsreihen dieses Welttheils, von den Küsten des Mittelländischen Meeres an bis zum Cap der guten Hoffnung, und können einen viel niedrigeren Temperaturgrad ertragen, als einer von den andern Simien. Die hohen Berge von Samen in Abyssinien sind ebenso, wie die unfruchtbare und verlassene Kette des Snieuwberg in Südafrika, von zahlreichen Heerden dieser Thiere bewohnt, welche selbst das rauhe Klima dieser hochliegenden Gegenden den heißen und schwülen Wäldern der tiefern Ebenen vorzuziehen scheinen. Fischer, der neueste Schriftsteller über diesen Gegenstand, zählt in seiner Synopsis mammalium elf verschiedene Species von Cynocephalen auf; es ist aber klar, daß einige von denjenigen, welche er beschreibt, die Weibchen oder Jungen anderer Species sind, und in der That nehmen die urtheilsfähigsten Naturforscher, welche nach ihren eigenen Originalbeobachtungen beschreiben, nicht mehr als sieben bis acht an. Die Weibchen unterscheiden sich auch von den Männchen in der Größe und anderen Eigenschaften so sehr, daß man mit

den lebenden Thieren wohl bekannt sein muß, um ihre specifischen Merkmale richtig zu unterscheiden. Die folgenden Species sind sehr bestimmt markirt und in England wie auf dem Festlande beobachtet worden.

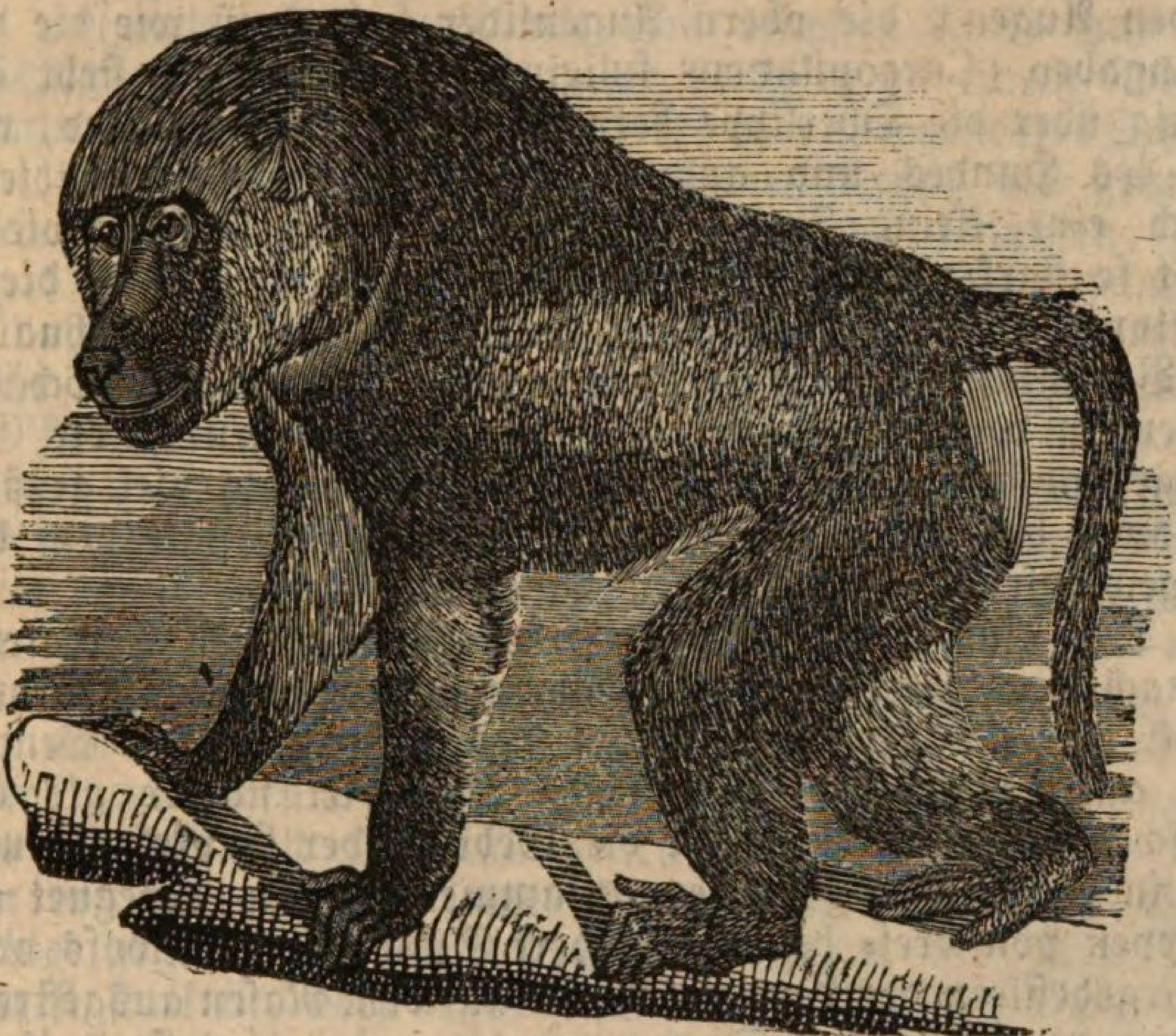


Fig. 19.

Der Chakma (Cynocephalus porcarius).

Die Farbe dieser Species ist durchgehends dunkelbraun, fast schwarz, mit einem dunkeln grünen Scheine gemischt, am dunkelsten auf dem Kopfe und dem Rückgrat entlang, und auf den Vordertheilen der Schultern, sowie an den Seiten etwas heller. Das Haar des ganzen Körpers ist lang und zottig, besonders an dem Hals und den Schultern des erwachsenen Männchens, wo es eine Art Mähne bildet. Jedes Haar ist auf einige Entfernung von der Wurzel hellbraun und von da an seiner ganzen Länge nach mit deutlichen, abwechselnd schwarzen und dunkelgrünen Ringen versehen, die zuweilen, jedoch selten, mit einigen wenigen von hellerer, mehr gelblicher Schattirung vermengt sind. Auf dem Kopfe ist das Grün stärker vorhanden als auf den übrigen Theilen, Gesicht und Ohren, Handflächen und Fußsohlen sind nackt, die innere Seite der Arme und Beine nur dünn mit langem dunkelbraunem Haar besetzt; das Haar der Füße und Hände ist kurz, borstig und von tief schwarzer Farbe, und die

Backen sind mit kleinen, graulichen, rückwärts gekehrten Backenbärten bestanden. Der Schwanz ist etwas mehr als halb so lang wie der Körper, und endigt sich in einen langen schwarzen Haarbüschel; die Haut der Hände, Füße und Ohren ist sehr dunkel veilchenblau, mit einem helleren Ringe um die beiden Augen; die obern Augenlider sind weiß wie die des Mangabey (Cercopithecus fuliginosus); die Nase steht ein wenig über die Oberlippe hervor, die Nasenlöcher sind, wie die des Hundes und anderer fleischfressenden Säugethiere, durch eine kleine Furche getrennt und die Gesäßschwielen nicht so stark markirt, wie die einiger andern Species dieser Gattung. Bei dem ausgewachsenen Thiere ist die Schnauze im Verhältniß zu dem gedrückten und abgeplatteten Schädel ungemein verlängert; bei den Jungen dagegen ist die Gehirngegend im Vergleich zur Länge des Gesichts viel größer, der Kopf bedeutend gerundeter und in der Gestalt dem der ausgewachsenen Cerkopitheken näher kommend.

Der einheimische Name dieses Pavianes in Südafrika ist nach dem hottentottischen Worte t'chackamma, Chakma; es ist eine der größten Species des gegenwärtigen Genus, und ausgewachsen ebenso groß, aber viel stärker als ein Fleischerhund. Er bewohnt die Gebirge der Capkolonie und lebt in zahlreichen Familien zusammen. Man begegnet oft Truppen von drei= bis vierhundert Stück in den Kloofs oder Gebirgsdefileen des Landes, wo sie auf dem Rasen ausgestreckt liegen und sich in der Sonne wärmen, oder hört sie in ihren Zellen unter den Felsen kreischen und heulen, und es ist amüsant zu sehen, wie sie, von der Annäherung der Wagen der Reisenden gestört, die steilen Klippen hinauf schreiend und schnatternd flüchten, als ob sie sich über das ungewohnte Eindringen in ihre Wüsten beklagten. Wenn die Reisenden ausspannen oder die Nacht in ihrer Nähe zubringen, so verdoppeln sie ihr gellendes Geschrei und unterhalten ein so unabläßiges dissonirendes Gemisch von Kreischen und Heulen, daß es unmöglich wird zu schlafen, und Menschen und Vieh froh sind, der Plage durch Fortsetzung ihrer Reise mit Tagesanbruch zu entgehen. Zu anderen Zeiten kann man sie ruhig auf dem Gipfel der entfernten Felsen sitzen sehen, wo sie ernsthaft die unter ihnen vorbeiziehende Wagenreihe betrachten, oder aus dem Bereich der langen Roer oder Büchse, womit der Capbauer gewöhnlich bewaffnet ist, flüchten und mit Leichtigkeit allem Anscheine nach perpendikuläre Klippen erklettern, oder in der Mitte an den zähen fibrösen Ausläufern des wilden Weinstocks oder irgend einer andern Schmarotzerpflanze hängen bleiben, während sie auf das, was unter ihnen vorgeht, zurückblicken. Diese wilden Ranken=

pflanzen sind überall in den steilen Klüften und Pässen der Gebirge häufig, bedecken oftmals die ganze Oberfläche des Felsens wie ein Netz und werden an manchen Orten nach dem Gebrauch, welchen die Paviane beim Erklettern der Berge von ihnen machen, Affenleitern genannt. Sie sind in der geeigneten Jahreszeit mit dem reichsten Laube und den prächtigsten Blumen bedeckt, und es kann an einem schönen Sommerabende kein unterhaltenderes oder anregenderes Schauspiel geben, als die Chakmas wie einen Trupp mit gymnastischen Uebungen beschäftigter Knaben die schlanken, mit unzähligen Proteen, Geranien und anderen Prachtpflanzen Südafrika's durchwobenen Stämme hinaufklettern zu sehen. Nicht immer läßt sich jedoch das Vergnügen, die Bewegungen der Paviane zu betrachten, ohne einen gewissen Grad von Gefahr genießen. Wenn diese unheilstiftenden Thiere sehen, daß der Beschauer unbewaffnet ist, oder sie sich außer Schußweite befinden, so sammeln sie sich und werden nun selbst zum angreifenden Theile, rollen oder werfen Steine nach den Reisenden und machen es zuweilen schwierig genug, ihnen unverletzt zu entgehen. Kein Thier greift der Caphund so wüthend an und gegen keins zeigt derselbe so viel wirkliche Bosheit und Haß als gegen den Chakma; mag dies nun von dem Beispiel seiner Herren herrühren, deren Antipathie gegen diese ekelhaften Karrikaturen der Menschheit äußerst stark ist, oder in persönlichem Hasse gegen einen kräftigen, behenden und gefährlichen Feind seinen Grund finden, so viel ist unbestreitbar, daß diese Hunde lieber den Pavian als irgend ein anderes Wild jagen, obgleich sie selten aus dem Gefechte zurückkehren, ohne theuer für ihre Kühnheit zu bezahlen. Das kluge und behende Thier, dessen Stärke und mächtige Zähne es ohne Rücksicht auf seine Kühnheit und Entschlossenheit, oder die Superiorität, welche ihm seine greiffähigen Hände verleihen, dem größten Fleischerhunde weit überlegen machen, zerreißt entweder die Carotis (Halsarterie), die es wohl zu finden weiß, oder ergreift den Hund bei den Hinterbeinen und schwingt ihn herum, bis er betäubt wird; kommt er nach einer solchen Strafe mit dem Leben davon, so wird er selten das Experiment zu erneuern wünschen. Ja der Chakma weist oft selbst die Angriffe des Panthers zurück. Da diese beiden Thiere in bergigen und waldigen Gegenden leben, so fallen die Weibchen und jungen Paviane gewöhnlich dem Panther zur Beute; wenn es aber vorkommt, daß er mit einem alten Männchen zusammentrifft, so läuft er große Gefahr, sein Abendbrod zu verlieren und zum Ueberfluß tüchtige Schläge zu bekommen. Diese Eigenschaften veranlassen die Bauern, den Pavian nur mit großer

Vorsicht zu jagen, und dieselben würden, im Allgemeinen ge agt, ihre Hunde eher auf den Leoparden oder Löwen, als auf eines dieser schlauen und behenden Thiere hetzen.

Es finden sich noch immer Chakmas auf dem Tafelberge oberhalb der Capstadt, obgleich sie dort nicht mehr so zahlreich als früher zu sein scheinen, noch immer aber statten sie den unmittelbar am Fuß des Gebirges gelegenen Gärten zuweilen Besuche ab, und führen ihre Unternehmungen mit solcher Geschicklichkeit und Vorsicht aus, daß, wie Professor Lichtenstein versichert, selbst die wachsamsten Hunde oftmals ihre Gegenwart nicht gewahr werden. „Obgleich," bemerkt er, „Kolbe zuweilen die regelmäßige und verabredete Weise, in der sie ihre Räubereien ausführen, übertreibt, so ist es doch sehr richtig, daß sie in beträchtlicher Anzahl auf ihre Beutezüge ausgehen, um sich gegenseitig zu unterstützen und ihren Raub in größerer Sicherheit fortschaffen zu können." Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus den zwiebelähnlichen Wurzeln des ixias babianas, welches von diesem Umstande seinen Namen erhalten hat, und anderer ähnlicher Pflanzen, die in der Flora von Südafrika erstaunlich häufig sind; sie verschmähen aber auch die saftigen Blätter verschiedener Gemüse oder selbst junge und zarte Grashalme nicht, die wir selbst diese- und andere Cynocephalen- und Papionenspecies aussuchen und begierig verzehren sahen. Sie graben die Wurzeln mit ihren Fingern aus und schälen sie sorgfältig, ehe sie dieselben verzehren; und man findet oftmals Haufen von diesen Schalen in der Nähe der großen Steine, auf denen sie sich gern sonnen, oder sich niedersetzen, um die Aussicht zu genießen. Eben so wenig beschränken sie sich auf eine rein vegetabilische Kost, sondern suchen im Gegentheil verschiedene Insekten wie Heuschrecken und Scorpionen auf, die sie begierig verzehren, und es ist höchst anziehend, den Takt und die Geschicklichkeit zu sehen, womit diese intelligenten Thiere dem letzterwähnten gefährlichen Insekte seinen Stachel nehmen, ehe sie daran gehen, dasselbe zu verzehren. Selbst kleine Schlangen werden nicht zurückgewiesen, und sie betrachten Vogeleier, Maden und Würmer als Delikatessen. Kurz ihre Nahrung und Lebensweise unterscheidet sich in keiner Hinsicht von der der Buschmänner oder der der Ureinwohner ihrer Heimath, nur mit dem Vorzug, daß sie die moralische Herabwürdigung und grobe Ungerechtigkeit nicht fühlen, welche die gefühllosen Weißen gegen die armen geächteten und verfolgten Wilden ausüben.

Es ist ein Individuum dieser Art, von dem Levaillant, in seiner ersten Reise im Innern von Afrika, unter dem Namen Kees einen so amüsanten und in gewisser Hinsicht

vielleicht apokryphischen Bericht gegeben hat. Kees war ein junges Thier und ein verdienter Günstling seines Herrn, den er auf seinen Reisen begleitete, durch seine Streiche belustigte, und welchem er zuweilen durch seine Intelligenz und Scharfsinn wesentliche Dienste leistete. Wir müssen unseren Lesern in den Worten des lebhaften und unterhaltenden französischen Reisenden ein paar Blätter aus Keesens Biographie zum Geschenke machen. „Ein Thier," sagt Levaillant, „welches mir oft wesentliche Dienste leistete, dessen Gegenwart häufig die bittersten und quälendsten Gedanken unterbrochen oder aus meinem Gedächtniß vertrieben hat, dessen einfache und rührende Zuneigung bei einigen Gelegenheiten selbst meinen Wünschen zuvorzukommen schien, und dessen scherzhafte Streiche ein treffliches Mittel gegen die Langweile bildeten, war ein Affe von der auf dem Cap so gemeinen und unter dem Namen Pavian so wohlbekannten Species. Er war sehr zutraulich und besonders an mich anhänglich; ich vertraute ihm das Amt meines Generalkosters an, und wagte, wenn wir auf meinen Hottentotten unbekannte Früchte oder Wurzeln stießen, nie davon zu essen, bis sie Keesen vorgelegt und von ihm über dieselben entschieden worden war; wenn er dieselben verzehrte, so aßen auch wir mit gutem Appetit davon; wies er sie aber zurück, so thaten wir ebenfalls das Gleiche. Der Pavian besitzt besonders eine Eigenschaft, welche ihn von den niederen Thieren unterscheidet und dem Menschen näher bringt; er hat von der Natur einen gleichen Antheil von Neugier und Gefräßigkeit erhalten; er kostet, ohne Appetit zu haben, Alles, was man ihm gibt, und berührt ohne Nothwendigkeit Alles, was ihm in den Weg kommt. Bei Kees hatte ich aber eine noch viel werthvollere Eigenschaft zu schätzen; er war mein bester und treuster Wächter; Nacht oder Tag war ihm ganz gleichgültig, die entfernteste Gefahr erweckte ihn zu augenblicklicher Wachsamkeit, und sein Geschrei, sowie seine Geberden zeigten uns stets lange, ehe meine Hunde etwas spürten, wenn sich etwas Ungewöhnliches zutrug. In der That gewöhnten sich diese sonst treuen Wächter so an seine Stimme, und wurden so unbedingt von seinem Instinkt abhängig, daß sie ihre eigene Schuldigkeit mit der größten Sorglosigkeit thaten, und statt unser Lager zu bewachen, im vollen Vertrauen schlafen gingen; kaum hatte er Alarm gemacht, so war auch sogleich die ganze Koppel munter und eilte nach derjenigen Richtung, aus welcher sich nach seinen Bewegungen die Gefahr nahte .... Ich nahm ihn oft mit mir auf die Jagd, wo er sich unterwegs damit belustigte, daß er die Bäume erkletterte, um Gummi aufzusuchen, welches er leidenschaftlich

liebte; zuweilen entdeckte er die Honigwaben, welche die wilden Bienen in den Höhlungen abgestorbener Baumstämme bilden; wenn sich aber weder Gummi noch Honig fand, und er vom Hunger getrieben zu werden anfing, so fand ein Schauspiel der komischsten und unterhaltendsten Art statt. In Ermangelung größerer Delikatessen suchte er nach Wurzeln, und besonders nach einer Art, welche die Hottentotten Kameru (babiana?) nennen, die er sehr liebte, welche ich aber, unglücklicherweise für ihn selbst, so angenehm und erfrischend gefunden hatte, daß ich ihm oft den Besitz seines Fundes bestritt. Dies erzürnte ihn und entwickelte alle die Talente, welche er für Schlauheit und Täuschung besaß. Wenn er die Kameru in einiger Entfernung von mir entdeckte, so begann er, ohne sie nach seiner gewöhnlichen Weise zu schälen, dieselbe zu verzehren, während er mit den Augen allen meinen Bewegungen aufmerksam folgte, und gewöhnlich that er dies so geschickt, daß er sein Mahl beendigt hatte, ehe ich ihn erreichte; zuweilen kam ich ihm jedoch zu bald auf den Leib, und dann zerbrach er die Wurzel und stopfte sie in seine Backentaschen, aus denen ich sie oft genommen habe, ohne daß er Zorn oder Rachsucht über dasjenige zeigte, was er sicherlich als eine große Ungerechtigkeit betrachtete. Um die Wurzeln auszuziehen, bediente er sich einer höchst sinnreichen Methode, die ich oft mit vielem Vergnügen betrachtete. Während er die Blätter mit den Zähnen festhielt, grub und lockerte er die Erde um die Wurzel herum mit den Fingern auf, und zog dieselbe dann durch gelindes Zurückziehen des Kopfes, gemeiniglich ohne sie zu zerbrechen, aus; wenn ihm dies aber mißlang, so ergriff er den Blätterbüschel wie vorher so nahe an der Wurzel als möglich, und schlug dann einen Burzelbaum, bei dem die Kameru meist herausgezogen wurde.

„Wenn er sich bei diesen kleinen Streifzügen ermüdet fühlte, so war es höchst komisch, ihn den Rücken eines meiner Hunde besteigen zu sehen, welchen er auf diese Art zwang, ihn mitunter Stunden lang zu tragen. Einer von dem Rudel jedoch war selbst mit seinen eigenen Waffen, Schlauheit und Finesse, sein Meister. Sobald dieses Thier Kees auf seinen Schultern fand, stand er, statt zu versuchen ihn abzuschütteln, was er aus Erfahrung als nutzlos erkannt hatte, stockstill und blieb mit vieler Resignation und Gesetztheit so unbeweglich wie eine Statue, während unser ganzer Zug an den beiden vorüberging und die Reise verfolgte. Auf diese Art versuchten sie nun einer des andern Geduld zu erschöpfen, bis wir ihnen fast aus dem Gesichte waren, was keinen Einfluß auf den Entschluß des Hundes hatte,

der, um ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, eine höchst lobenswerthe Festigkeit besaß; ein verschiedener Fall war es aber mit Kees, der die Entfernung anwachsen sah, ohne eher hoffen zu dürfen, den Entschluß seines Gegners zu erschüttern, als Anfangs. Darauf begann eine höchst komische und amüsante Scene, Kees stieg ab, und nun folgten beide der Karavane in vollem Laufe, wobei aber der Hund, welcher stets der List des Affen mißtraute, denselben, um nicht überrascht zu werden, ein wenig vorließ, und den ganzen Weg entlang nie das Auge von ihm verwendete. In anderen Beziehungen hatte er eine vollkommene Herrschaft über das ganze Rudel erlangt, welche er ohne Zweifel seinem höheren Instinkt verdankte; denn bei den Thieren wie bei den Menschen werden Schlauheit und Geschicklichkeit gewöhnlich den Vorrang vor der physischen Kraft behaupten. Nur bei den Mahlzeiten zeigte Kees bösen Willen gegen die Hunde, wenn sich ihm einer derselben bei jener wichtigen Gelegenheit näherte, so lehrte ihn eine tüchtige Ohrfeige, sich in einer achtungsvolleren Entfernung zu halten, und es ist seltsam, daß keiner von ihnen dies jemals übel zu nehmen oder die Beleidigung zu rächen schien.

„Eine Merkwürdigkeit in dem Benehmen dieses Thieres, die ich mir niemals erklären konnte, war, daß er nach den Schlangen seine eigene Species am meisten fürchtete, — sei es nun, daß er einen Theilnehmer meiner Zuneigung für ihn fürchtete, oder daß die Zähmung seine Fähigkeiten zum Leben in der Freiheit vermindert hatte. Trotz seines augenscheinlichen Schreckens bei ihrem Erscheinen, hörte er jedoch nie die Paviane in den Wäldern heulen, ohne zu antworten; kaum aber näherten sie sich auf seinen Ruf, so warf er sich angstvoll und an allen Gliedern zitternd in die Arme seiner menschlichen Gefährten. Es war schwierig ihn bei solchen Gelegenheiten wieder zu seiner Fassung zurückzubringen, und er erlangte erst nach einer ziemlichen Zeit seine Ruhe wieder. Er war, wie alle Affen, kleinen Diebstählen unverbesserlich zugethan, und wenn er ein Engländer gewesen wäre, so würde man ihm schon lange in der Old Bailey den Prozeß gemacht und ihn nach Botany Bay transportirt haben; da er aber ein freigeborener Afrikander war, was der Name ist, bei welchem sich die Capkolonisten am liebsten nennen hören, so beging er seine Räubereien ungestraft, oder floh nur, um der unmittelbaren Züchtigung zu entgehen, auf ein paar Stunden in die Wälder, trug jedoch stets Sorge, mit einbrechender Nacht zurückzukehren. Nur bei einer Gelegenheit blieb er eine ganze Nacht aus. Es war um die Mittagsstunde und ich hatte soeben einige fricassirte Bohnen auf mei-

nen Teller genommen, als plötzlich der Schrei eines Vogels, den ich nie vorher gehört hatte, meine Aufmerksamkeit erregte, so daß ich die Flinte ergriff und hinausging um ihn aufzusuchen. Nach eine Viertelstunde kehrte ich mit dem Vogel zurück; unterdessen war aber Kees mit meinem Mittagsessen verschwunden, obgleich ich ihn erst am vorhergehenden Abend streng für das Stehlen meines Abendbrödes bestraft hatte. Ich glaubte jedoch, daß er wie gewöhnlich mit Sonnenuntergang zurückkehren würde, sobald er glaubte, daß ich die Sache vergessen hätte; diesmal aber hatte ich mich getäuscht; der Abend kam und kein Kees war zu sehen; ebenso wenig hatte ihn am nächsten Morgen einer meiner Hottentotten erblickt, und ich begann zu fürchten, ihn auf immer verloren zu haben. Ich fühlte in der That den Verlust seiner amüsanten Eigenschaften und Wachsamkeit bedeutend, als mir am dritten Tage nach seinem Verschwinden einer meiner Leute die willkommene Nachricht brachte, daß er ihn in dem benachbarten Walde gesehen, derselbe aber, als er sich entdeckt fand, einen Versteck unter den Aesten gesucht habe. Ich begab mich sogleich nach dem angegebenen Platze und hörte, nachdem ich eine Zeitlang die Umgebung zwecklos durchstöbert hatte, endlich seine Stimme in dem Tone, welchen er anzunehmen pflegte, wenn er um eine Gunst oder den Nachlaß einer Strafe bat. Als ich aufblickte, gewahrte ich ihn hinter einem starken Baumaste unmittelbar über mir, von dem aus er in der That unser Lager die ganze Zeit seit seiner Flucht im Auge behalten hatte; alle meine Lockungen vermochten aber nicht, ihn herabzubringen, und nur dadurch, daß ich zuletzt den Baum erstieg, gelang es, mich seiner zu versichern. Er machte jedoch keinen Versuch zur Flucht und sein Gesicht zeigte ein komisches Gemisch von Freude wegen des Zusammentreffens und Furcht vor der Strafe für seine Missethaten.“ Keesens Geschmack war, wie der vieler Leute von größeren Ansprüchen auf Vernunft, durch die Civilisation sehr verderbt, und er konnte sein Glas Branntwein mit dem Gusto eines vollendeten Trinkers leeren, aber ein Streich, den ihm Herr Levaillant spielte, heilte ihn auf das Wirksamste von seiner Neigung zur Flasche, und machte sein späteres Leben des strengsten Wassertrinkers würdig, so daß es den Präsidenten eines Mäßigkeitsvereins entzückt haben würde, wenn zu jener Zeit bereits solche treffliche Einrichtungen existirt hätten. „Bei einer Gelegenheit,“ fährt sein Biograph fort, „hatte ich mich entschlossen, meine Hottentotten für ihr gutes Benehmen zu belohnen. Die Pfeifen dampften lustig, auf jedem Gesichte war Freude zu lesen und die Branntweinflasche ging langsam herum. Kees, ungeduldig erwartend, daß ihn die Reihe

traf, folgte ihr mit den Augen und hielt seinen Teller für die ihm zukommende Portion bereit, denn ich hatte gefunden, daß, wenn er aus einem Glase trank, seine Ungeduld gewöhnlich verursachte, daß ihm ein Theil der Flüssigkeit in die Nase lief, was ihn bedeutend incommodirte, so daß er nochStunden lang nachher husten und niesen mußte. Ich war in dem Augenblicke beschäftigt, einen Brief zu siegeln; er hatte so eben seinen Antheil an dem Branntwein erhalten und bückte sich nieder, um ihn zu trinken, als ich geschickt einen angezündeten Fidibus unter sein Kinn brachte; der ganze Teller entzündete sich plötzlich und das erschreckte Thier sprang mit einem unbeschreiblichen Entsetzensschrei mindestens zwölf bis fünfzehn Fuß weit auf einen Satz zurück, und fuhr, so lange der Branntwein brannte, fort zu schnattern, und diese Erscheinung, welche er unstreitig für eine übernatürliche Begebenheit hielt, anzustaunen. Er ließ sich später niemals wieder dazu bewegen, geistige Getränke zu kosten und schon der bloße Anblick einer Flasche war genügend, ihn zu beunruhigen und zu erschrecken."

Der gemeine Cynocephalus und die mit ihm verwandten Arten.

Der gemeine Pavian (Cynocephalus papio) ist von rothbrauner Farbe mit einer geringen Schattirung von Gelb auf dem Kopf, den Schultern, dem Rücken und den Extremitäten; nur die Backenbärte sind hell rehfarbig; Gesicht, Ohren und Hände sind ganz schwarz; die obern Augenlider weiß und der Schwarz ungefähr halb so lang als der Körper; das Haar des Hinterkopfes und Halses ist etwas länger als auf Rücken und Schultern, aber nicht so bedeutend, um eine Mähne zu bilden; die Nase steht etwas über die Lippen hervor, die Backen sind dicht unter den Augen bedeutend geschwollen, worauf das Gesicht plötzlich viel schmäler wird, so daß die Schnauze oder Nase das Aussehen erhält, als sei sie durch einen heftigen Schlag gebrochen. Die Backenbärte sind nicht so stark wie die einiger andern Species, und obgleich auf ähnliche Weise nach hinten gekehrt, doch nicht über die Ohren gehend, welche schwarz, nackt und ziemlich spitz sind. Die unteren Theile des Körpers, Brust, Leib und innere Seiten der Arme und Schenkel sind sehr dünn mit langen, braunen Haaren bedeckt. Die Weibchen und Jungen unterscheiden sich in keiner Beziehung von den alten Männchen, außer daß sie etwas leichter und beweglicher gebaut sind.

Diese Species bewohnt die Küsten von Guinea und ist diejenige, welche am häufigsten auf den Straßen, sowie in

den Menagerien und Museen von England zu sehen ist. In der Jugend ist sie gutartig, neugierig, gefräßig und in unabläßiger Bewegung, schmatzt schnell hinter einander mit den Lippen und schnattert, wenn sie die Besucher anbetteln will, und kreischt laut, wenn sie tantalisirt oder ihr etwas verweigert wird. Im Alter jedoch hört ihre Zutraulichkeit auf und an deren Stelle tritt das mürrische, stöckische Wesen und die zurückstoßenden Sitten, welche die Paviane im Allgemeinen charakterisiren. Das von Buffon beobachtete Exemplar war ausgewachsen und zeigte alle die seiner Verwandtschaft eigenthümliche Wildheit und Unzähmbarkeit. „Es war nicht," sagt er, „ganz und gar häßlich und erregte doch Abscheu. Es schien sich beständig in einem Zustande von Wildheit zu befinden, knirschte mit den Zähnen, bewegte sich rastlos und war von einer unerklärlichen Wuth bewegt. Es mußte in einem eisernen Käfig gehalten werden, dessen Stangen es so heftig schüttelte, daß die Zuschauer in Besorgniß geriethen. Es war ein starkgebautes Thier, dessen nervöse Glieder und compakte Gestalt große Stärke und Behendigkeit anzeigten, und obgleich es die Länge und Dicke seines zottigen Pelzes viel größer erscheinen ließen, als es in der That war, so besaß es doch eine solche Stärke und Behendigkeit, daß es mit Leichtigkeit die Angriffe mehrer unbewaffneten Menschen zurückzuweisen vermocht haben würde."

Ueber die Gewohnheiten dieses Thieres im Naturzustande wissen wir nicht das Geringste, obgleich es nach der großen Zahl derselben, welche zu uns gebracht werden, auf der Westküste von Afrika sehr gemein sein muß; kein Reisender in jenen Gegenden hat es überhaupt oder doch in solchen Ausdrücken erwähnt, daß es wieder zu erkennen wäre. Es ist durch seine Zutraulichkeit, Gutartigkeit und die komische Gravität, womit es sich benimmt, der allgemeine Günstling der Besucher der Menagerien, und erhält meist mehr als seinen Theil von den bei solchen Gelegenheiten vertheilten Nüssen, Aepfeln oder Kuchen. Obgleich sie der Gefräßigkeit und Gourmandise unmächtig zugethan sind, haben wir doch nicht so häufig bemerkt, daß die Stärkern die Schwächern tyrannisirten oder dieselben ihrer Nahrung beraubten, wie die übrigen Cynocephalen und Pavionen zu thun pflegen; auch vertheidigen sie sich nicht, wenn sie von größeren Thieren anderer Gattung angegriffen werden, sondern beklagen sich durch lautes, kreischendes Geschrei. Wir haben zwei von ihnen Stunden lang zusammensitzen, einander umarmen, küssen und mit einander schnattern, und kurz, mehr wahre Zuneigung zeigen sehen, als wir jemals bei irgend einer andern Species von Simien beobachtet haben. Wahrscheinlich waren es diese

guten Eigenschaften, die einem Individuum der gegenwärtigen Species die Gunst eines Gliedes der edeln Schwesterschaft der alten Jungfern verschaffte, die vor einigen Jahren in der Nähe von Bakerstreet (in London) ihren täglichen Spaziergang mit einem sorgfältig in eine Ecke ihres Shawls gewickelten Pavian machte, so daß sein schmutziges Gesicht allein sichtbar war, das, mit der gewöhnlichen Gravität auf ihren Arm gelehnt, Alles betrachtete, was um ihn vorging.

Die lächerlichste Anekdote indeß, die wir jemals über den gemeinen Pavian gehört haben, trug sich vor einigen Jahren im Süden von Schottland zu. Ein Gutsbesitzer, dessen Mauer sich eine Strecke an der Landstraße hinzog, die durch den Mangel von Pächterwohnungen in der Nähe ziemlich einsam und von dichten Bäumen überschattet war, besaß einen von diesen Pavianen, einen gutartigen Burschen, der volle Freiheit genoß und sich, so weit seines Herrn Gebiet ging, herumtreiben durfte. Dieser Pavian saß eines Samstag Abends in der Dämmerstunde, durch einen großen Baum verborgen, dessen Zweige sich über den Weg streckten, auf der Mauer, als ein vom Markte auf seinem müden Gaule langsam heimkehrender Landmann dicht unter ihm vorbeiritt. Jocko, der ein Liebling aller Knechte war und das Reiten besonders liebte, besann sich nicht lange, sondern sprang hinter dem Landmann auf, schlang seine Arme um dessen Hals, legte sein schwarzes Gesicht über dessen Schulter und begann mit seiner gebräuchlichen familiären Weise zu schnattern und zu grinsen. Hodge war indeß vor Schrecken fast von Sinnen und spornte sein Pferd zur Eile an; je schneller er aber ritt, desto schneller schnatterte der Affe und desto fester klammerte er sich an, um sich vor dem Fallen zu schützen. Mittlerweile hatte letzterer jedoch ein Paket mit Kuchen entdeckt, welches der Pächter seinen Kindern mit heimbringen wollte, und da er fand, daß der Ritt weiter führte, als ihm angenehm war, so zog er dieses heraus, schlüpfte ruhig am Schwanz des Pferdes herab und sprang nach seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte zurück. Es läßt sich leicht denken, daß sich der Bauer in jener Nacht nicht am Wege aufhielt; in der That kam er halbtodt vor Schrecken in seiner Heimath an und war vollständig überzeugt davon, daß es der böse Feind selbst gewesen, der gekommen sei, um ihn vom Glauben abwendig zu machen; wie der Verlust der Kuchen zu erklären war, konnte er sich nicht denken; es ist jedoch zu bedenken, daß die Teufel aller Orte von jeher einen besonderen Geschmack an Unterrockschleppen (der schottische Name für eine Art von Kuchen) gefunden

haben und sich nicht immer davon abhalten lassen, denselben nachzulaufen.

Der Cynocephalus anubis und Cynocephalus sphynx oder Babuin der französischen Schriftsteller, sind zwei mit dem gemeinen Pavian eng verwandte Arten; da sie jedoch in Dongola und Senaar einheimisch sind, nicht so oft in England zu sehen. F. Cuvier ist der einzige Naturforscher, welcher bisher diese Thiere nach eigenen Beobachtungen beschrieben und abgebildet hat; wir haben indeß beide häufig in Menagerien gesehen und können die Genauigkeit seiner Beschreibung, so wie die Richtigkeit der Unterscheidung der beiden Arten vollkommen bestätigen, da die Zoologen noch immer über die Annahme derselben zu zaudern scheinen. Der Sphynx ist oben von dunkelgrünlicher Farbe, die hier und da mit langen schwarzen Haaren dünn gemengt ist, und an den untern Theilen fast nackt. Die Haut des Leibes ist hell bläulich, das Haar der Schenkel ins Gelblichrothe spielend, das Gesicht hell braunviolett, ebenso wie die Ohren, Handflächen und Fußsohlen, und die Augen von einem braunen Kreise umgeben. Das Thier ist schlank gebaut und länger in den Gliedern als der gemeine Pavian; seine Gestalt nähert sich fast der der Semnopitheken; die Nase ragt nicht über die Lippen hervor, und das Innere der Nasenlöcher ist weiß. Diese Beschreibung ist nach einem halberwachsenen Exemplar, welches zwei bis drei Jahre in den Surrey Zoological Gardens lebte, genommen. Es war trotz seiner Schlankheit ein starkes Thier und hielt zwei bis drei gemeine Cynocephalen und einige andere Affen, die sich im nämlichen Käfig befanden, in vollkommener Unterwürfigkeit. Ein anderes Exemplar befand sich in Wombwells reisender Menagerie, das mit demselbeu in jeder Hinsicht übereinstimmte, aber älter und größer war. Das Haar dieses Exemplars war besonders auf dem Kopfe länger als das der gemeinen Species, und ziemlich dünn, stand aber fast aufrecht, was auch der Fall bei dem eben beschriebenen Individuum war und dem Thiere ein ziemlich zottiges Aussehen verlieh. Das Gesicht war hellbraun, außer rund um die Augen und auf der Nasenspitze, die eine fleischartige Farbe zeigte; der Nasenknorpel erstreckte sich nicht bis zur Oberlippe, und die Physiognomie des ganzen Gesichtes war der des Papio gelada Dr. Rüppells nicht unähnlich. In der That scheinen diese beiden Thiere die Verbindungsglieder in der Kette zu sein, welche die Papionen und Cynocephalen verknüpft, und der Gelada ließ sich vielleicht eben so gut in das erstere als in das letztere Genus bringen. Das Scrotum war groß und fleischfarbig. Die französischen Naturforscher

legen dieser Art den sehr barbarischen Namen Cynocephalus babuin bei; es ist aber in diesem, wie in allen anderen Fällen, wo es sich thun läßt, besser, den ursprünglichen Namen Linné's beizubehalten, dem kein späterer Naturforscher, sowohl was die Schicklichkeit als Eleganz seiner generischen und specifischen Benennungen anlangt, beigekommen ist. Der Simia sphynx des großen schwedischen Philosophen ist eine Species, die es jetzt genau zu bestimmen unmöglich ist; denn obgleich sie Geoffroy mit dem Papio oder gemeinen Pavian identifizirt, so kann er doch nicht genügende Gründe für seine Annahme geben. Vielleicht sind mehr als eine Species, oder wohl gar alle drei, in dem vorliegenden Artikel eingeschlossenen, unter dem Linné'schen Ausdruck zusammengebracht; und da die andern beiden mit geeigneten specifischen Namen versehen worden sind, so wird das Beste sein, den Namen Sphynx ausschließlich auf die gegenwärtige Species anzuwenden. Die Schicklichkeit dieser Benennung für ein in den an Oberägypten grenzenden Ländern gemeines Thier ist auch in anderer Beziehung einleuchtend. Der Cynocephalus anubis, eine andere nubische Species, ist von viel dunklerem Grün als der Sphynx, und besitzt eine längere Schnauze und einen flacheren Schädel; die Backenbärte sind hellgelb und die Innenseite der Glieder silbergrau. Alle vorderen Gesichtstheile sind schwarz; die Backen und ein Kreis um die Augen fleischfarbig; die Ohren und Finger schwarz und die Gesäßschwielen violett. Vor einiger Zeit befanden sich zwei ausgewachsene Exemplare, Männchen und Weibchen, in den Surrey Zoological Gardens; das Haar war sehr lang, dunkel und nur mit einer matten Schattirung von Grün versehen; der Nasenknorpel ziemlich über die Oberlippe hinaus verlängert. Wir konnten nicht ermitteln, woher sie gebracht worden waren, halten es aber für wahrscheinlich, daß sie von Aegypten sind. Dr. Rüppell hat Exemplare dieser Art von Abyssinien mitgebracht, die jetzt in dem schönen, fast allein durch die Anstrengungen jenes ausgezeichneten Reisenden und Zoologen gebildeten Museum zu Frankfurt a. M. aufgestellt sind; es herrscht demnach kein Zweifel mehr über die Heimath des Cynocephalus anubis; über das des Sphynx sind wir jedoch nicht so im Reinen. F. Cuvier identifizirt diesen auf die sehr ungenügende Autorität Brissons hin mit dem so häufig auf ägyptischen Monumenten abgebildeten Cynocephalen, und scheint ihn demnach als einen Bewohner von Nubien und den benachbarten Ländern zu betrachten; wir dagegen sind eher geneigt, denselben für in Westafrika einheimisch zu halten, da er, wenn er in den Ländern, die Rüppell, Hemprich und Ehrenberg so sorgfältig untersucht

haben, vorhanden wäre, der Beachtung derselben gewiß nicht entgangen sein würde. Es ist also wahrscheinlich, daß die Species, welche eine so wichtige Rolle in der Mythologie der alten Aegypter spielte, deren Bild so häufig auf den Monumenten derselben vorkommt, und auf welche sich die alten klassischen Schriftsteller so oft unter dem Namen Cynocephalus beziehen, in der That der Cynocephalus anubis der modernen Zoologen ist. Wir haben so eben gesehen, daß sie von Dr. Rüppell in Abyssinien gefunden wurde; Caillaud beobachtete sie gelegentlich in Senaar und sehr häufig im alten Meroe, und die Sculpturen auf den Monumenten sind in jeder Hinsicht der Gestalt des gegenwärtigen Thieres ähnlicher als dem Cynocephalus hamadryas, der ebenfalls ein Bewohner der Länder um das rothe Meer und wahrscheinlich nur aus diesem Grunde zuweilen für das dort dargestellte Thier genommen worden ist.

Diese Species, der Derrias oder Cynocephalus hamadryas, hat einen zu auffallenden und hervorstechenden Charakter, als daß man sich leicht über ihn täuschen könnte; er bewohnt die Gebirge von Arabien und Abyssinien und erreicht die Größe eines starken Hühnerhundes, mißt mehr als 4 Fuß in aufrechter Stellung, und sitzend 2½ Fuß. Das Gesicht ist ungemein lang, nackt und schmutzig fleischfarben, mit einem helleren Ring um die Augen, die Nasenlöcher sind wie beim Hunde durch eine kleine Furche getrennt, Kopf, Hals, Schultern und der ganze vordere Theil des Körpers bis zu den Hüften ist mit langem zottigen Haar bedeckt, das auf den Schenkeln, Hinterbacken und Beinen ist kurz, und scheint mit dem ersteren verglichen, geschoren zu sein; so daß das ganze Thier eine ziemliche Aehnlichkeit mit einem rasirten Pudel besitzt. Das Haar des Hinterkopfes und Halses ist mehr als einen Fuß lang und bildet eine lange Mähne, die über die Schultern zurückfällt und in einiger Entfernung wie ein kurzer, weiter Mantel aussieht. Die Backenbärte sind breit und so nach hinten gekehrt, daß sie die Ohren verdecken; ihre Farbe, sowie die des Kopfes, der Mähne und des Vorderkörpers ist ein Gemisch von hellgrau und aschbraun, das auf jedem einzelnen Haare in zahlreichen Ringeln abwechselt; das kurze Haar der Schenkel und Extremitäten ist von gleichmäßiger aschigbrauner Farbe; an der hinteren Fläche der Schenkel blässer als an den übrigen Theilen, und zu beiden Seiten der Gefäßschwielen findet sich ein fast nackter Fleck von der Größe einer Mannshand. Der Schwanz ist ungefähr halb so lang als der Körper und wird wie bei den übrigen Pavianen hängend getragen, er endigt sich in einen langen Haarbüschel,

die Gesäßschwielen sind groß und von dunkler Fleischfarbe, die Handfläche und Fußsohlen dunkelbraun. Die Weibchen sind ausgewachsen eben so groß wie die Männchen, aber bedeutend von jenen in der Länge und Farbe des Haares verschieden. Diesem Geschlechte mangelt die Mähne, welche den Hals des Männchens schmückt, und es ist auf dem ganzen Körper mit kurzem gleichem Haar von wenig mit grün gemischter, dunkel olivenbrauner Farbe bedeckt. Kehle und Brust sind nur dünn behaart und die Haut dieser Theile, sowie die des Gesichtes, der Hände und Schwielen von dunkel rothbrauner Farbe. Hemprich und Ehrenberg, die in den Symbola physica eine sehr vollständige Geschichte und Beschreibung des Derrias gegeben haben, vergleichen das Weibchen mit einem Bär, während die starke Mähne, welche den Vorderkörper des Männchens ziert, diesem Geschlechte viel von dem Aussehen eines kleinen Löwen verleihen. Die Jungen beider Geschlechter gleichen dem Weibchen, und die starken Mähnen und Backenbärte des Männchens machen ihre Erscheinung erst wenn die Thiere zu voller Größe und reiferem Alter gelangt sind, nämlich wenn sie die zweiten Zähne vollständig besitzen. Zu dieser Zeit erleiden sie in ihrer Gemüthsart eine eben so starke Veränderung als in ihrem physischen Aussehen. Während sie in der Jugend sanft, gelehrig und muthwillig sind, werden sie, sobald sie ihre volle Entwicklung erlangt haben, mürrisch, verstockt und boshaft.

Diese Species ist in Arabien und Abyssinien gemein, findet sich aber weder in Aegypten noch Nubien. Hemprich und Ehrenberg fanden starke Heerden davon in Wadi Kanun und den Gebirgen um die Stadt Gumfud im Lande der Wechabiten sowohl, als auch in den Gebirgen oberhalb Arkiko am rothen Meere, und wir erfahren von Salt und Pearce, daß sie in dem Hochland von Tigré ungemein häufig sind. Die oben erwähnten Reisenden fanden Truppe von hundert und mehr in der Nachbarschaft von Eilet in der Tarantakette. Dieselben bestanden gewöhnlich aus zehn bis zwölf ausgewachsenen Männchen und gegen zwanzig erwachsenen Weibchen, während die Jungen der vier bis fünf letzten Jahre den Rest bildeten. Wenn man sie in kurzer Entfernung sich einem kleinen Flusse nähern sah, um ihren Durst zu löschen, so besaßen sie starke Aehnlichkeit mit einer Heerde wilder Schweine, und man bemerkte, daß die Jungen stets den Vortrab bildeten, während die alten Männchen wahrscheinlich, um die ganze Familie beständig im Auge zu haben, den Zug beschlossen. Sie schienen sich nicht im geringsten um die Gallas und Abyssinier zu kümmern, wenn

sich aber die europäischen Reisenden näherten denen sie wahrscheinlich wegen ihrer Feuergewehre mißtrauten, so verließen die Alten ihre Stellung im Nachtrab, und begaben sich zwischen den Trupp und die Verfolgenden, so daß es ungemein schwierig wurde, Exemplare von den Weibchen oder Jungen zu erlangen. Wenn sie zuerst die Reisenden herankommen sahen, so stellten sie sich alle auf die Hinterbeine um dieselben besser zu beobachten, und die alten Männchen blieben, nachdem sie die Weibchen und Jungen fortgetrieben hatten, in dieser Stellung, bis die dichte Annäherung der Gesellschaft auch sie zum Flüchten zwang, worauf die ganze Heerde ihren Rückzug auf die Berge nahm, deren Echos von ihrem kreischenden Geschrei wiederhallten. Der arabische Name dieses Thieres ist Robah oder Robbah; die Abyssinier nennen es nach Pearce's Orthographie Derrias, oder wie es Hemprich schreibt Karrai. Der zuletzt erwähnte ausgezeichnete Reisende hat angenommen, daß der Derrias derjenige Pavian gewesen sei, welcher in der reichhaltigen Mythologie der alten Aegypter eine so wichtige Stelle einnahm, und dessen Abbildung sich so häufig auf den öffentlichen und Privatmonumenten derselben wiederholt. Diese Ansicht ist jedoch, wie wir glauben, irrig. Wäre der Derrias das darzustellen beabsichtigte Thier gewesen, so würde der durch die dichte, den Hals und Schultern bedeckende Mähne verursachte Contrast zwischen den vorderen und hinteren Theilen des Thieres Künstlern, die auf die äußeren Umrisse der Gestalten eine so genaue Aufmerksamkeit verwendeten, wie die ägyptischen Bildhauer, nicht entgangen sein, auch wird diese Meinung durch weiter nichts unterstützt als durch die bloße Nachbarschaft seiner Heimath. Viel wahrscheinlicher ist es, daß das wirklich gemeinte Thier der Cynocephalus anubis war, eine Species, die, wie wir schon gesehen haben, Caillaud in dem alten Meroe, der ursprünglichen Quelle des ägyptischen Götterdienstes sehr häufig fand, und die demnach viel eher die Aufmerksamkeit der Eingeborenen erregen konnte, als ein die entfernten abyssinischen und arabischen Gebirge bewohnendes Thier. Außerdem ist auf den Darstellungen der ägptischen Monumente keine Spur einer Mähne zu sehen. Der Umriß der Figuren ist wie bei den gewöhnlichen mähnenlosen Cynocephalen vollkommen gerade und einförmig, so daß wir kein einziges Beispiel gefunden haben, wo der Vorderkörper größer oder stärker dargestellt gewesen wäre, als die hinteren Theile. Es läßt sich daraus vernünftigerweise schließen, daß diese Figuren den Cynocephalus anubis darstellen sollen, welcher die einzige andere Species ist, die diese Länder bewohnt und deren Kennzeichen

mit den Abbildungen übereinstimmen. Die Figuren auf den Gräbern und Monumenten sind meist sitzend dargestellt, auch werden zuweilen kleine metallene Statuen in den Ruinen von Memphis und Hermopolis ausgegraben; auch sind Mumien, welche den einbalsamirten Körper des Thieres enthielten, in den Katakomben aufgefunden worden. Es scheint die einzige von den Aegyptern wirklich angebetete Simienspecies gewesen zu sein; zwar sagt Strabo wo er Hermopolis als den Mittelpunkt des Cynocephalusdienstes anführt, daß die Babylonier in der Nachbarschaft von Memphis dem Cepus göttliche Ehren erwiesen, obgleich sich aber dieser Geograph sehr verschiedener Namen bedient und dieselben wirklich sehr verschiedenen Thieren angehören, so ist doch guter Grund zum Glauben vorhanden, daß in dem vorliegenden Falle beide nur ein und dieselbe Art bezeichnen. Außer dem Cynocephalus ist nie ein vierhändiges Thier auf den geheiligten Monumenten der alten Aegypter dargestellt gesehen worden, eben so wenig haben die Antiquitätensucher jemals Statuen oder Mumien irgend einer andern Gattung gefunden. Zwar finden sich ein paar Beispiele in den Abbildungen profaner Gegenstände, wie z. B. der Triumphzug eines heimkehrenden Eroberers, worin Meerkatzen (Cerkopitheken) vorkommen, auf dem von Salt in Theben entdeckten und von Minutoli (Tafel 12 Fig. 2) abgebildeten Gemälde, wo ein Affe auf dem Rücken einer Giraffe reitend dargestellt wird; dies sollte aber offenbar nur die Lokalität des Landes oder Volkes feststellen, dessen Unterjochung der Triumph zu verewigen bestimmt war, und bedeutet keineswegs eine Theilnahme an den dem Pavian erwiesenen göttlichen Ehren.

Der Mandrill und Drill.

Diese zwei höchst merkwürdigen Species, die letzten unter den Pavianen und die niedrigsten aller Simien bilden eine kleine Gruppe oder Unterabtheilung von Cynocephalen, die derjenigen, welche der Magot und andere kurzgeschwänzte Species unter den Papionen analog ist, an allen wesentlichen Kennzeichen des Genus, zu welchen sie eigentlich gehören, Antheil hat, sich jedoch von ihren Verwandten durch die beulenähnliche Gestalt des Schwanzes unterscheidet. In dieser Beziehung lassen sich die zwei in Rede stehenden kleinen Gruppen als die typischsten Formen ihrer respektiven Genera betrachten, da, wie wir wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatten, der Schwanz unter den Pavianen keine wesentliche Funktion ausübt, und demzufolge die Abwesenheit des Organs als Regel, dessen Gegenwart aber, wo er

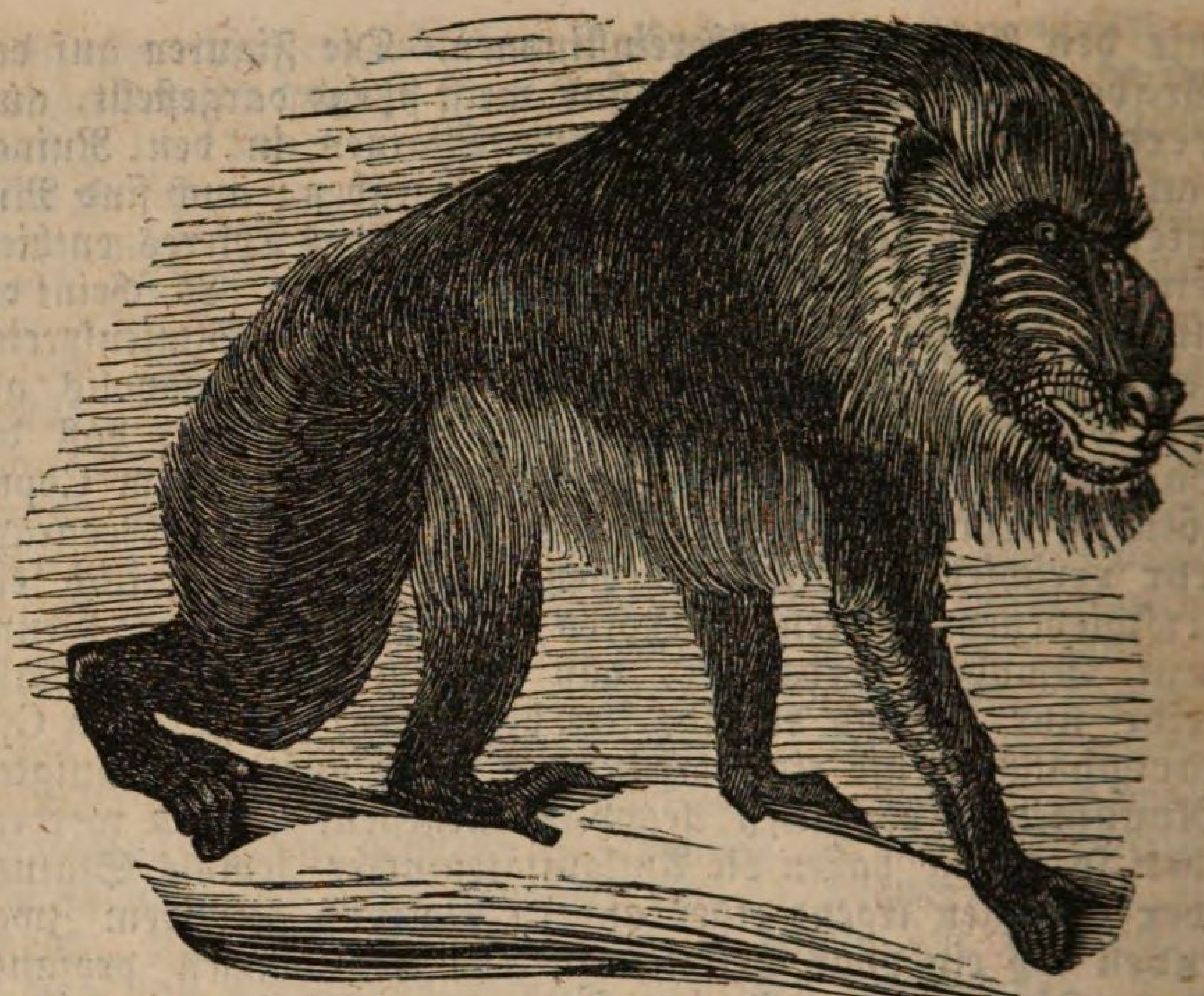


Fig. 20. Der Mandrill.

theilweise entwickelt ist, als ein bloßer Zufall oder als Ausnahme zu betrachten ist. Da indeß bei den Simien die Entwicklung dieses Organs und nicht dessen Abwesenheit Gesetz ist, so geschieht es, daß die Natur in Uebereinstimmung mit diesem allgemeinen Gesetz, der Mehrzahl der Paviane dieses Organ verliehen hat, selbst während sie dasselbe der entsprechenden Funktion, die es bei anderen Gruppen ausübt, beraubt hat, was wir für die richtige Erklärung einer Anomalie halten, die auf den ersten Anblick die Natur in anscheinenden Widerspruch mit sich selbst stellt.

Der Mandrill (Cynocephalus mormon) ist ausgewachsen der größte aller Cynocephalen und von den übrigen Species seiner Klasse leicht durch das enorme Hervortreten der Backen, den kurzen beulenförmigen Schwanz und die prächtigen bunten Farben seines Gesichtes und seiner Nase leicht zu unterscheiden. Das erwachsene Männchen ist in aufrechter Stellung mehr als fünf Fuß hoch, die Glieder sind kurz und kräftig, der Körper dick und ungemein robust, der Kopf groß, aber fast ohne Stirne, die Augenbrauen auffallend hervorstehend, die Augen klein und tiefliegend, die Backenknochen zu ungeheurer Größe angeschwellt, und zu beiden Seiten der Nase Erhöhungen von der Größe einer Mannsfaust bildend, die querüber mit zahlreichen hervorstehenden Reihen von hellblauer Scharlach- und tief purpurrother Farbe gezeichnet sind;

der Schwanz nur ein paar Zoll lang und meist aufrecht getragen und die Gesäßschwielen groß, nackt und von blutrother Farbe. Die Hauptfarbe des Haars ist oben hell olivenbraun und unten silbergrau, und unter dem Kinn befindet sich ein kleiner, spitziger Bart von dunkler Orangefarbe. Das Haar der Stirn und Schläfe ist in der Art nach oben gekehrt, daß es auf dem Scheitel in einer Spitze zusammentrifft, was dem Kopfe ein dreieckiges Aussehen verleiht; die Ohren sind nackt, an ihren vorderen und hinteren Rändern eckig, als ob sie verschnitten wären und bläulich schwarz, und Schnauze und Lippen groß, geschwollen und vorstehend. Erstere ist oben mit einem erhöhten Raume oder Saum umgeben, und so ziemlich wie ein Schweinsrüssel gebildet — eine Eigenthümlichkeit, die wir bei keinem anderen Pavian wahrgenommen haben, und die uns seiner Zeit zu der Vermuthung gebracht hat, daß der Mandrill möglicherweise die beiläufig von Aristoteles unter dem Namen Chœropithecus (χοιροπιθεκος), Hist. Anim., Lib. 2 cap. 2, erwähnte Species sein könnte, die vielleicht von den Phöniziern und anderen Kaufleuten, die mit Aegypten und Griechenland und Westafrika Handel trieben, nach den ersteren Ländern gebracht worden wäre. Andere Rücksichten schienen zu jener Zeit dieser Conjektur einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Die beulenartige Kürze des Schwanzes z. B. könnte Aristoteles leicht veranlaßt haben, den Mandrill mit dem Pithecus (πιθηκος) oder türkischen Affen zu vergleichen, und so einen Theil des zusammengesetzten Epithets, womit er das fragliche Thier bezeichnet, zu erklären, während die rüsselartige Form der Schnauze leicht die Vergleichung mit dem Schwein (χοιρος) verursacht haben könnte. So ließen sich beide Theile des von dem griechischen Philosophen angewendeten Namens genügend erklären; die Hauptschwierigkeit der Hypothese lag aber nicht in den physischen Eigenthümlichkeiten des Thieres, sondern in seiner geographischen Heimath; die civilisirten Nationen des Alterthums hatten wenig oder keine Verbindung mit den Ländern um den Meerbusen von Guinea, wo sich der Mandrill allein findet; und die Frage würde daher sehr natürlich sein, durch welche Mittel die Griechen zu Aristoteles Zeiten möglicherweise ein Thier, welches jene entfernten und unbekannten Gegenden bewohnte, kennen gelernt haben dürften. Dies ist sicherlich eine ernste, und wie wir jetzt glauben, unübersteigliche Ausstellung an der zwischen dem Mandrill und dem Chöropithekus des Aristoteles beabsichtigten Identifikation; zu der Zeit aber, wo jene Ansicht zuerst auftauchte, schien die Kraft der aus

der geographischen Heimath des Mandrill entspringenden Einwendung durch das Vertrauen, welches wir in Baron Cuviers Identifikation des Catoblepas der alten Schriftsteller mit dem modernen Gnu, einem Thiere, das einen noch entfernteren Theil von Afrika bewohnt und bisher nur am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden worden ist, setzten, sehr geschwächt zu werden. Ausgedehntere Nachforschungen haben uns später überzeugt, daß Baron Cuviers Identifikation eine irrige war, und daß der Catoblepas der Alten sich in der That auf den wilden abyssinischen Büffel bezog, von dessen Jagd durch die Eingeborenen uns Bruce im letzten Bande seiner berühmten Entdeckungsreisen nach den Nilquellen eine so unterhaltende Erzählung gibt und dessen Merkmale ebenso gut mit der alten Beschreibung des Catoblepas übereinstimmen, ohne die geographischen Wahrscheinlichkeiten zu verletzen. Der Anhaltspunkt, welchen unser erster Versuch zur Identifikation des Chöropithekus mit dem Mandrill früher in diesem Umstande fand, ist demzufolge vernichtet, und wir müssen das Thier des Aristoteles in einer andern Species suchen, die ihm eher vorkommen konnte.

Bei der Verfolgung dieser Forschung ist zu beobachten, daß man sich nicht zu sehr auf sekundäre Kennzeichen der Thiere verlassen darf, deren Namen zur Bildung der zusammengesetzten Benennungen gedient haben; wenn die Griechen die einheimischen Namen der Thiere nicht kannten, so bezeichneten sie dieselben oft mit zusammengesetzten Namen nach sehr schwachen und oft nur willkürlich gesuchten Aehnlichkeiten, so z. B. Camelopardalis, nach der eingebildeten Aehnlichkeit der Giraffe mit einem Kameel auf der einen Seite und einem Leopard auf der andern; Hippelaphus nach der angeblichen Aehnlichkeit des Nyl-ghä mit einem Pferde und Hirsch, die man in der gefleckten Haut des Thieres und im Vorhandensein einer Mähne fand; so ist es auch in Bezug auf Chöropithekus unmöglich, die Eigenthümlichkeit irgend einer Gattung von Simien festzustellen, welche Aristoteles veranlassen konnte, dieselbe mit einem Schweine zu vergleichen. Der Name Chöropithekus kommt in seinen Schriften nur einmal vor, nämlich wo er bei der Beschreibung der Schnauze des Chamäleon dieselbe mit der des Chöropithekus vergleicht. Dies zeigt, daß das Thier den Griechen wohl bekannt gewesen sein muß, weil er es sonst nicht zum Gegenstande des Vergleichs gewählt haben würde; es muß demnach die Länder um das rothe Meer bewohnt haben, und die wahrscheinlichste Conjektur, die wir nach einer reifern Betrachtung der Umstände bilden können, ist, daß der griechische Philosoph den Derrias oder Cyno-

cephalus hamadryas der neueren Zoologen meint, eine Species, die wirklich eine dünnere und längere Schnauze besitzt, als irgend ein anderer Pavian, und die selbst Hemprich und Ehrenberg, wenn sie truppweise zum Trinken an die Bergströme geht, mit einer Heerde wilder Schweine vergleichen. Wenn diese Conjektur zulässig ist, was uns sehr wahrscheinlich vorkommt, so wird es uns gelungen sein, fast alle von klassischen Schriftstellern erwähnten Simienarten genügend wieder zu erkennen; der Pithekus ist stets auf den Magot oder gemeinen türkischen Affen (Papio inuus) bezogen worden, und es ist in der That unmöglich, die Beschreibungen dieses Thieres bei den alten Schriftstellern zu verkennen. Der Cebus des Aristoteles ist, wie in einem früheren Theile dieses Werkes gezeigt wurde, nur auf den neuerlich von Rüppell in den Gebirgen Abyssiniens und des alten Meroe entdeckten Papio gelada zu beziehen; der Cepus Aelians und einiger anderen späteren griechischen Schriftsteller stimmt, wie sich ergeben hat, mit dem Cercopithecus ruber der neuern Zoologen überein; es wurde bewiesen, daß der Callitrix aller Wahrscheinlichkeit nach die schöne, in Abyssinien unter dem Namen Guereza bekannte Colobenart war; der Cynocephalus war ohne Zweifel der jetzt den Naturforschern unter dem specifischen Namen Cynocephalus anubis bekannte Pavian; und wir haben es so eben mindestens sehr gut denkbar gemacht, daß unter dem Chöropithekus des Aristoteles die einzige andere vierhändige Thierart zu verstehen war, welche diesen Theil der Welt bewohnt. Es ist unmöglich, das irgend ein anderes Raisonnement dieser Art gleich genügende Resultate geben könnte; alle alten, sich auf eine bestimmte Art beziehenden Namen sind in Betracht gezogen worden, und jede Simienspecies, von der es bekannt ist, daß sie die Länder um das rothe Meer bewohnt, ist mit einer einzigen Ausnahme, mit ihrer alten Benennung identifizirt worden. Die erwähnte Ausnahme betrifft den von F. Cuvier beschriebenen Cercopithecus griseus, von dem Dr. Rüppell verschiedene Exemplare aus Nubien und Kordofan mitgebracht hat, und wir halten es für wahrscheinlich genug, daß dies das Thier gewesen ist, welches die Alten mit dem Namen Cercopithecus bezeichnen wollten, obgleich man bis jetzt meist diesen Ausdruck für generisch bei den Römern und Griechen, sowie bei den modernen Schriftstellern gehalten hat. Es scheint jedoch vergessen worden zu sein, daß die Griechen und Römer nur zwei Cerkopithekenarten kannten, nämlich den hier erwähnten und den C. ruber, für den sie noch außerdem einen besonderen Namen hatten, es ist deßhalb höchst unwahrscheinlich, daß sie für diese beiden Thiere eine generische Bezeichnung

erfunden haben sollten, und wir halten es deßhalb für leicht möglich, daß sich das Wort Cerkopithekus in der That auf den bei Cuvier abgebildeten grauen Affen bezog.

Wir wenden uns nun zur Geschichte des Mandrill zurück. Die Weibchen und Jungen dieser Art unterscheiden sich von den erwachsenen Männchen durch die kürzere und weniger hervorstehende Schnauze, die außerdem von gleichmäßig blauer Farbe ist; die Backenknochen erheben sich wenig oder gar nicht über die allgemeine Gesichtsfläche, auch sind dieselben nicht mit den Längenfurchen versehen, welche den alten Individuen des anderen Geschlechts ein so eigenthümliches Aussehen geben, mindestens sind sie bei weitem nicht so auffallend entwickelt. Erst nach Vollendung der zweiten Zahnperiode zeigen sich diese Merkmale bei den alten Männchen; auch nimmt erst zu jener die Schnauzenspitze jene prächtige rothe Farbe an, welche sie später so merklich auszeichnet.

Der Mandrill wird von den Reisenden auf der westafrikanischen Küste oft erwähnt, und trägt je nach der Sprache oder dem Dialekt der Stämme oder Völkerschaften, auf deren Gebiet man ihn beobachtet hat, die verschiedenen Namen Smitten, Choras, Boggo, Barris ꝛc. Er wird als erstaunlich stark und boshaft beschrieben, doch sind manche Züge seines Charakters und seiner Gewohnheiten mit denen des Schimpanse verwechselt worden. Und man hat selbst diesen beiden Thieren gelegentlich den gleichen Namen beigelegt, so daß deren Geschichte in fast unauflösliche Verwirrung gerathen ist. Die Verstandeskräfte und Gewohnheiten des Mandrill sind von denen der übrigen Cynocephalen im Wesentlichen nicht verschieden, außer daß er bei vorgerücktem Alter noch mürrischer und bösartiger wird. Diejenigen, welche man im gezähmtem Zustande beobachtet hat, erlangen schnell eine entschiedene Vorliebe für spirituöse und gegohrene Getränke, was sich in der That auch bei anderen Arten derselben Klasse findet. Ein besonders schönes Exemplar, welches lange in Exeter Change und später in den Surrey Zoological Gardens gehalten wurde, trank täglich sein Quart Porter, augenscheinlich mit großem Vergnügen; er hatte selbst rauchen gelernt, obgleich diese Gewohnheit nicht so sehr nach seinem Geschmacke zu sein schien, als das Trinken, und es war ein sehr belustigendes Schauspiel, ihn in seinem kleinen Armstuhle den Porterkrug in der Hand sitzen und seine kurze Pfeife mit der Gravität und Ausdauer eines Holländers rauchen zu sehen.

Im Naturzustande wird der Mandrill durch seine große Stärke und Bösartigkeit zu einem wahrhaft gefährlichen

Thiere. Da sich dieselben meist in starken Truppen bewegen, so sind sie gewöhnlich den übrigen Bewohnern der Wälder überlegen, und sollen selbst die wilden Elephanten des Distriktes, wo sie ihr Quartier aufgeschlagen haben, angreifen und vertreiben. Sogar die Bewohner jener Länder fürchten unbewaffnet und einzeln in die Wälder zu gehen, und man sagt, daß die Mandrills selbst die Gelegenheit abpassen, wenn sich die Männer auf dem Felde befinden, um die Negerdörfer anzugreifen, alle Eßwaaren aus denselben zu rauben, und zuweilen sogar zu versuchen, die Weiber mit in die Wälder fortzuführen.

Der Drill (Cynocephalus leucophæus) ist eine mit dem Mandrill eng verwandte Species, die deßhalb auch von den meisten Zoologen lange mit demselben verwechselt worden ist. Er wurde jedoch nach einem Exemplare des Leverschen Museums von Pennant unter dem Namen Waldpavian sehr genau beschrieben und abgebildet; indessen wurden seine Eigenthümlichkeiten erst nach F. Cuviers, dem lebenden Thiere entnommener Abbildung und Beschreibung, und der detaillirten Vergleichung, welche jener ausgezeichnete Naturforscher zwischen ihm und dem Mandrill anstellte, vollständig bekannt und die specifische Verschiedenheit derselben festgestellt. Er ist ein Bewohner der Küste von Guinea und besitzt gleich dem Mandrill einen kurzen, steifen, stumpfen Schwanz, der mit kurzem, borstigem Haar bedeckt und kaum zwei Zoll lang ist. Die Backen sind weder so hervorstehend als die jener Species, noch so buntfarbig, auch ist die Größe und Stärke des Thieres etwas geringer. Die Farben des Körpers besitzen einige Aehnlichkeit mit denen des Mandrill, sind aber auf den oberen Theilen mehr mit Grün gemengt, und unten heller uud silberfarbiger. Kopf, Nacken, Seiten, äußere Flächen der Glieder, ein Band über den unteren Theil des Halses weg, und die Rücken der Vorderhände besitzen sehr langes, feines Haar, das an der Wurzel hellbraun ist, worauf aber von dort bis zu der Spitze Ringe von schwarzer und gelber Farbe mit einander abwechseln, welche beiden letzten Farben äußerlich allein erscheinen, und durch ihre Mengung den auf den oberen Theilen des Kopfes und Körpers vorwaltenden grünen Schein verursachen. Die unteren Theile des Körpers sind ebenfalls mit langem feinem Haar, aber von hellbrauner oder silbergrauer Farbe, bedeckt, und dünner bestanden, als der Rücken und die Seiten. Die Backenbärte sind dünn und rückwärts gekehrt, am Kinne befindet sich ein kleiner orangefarbiger Bart; das Haar von den Schläfen an ist nach oben gekehrt, und bildet, wo es von beiden Seiten zusammentrifft, einen

scharfen Rücken oder Schopf auf dem Scheitel, und der Schwanz endigt sich trotz seiner Kürze mit einem kleinen Büschel. Gesicht und Ohren sind nackt und glänzend schwarz wie polirtes Elfenbein; die Backenknochen bilden zu beiden Seiten der Nase glänzende Erhöhungen, wie bei dem Mandrill, nur daß sie weder so groß, noch mit derselben Reihenfolge abwechselnder Furchen und Rücken bedeckt, noch mit den glänzenden, bunten Farben gezeichnet sind, welche jene Species so auffallend machen. Die Handflächen und Fußsohlen sind bei dem Drill ebenfalls nackt und dunkel kupferfarbig; die Farbe der Haut unter dem Haare dunkelblau und die der nackten Gesäßschwielen hellroth. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen nur durch geringere Größe, kleineren Kopf und viel hellere Farben; der gleiche Fall findet bei den jungen Männchen vor ihrer zweiten Zahnperiode statt.

Pennants Waldpavian, gelber Pavian und aschfarbiger Pavian, gehören augenscheinlich alle zu dieser Species, und unterscheiden sich nur durch die dem Alter und Geschlecht der Exemplare, denen er seine Beschreibungen entnahm, eigenthümlichen Merkmale. Die Gewohnheiten und Sitten des Drill im Naturzustande sind noch nicht beobachtet worden, ja, wir finden das Thier in den Werken der westafrikanischen Reisenden nicht einmal erwähnt. Er wird in seiner Heimath wahrscheinlich, mindestens von flüchtigen Beobachtern, mit dem Mandrill verwechselt, und die Aehnlichkeit seiner Größe, Gestalt und Kennzeichen, wahrscheinlich auch seiner Gewohnheiten und Neigungen, geben dieser Vermuthung bedeutende Wahrscheinlichkeit; er wird aber jetzt häufig nach Europa gebracht, und ist den Zoologen als eine gesonderte Species wohl bekannt. Seine Gewohnheiten in der Gefangenschaft scheinen sich von denen seiner Verwandten wesentlich nicht zu unterscheiden. Die Individuen, welche wir in dem Garten der zoologischen Gesellschaft und in andern Sammlungen zu beobachten Gelegenheit hatten, waren alle von unreifem Alter und unausgewachsen, und zeigten deßhalb Nichts von jenem wilden unzähmbaren Wesen, welches meist die ausgewachsenen Paviane bezeichnet. Sie waren im Allgemeinen still, gesetzt, und sanft genug, wenn man sie nicht durch die Verweigerung ihrer Nahrung tantalisirte, oder sonst heftig reizte; bei denjenigen, welche eine gewisse Stärke und Größe erreicht hatten, begann sich jedoch die düstere Wildheit ihres angeborenen Wesens bereits zu zeigen, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß die ausgewachsenen Männchen ganz den zurückstoßenden boshaften Charakter ihrer verwandten Arten besitzen.

Inhalt des vierten Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Verzeichniß der Illustrationen.

Vierter Band.

(Serie 9.)

Wochenbände

für das

geistige und materielle Wohl

des

deutschen Volkes.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.

Mit einer Menge von Abbildungen.

Nr. 271—278.

enthält:

Die Menagerie IV.

Neue, durchaus verbesserte Auflage.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.

China und die Chinesen II. — China u. die Chinesen III. — China u. die Chinesen IV. — Darstellung des Magnetismus.

Mineralogie. — Die Wunder des Himmels. — Physiologie der Thier- und Pflanzenwelt II. — Die Menagerie IV.

Inhalt der X. Serie.

Nr. 271—278. Die Menagerie IV. — Nr. 279—284. China und die Chinesen II. — Nr. 285—289. China und die Chinesen III. — Nr. 290—295. China und die Chinesen IV. — Nr. 296—300. Darstellung des Magnetismus **(Schluß)**.

Wochenbände für das geistige und materielle Wohl des deutschen Volkes

Bd.: 271/278. 1852

Stuttgart 1852